

Melita  
Maschmann

FAZIT

Kein  
Rechtfertigungs-  
versuch

dva

Warum sind so viele Deutsche freiwillig Hitler gefolgt? Warum haben sie mitgemacht, begeistert, von ihrer Aufgabe erfüllt? Das fragen heute junge Menschen ihre Eltern, das fragt das Ausland uns alle.

Melita Maschmann fragt sich selbst: Warum habe ich mitgemacht? Mit schonungsloser Offenheit berichtet sie, wie sie zur Hitlerjugend kam, als Arbeitsdienstführerin in den Warthegau ging, BDM-Pressereferentin in der Reichsjugendführung wurde. Sie adressiert ihre Rechenschaft an eine jüdische Jugendfreundin, um sich unter einem unerbittlich prüfenden Blick klar zu werden, was sie am Dritten Reich so faszinierte, daß sie erst Jahre nach Kriegsende „von dem Teufelsrad absprang“.

Ida Friederike Görres erinnert in ihrem Vorwort zu diesem Buch an eine Figur in den Portalen der alten Dome, den „Fürsten der Welt“: vorne eine anmutige, königliche Jünglingsgestalt, hinten eine zerfressene Leiche. Wir sehen heute nur noch die schauerliche Seite des Dritten Reiches; den meisten Deutschen, vor allem den jungen Menschen, kehrte es damals jedoch seine prunkende Schauseite zu. Für diese haben sie sich begeistert, dieses verlogene Bild eines herrlichen Deutschlands haben sie - mit dem vorher unbefriedigten Drang zu verehren, zu dienen, zu opfern - zu ihrer Gottheit gemacht. Das wird in diesem Buch deutlich.

Melita Maschmann führt über die Zertrümmerung dieses Götzenbildes hinaus. Für sich selbst hat sie - vorsichtig, skeptisch, nüchtern abwägend - einen Weg gefunden, auf dem sie weitergehen kann. Sie hat ihn auch in den Büchern zu zeigen gesucht, die sie seither veröffentlicht hat, vor allem in dem Roman „Die Aschenspur“. Gegen Schluß steht dort der Satz: „Morgen kannst du dem Bann des Rudels schon verfallen sein. Es ist gefährlich, in seinen Umkreis zu geraten. Man muß sich entscheiden, und wenn man nein gesagt hat, muß man fortgehen. Verstehst du, du sollst wählen: Mensch oder Wolf?“

5. Auflage 1964

©1963 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart.

Umschlagentwurf: Edgar Dambacher.

Gesamtherstellung: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart.

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## *Liebe Melita Maschmann,*

mit Ihrem autobiographischen Fragment: *Fazit*, das Ihren Weg in den Nationalsozialismus, Ihre leidenschaftliche und gläubige Mitarbeit in der Partei und zuletzt die bittere Enttäuschung und rücksichtslos vollzogene Abkehr, erst lange nach 1945, beschreibt, haben Sie uns ein weit wichtigeres Buch beschert, als Sie wissen oder beabsichtigen können. Ihre Intention dabei, – falls ich Sie richtig verstehe – war eine klärende Niederschrift Ihrer Erlebnisse und Erfahrungen in jenen wildbewegten Jahren 1933-1945: geleistet, gleichsam im Angesicht einstiger jüdischer Kindheitsfreunde, versuchend, ihnen – und Ihnen selbst ein Urteil zu erleichtern, ja möglich zu machen über das Warum, Wieso. Doch meine ich, dass daraus mehr geworden ist als nur die Schilderung eines Stückchens privaten Menschenschicksals.

Richtig gelesen, könnte dieses Buch vielen Menschen ein Markstein der Besinnung, ja des Umdenkens werden. *Richtig* gelesen – man kann das gar nicht dick und hart genug unterstreichen. Sagte doch Goethe zu Eckermann: «Die guten Leutchen wissen nicht, was es einen für Zeit und Mühe gekostet hat, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, dass ich am Ziel wäre.»

Was soll man dann vom heutigen Publikum erwarten? Sie müssen sich auf mindestens zwei grundfalsche Reaktionen gefasst machen: Einmal, dass viele einfach den Versuch einer Mohrenwäsche darin finden werden, eine Rechtfertigung, ja Verteidigung, sogar eine verkappte Lobpreisung wenn nicht des Nationalsozialismus, so doch der Hitlerjugend; eine Art Enthüllungs-Unternehmen mit neuem, nämlich positivem Vorzeichen. Dann wissen wir ja, dass es noch unzählige durchaus ungewandelte, in der Wolle braungefärbte, gleichsam eingemottete Nationalsozialisten gibt, die sich beleidigt aber verstockt in ein trotziges Schweigen zurückgezogen haben. Vielleicht werden sie Morgenluft wittern – auch wenn sie Ihnen den Schlussbericht über Ihre Enttäuschung und Abkehr sehr übel nehmen werden – durch den ersten Teil werden sie sich doch sehr rehabilitiert fühlen. Andere, viele, werden wenigstens den Versuch einer persönlichen Entschuldigung und Ehrenrettung für Melita Maschmann darin finden:

«Doch alles, was mich dazu trieb, Gott! war so gut!  
ach war so lieb!»

und die Achseln zucken: was geht uns das an? Ändert es auch nur das Geringste am Aspekt des Ganzen, wenn uns hier schwarz auf weiss geschildert wird, wie ein netter und liebenswerter junger Mensch – und wie viele mit ihm – blind und zutraulich ins Chaos getappt ist?

Seit 1945 ist bei uns ein weitverzweigtes und tiefschürfendes Bestreben im Gang, das sich unter dem Stichwort: «Bewältigung der Vergangenheit» zusammenfassen lässt. Gleich nach dem Verebben der Katastrophewelle begann dieses Sammeln, Sichten und Ordnen unabsehbaren Materials, um das gigantische historische Phänomen Nationalsozialismus nach Herkunft, Entwicklung, Struktur, Wirkungen systematisch zu durchleuchten. Man kann wohl sagen, dass heute bereits ein ziemlich lückenloses Gesamtbild dieses Stoffes vorliegt. Aber Ihr Buch erweist, dass es eben doch – und zwar an wichtigen Linien – noch weisse Flecken enthält. Denn, wie das schon bei menschlicher Bemühung ist, manchmal verlagern wir die Probleme wie Schutthaufen, statt sie aufzulösen. So etwa hier. Je mehr Helle sich über den Umfang und Ablauf der äusseren Geschehnisse ausbreitet, desto dunkler wird die innere Problematik – nämlich die der Menschen, die beteiligt waren. Auch hier hilft sich der Ordnungssinn, der Unbegreifliches nicht gerne duldet. Er unterscheidet die Leidenden von den Handelnden, er stuft selbst die Handelnden in vielfache Schattierungen – nicht nur die der Entnazifizierung. Umso schwärzer ballt sich das Rätsel über der letztübrigen Gruppe der eigentlich Verantwortlichen, wie sie noch kürzlich in der Figur Eichmanns erneut vor unsere Augen getreten sind: der Funktionäre, der Führenden, der Fanatiker. Was sind, was waren das für Menschen? Auch hier bemüht sich die Psychologie. Sie hat aufgedeckt, wieviel an ausgesprochenen Psychopathen darunter waren, verkrachte Existenzen, Sadisten, Pervertierte, Macht- und Ressentimenttypen, Intriganten und sonstwie angeschlagene Menschen, durch merkwürdige Umstände agglomeriert, einander tausendfach in den Abwegigkeiten verstärkend zur Führerkaste verbündet.

Genau da kommt nun Ihr Buch daher, wie treuherzig pfeifend, und scheint zu sagen: «Liebe Leute, auch ich war ein Funktionär, auch ich war Führerin – im BDM, im RAD, in der HJ-Presse – und zwar hundertzwanzigprozentig, mit Leib und Seele, total und rückhaltlos. Und ich war es freiwillig, aus eigenster Wahl, von Anfang an – kein Mensch hat mich gezwungen, niemand hat mich eingeschüchtert, niemand hat mich bestochen – die Sache selbst hat mich magnetisch, magisch angezogen. Ich war und bin kein Psychopath, keine kriminelle Natur, kein Prolet,

kein Barbar, auch nicht dümmer als andre, wie mein Buch zeigt, sogar im Gegenteil. Ich war ein wohlerzogenes, gutgeartetes Mädchen aus gutbürgerlicher Familie. Und ich bin nicht vor die Hunde gegangen, im Gegenteil, ich habe das volle Glück persönlicher Entfaltung gefunden, Zugang zu Musik und Dichtung, zu harter Arbeit und herrlicher Kameradschaft, ich habe mit Freuden mein Ich und alle Privatwünsche geopfert und habe darin die hohe Zeit meines Lebens geschenkt bekommen. Hier steh ich, ich kann nicht anders – nun stuft mich ein, wie ihr wollt.»

Ja, das sprengt nun freilich eine weitakzeptierte Schablone. Manche Verlegenheit darüber wird sich im Ärger Ihrer Leser äussern. Sie werden an der Redlichkeit Ihrer Sinnesänderung zweifeln, nicht merkend, dass sie damit nur einem versteckten Moralismus huldigen, dem es nicht passt, dass der Sünder von seiner Sünde auch noch Spass und Gewinn gehabt haben will. Sie meinen, der Bekehrte müsste zumindest erklären, der Apfel habe schon damals bitter geschmeckt.

Doch dies ist alles Schale und Nebenwerk. Mir springt gerade aus diesen Bekenntnissen die für mich zentrale Aussage Ihres Buches in die Augen: nämlich die ungewusst und ungewollt *religiöse*, «Die Wahrheit der modernen Geschichte enthüllt sich nur demjenigen, dem sich ihre religiösen Wurzeln nicht verschleiern.» (Gustav Siewerth).

In den Portalen unsrer alten Dome steht häufig die Figur des «Fürsten dieser Welt»: vorne eine anmutige, königlich geschmückte Jünglingsgestalt, hinten aber eine zerfressene Leiche, aus der das Skelett ragt, von Schlangen und Kröten behangen: sein «wahres Gesicht».

Sehen Sie: Die eingangs genannte Arbeit zur Bewältigung der Vergangenheit hat die scheussliche Seite des nationalsozialistischen Phänomens vor aller Welt offengelegt. Das hat u.a. die merkwürdige Wirkung, dass sich heute räumlich wie zeitlich Fernstehende – Ausländer also, Emigranten, aber auch unsere jüngere Generation – einfach nicht mehr vorstellen können, wie einst die Tarn- und Trugseite ausgesehen haben mag. Sie vergessen, dass die Greuelgestalt, die wir heute kennen, damals nur den sehr Scharfsichtigen überhaupt wahrnehmbar war, weil sie tatsächlich nicht nackt aufgetreten ist, sondern in hohe und strahlende Vorwände gekleidet. Und erst recht, dass diese Tarnfigur Sie und Ihresgleichen faszinieren konnte, weil Sie etwas Vermisstes, Heissgesuchtes in ihr zu erkennen glaubten.

Denn die Vorstellung, dass pure Ideologien, Schlagwörter, Werbungslügen aus eigener Kraft so epidemische Wirkungen auslösen, scheint mir durchaus unzureichend. Vielmehr verdanken sie ihre durchschlagende Wucht dem, was sie in den Hefen der Herzen ansprechen, in Bewegung

setzen, sich verbünden. Eine elementare Kraft musste gereizt werden, eine heftig erdüstete Erfüllung versprochen, um in reinen Herzen – *nur von diesen rede ich hier!* – die Ströme heisser Leidenschaft zum Fliessen zu bringen, die Sie mitgerissen und umgeschmolzen haben.

Nun muss ich freilich etwas weiter ausholen, um mich Ihnen – vielleicht – verständlich zu machen.

Ich glaube, im Menschen steckt ein angeborener Drang, seine Wurzeln zu ehren, seinen Ursprung heilig zu halten. Nicht bewusst, nicht überlegt, so wenig wie der verwandte Drang, seine Früchte zu sehen und zu besitzen. Ist doch der Mensch mit seinem Schicksal ein Ganzes, wie die Pflanze mit Wurzeln, Stamm, Blättern, Blüten und Früchten. Dieses: eingebettet zu sein in ein Lebensgewebe, das grösser ist als ich, wichtiger, wertvoller, das mich umfasst und erhält und an dem ich mit allen Fasern teilhabe: ein Urbewusstsein, das unsre Zeit schon lange verschüttet hat, das sich aber offenbar nur begraben, nicht austilgen lässt. Aller Ahnenkult scheint mir hier zu entspringen, alles Gräberwesen, Ehe-Heiligkeit, Weihe der Geburt, alles Selbstverständnis des Adels, Helden- und Fürstenverehrung, Stammesgötter und Stammesethos. Diesen Drang meint auch das Vierte Gebot der Bibel, das sich gewiss nicht bloss auf die individuellen Väter und Mütter bezieht, sondern eben auf eines jeden Ursprung in seinen Erzeugern. Hier wurzelt die Pietät, das Fundament aller fernöstlichen Kulturen, die Lehenstreue des Mittelalters, das ganze weitverästelte Phänomen der vaterrechtlichen Gebilde, das Geheimnis der Autorität, auctoritas überhaupt, das ja Macht und Hoheit aus der Urheberschaft ableitet. Aber «Es», dieses namenlose Gefühl (sagen wir behelfsweise Gefühl, es ist natürlich weit mehr) umschliesst nicht nur Personen, es bezieht, in immer weiteren Ringen, noch die zugehörige Umwelt ein:

Haus, Landschaft, Grund und Boden, Sprache und Sitten, in aufsteigenden Bewusstseinsstufen Volk, Nation, Staat. Es schafft sich Symbole und verdichtet sich in Gegenständen, in Kronen und Fahnen, in Königsschmuck, in heiligen Stätten und Bauten, in Riten und Denkmälern, in Opfern und Festen. Fast unzählig sind die Fäden, die den Menschen in immer weitergespannten Kreisen in diesem seinem Lebensganzen halten, von dem er Teil, Glied, Zelle, Repräsentant, Frucht und zugleich neuer Same ist.

Merkwürdig, dass dieses Bedürfnis, dieser Drang, Durst, Trieb, wie wir es auch nennen wollen, eigentlich keinen Namen hat. Pietät bezeichnet es doch nur innerhalb des innersten Ringes, Heimatliebe wieder einen Sektor, Patriotismus ist schon ein Abstraktum und ein Gummibegriff, selbst Vaterlandsliebe klammert zu leicht die inneren Bezirke aus. In der Entartung und Verabsolutierung heisst es Nationalismus. Religiosität ist viel zu blass und dürftig, aber Religion ist es erst recht nicht, obschon

tief mit ihr überkreuzt und durchwachsen. Nennen wir es, hilflos und behelfsweise, Ehrfurcht vor dem, was auf Erden vor uns war, aus dem wir kommen und was aus uns und ihm nach uns kommen soll? Aber Ehrfurcht ist viel zu kühl und distanziert. Denn dieser Drang ist einer der Glühpunkte unsres Wesens, genau wie der Eros der Geschlechter, nur ihm vergleichbar an Intensität und Gewalt, er strömt aus allen Bereichen unsres Wesens, verhaftet Leib und Sinnen, Herz und Gemüt, Seele und Geist.

Und nun fragen wir: Was existierte von diesem ganzen Bereich im Deutschland Ihrer Kindheit und Jugend? Was an lebendiger Wirklichkeit, an Bindungen, an Gestalten – was auch nur an Namen und Zeichen? Doch rein gar nichts.

Freilich, im ganzen Bereich Europa war jenes Urgefühl zutiefst erschüttert, zersetzt, verdeckt, seit der Kult des Individuums in der Loslösung von all seinen gegenständlichen Wurzeln auf der ganzen Linie gesiegt hatte. Aber einzelne der Ringe waren doch – für viele Menschengruppen – mehr oder weniger intakt. Andre hatten solche Werte und Formen wenigstens noch in der Kindheit gekannt, besaßen sie zumindest als Erinnerung. Eine junge russische Emigrantin schrieb, als sie von der Ermordung ihres Zaren hörte, in ihr Tagebuch den ergreifenden Satz: «Meine Ergebenheit hat keine Stätte mehr.»

Ihre Ergebenheit, liebe Melita, hat nie eine gehabt. Sie standen in dieser Hinsicht einfach in einer Wüste. Es gab nicht einmal mehr die Ahnung, zum Beispiel, von heiliger und ehrwürdiger Elternschaft. Dem Zivilisationsbürger waren Vater und Mutter Privatpersonen wie alle andern auch, nach Wert und Unwert ihrer Individualität zu messen. Und in Ihrem Fall war das Ergebnis Konflikt und Resignation und hoffnungslose Einsamkeit der Heranwachsenden. Nach 1918 war selbst das längst entleerte, verfälschte und verblasste Symbol des Kaisers verschwunden. Der Staat war bloss vorhanden, notwendig, aber ohne Hoheit und Würde, nur nach seiner Nützlichkeit und seinem aussenpolitischen Ansehen zu beurteilen, und mit beiden war wenig los.

Den Begriff einer religiösen Gemeinschaft kannten Sie überhaupt nicht, im liberal-ungläubigen Randbezirk des Protestantismus aufgewachsen. Nur eines verband Sie noch mit jenem Urphänomen: der vage, immerhin stark gefühlsbetonte Begriff Ihrer Eltern von «Deutschland», das wie ein seltsames nächtliches Leuchten über Ihrer Kindheit hing, mit dem Sie die Vorstellung verbanden von etwas Hohem, Gestürzttem, Gekränktem, unendlich kostbar, aber verfallen und immer mehr versinkend.

Nichts war da, was rief, forderte und band. Nichts, wofür es sich zu leben, zu kämpfen, zu sterben gelohnt hätte.

Und in dieser Leere und Öde begegnete Ihnen das Phantom, das sich als



jenes Ganze, als Gestalt des Ursprungs und der Zukunft zugleich ausgab. Die Formeln: Blut, Boden, Rasse, Volk, Führer, Reich füllten sich jäh und unwiderstehlich mit der ganzen ungewussten Flut jener ausgehungerten Sehnsucht nach der Einheit des Lebens als Heimat im gestuften Sein.

Seien wir uns doch klar darüber: Der Verdurstende stürzt sich auf jede trübe Pfütze. Dem Verhungerten erscheint der Mülleimer als köstliches Angebot. Was haben wir im Krieg nicht alles als Ersatz gegessen! Und Kinder, die an Kalkmangel leiden, kratzen Mörtel von der Mauer. Und es versprach nicht nur: es *forderte*, und es forderte ganz. Dies war wohl der zweitgrösste Zauber, der vom Dritten Reich ausging. Denn im wohlgearteten jungen Menschen, der seiner entfaltungsheischenden und wirkbereiten Kräfte bewusst wird, liegt ja auch der unbändige Wille, sie einzusetzen für etwas, das sie wert ist. Freilich hat auch dieser Wille zum Dienst, zur Einordnung, zum Gehorsam seine Gefahren wie seine Karikaturen – welche menschliche Anlage und Einstellung hätte keine? Aber zunächst ist er ein ungeheures Angebot, eine uferlose Hoffnung. Zu Ihrer Zeit blieb er fast durchwegs ohne Antwort und ohne Beachtung. Nur zwei Mächte forderten noch: die beiden, die dem Nationalsozialismus Widerstand geleistet haben. Die eine war der Kommunismus – der ja ebenfalls einen zu verehrenden Ursprung anbot, den sozialen der Klasse statt des vitalen der Rasse, und der ebenfalls ein Ganzes zeigte, für dessen Zukunft in bedingungslosem Einsatz zu leben und zu sterben war. – Ich bin überzeugt, dass Sie bei nur kleiner Verschiebung Ihrer äusseren Bedingungen ebenso gut dort hätten landen können – es kam Ihnen ja nicht auf Vorzeichen an, nur auf das Aufgerufensein. Die zweite Macht war der christliche Glaube. Aber wir wissen ja um den Tiefpunkt, in dem er sich damals befand (ach, nicht nur damals!). Man bot ein Christentum zu kleinen Preisen an, bequem und ungefährlich, an dem sich kein Spieser einen Muskel zu verheben brauchte. Es ist eine grimmige Tragik, dass damals in grosser Breite erst der Gegner den Gläubigen wieder zu der Haltung erzogen hat, durch den aufgenötigten Widerstand, der ihm von Anfang hätte eigen sein sollen. Wb aber der Glaube noch ganz und fordernd auftrat, dort hatte er seine verschworene Gefolgschaft. Darum meine ich auch, dass Menschen, die ihr anzugehören das gänzlich unverdiente Glück hatten, am ehesten imstande sein müssten, Ihrem Weg und Ihrem Schicksal gerecht zu werden, wie ich es hier versuche. Von dieser letzten Möglichkeit ahnten Sie ja nichts. Sie standen auf und folgten dem Ruf, den Sie vernahmen, mit dem ewigen: Hier bin ich. Wie kann man sich wundern, dass Sie dabei das jubelnde Glück der Erfüllung

erlebt haben, das nun einmal zur echten Liebeserfahrung gehört? Nun war ja Ihre winzige billige Vorhandenheit dienend und wirkend eingestiftet in ein gewaltiges Schicksal, das zugleich als das Eigenste zu verwirklichen und als das Hohe zu verehren, ja anzubeten war. Und traten Sie – vermutlich ohne es zu wissen – nicht zugleich in ein reiches Erbe der vorangegangenen Generation ein, nämlich der hündischen Jugendbewegung, die in ein paar Jahrzehnten einen Lebensstil, ein buntes Reich von Formen geschaffen hatte, die dem jungen Menschen wirklich gemäss waren, befreiend, entfaltend, steigernd und prägend? – Es war grosse politische Klugheit der Hitlerjugend, dass dieser Formenschatz sofort übernommen wurde, Fahrt und Fest, Lagerfeuer, Musik, Volkslied, Volkstanz, Leibesübung – alles, was einst der «inneren Wahrhaftigkeit» und freien Menschlichkeit zum Gedeih gedacht war, nun umbiegend zum straffen Dienst am Nationalismus. Aber das hat ja zunächst den Formen, wo sie noch unverstümmelt blieben, nichts von ihrer beglückenden Wirkung geraubt – die Entseelung kam erst nach. Sie haben diese Dinge erlebt und genossen wie wir andern in den echten, bald verbotenen Bündeln der selbständigen Tradition. Warum sollen Sie denn nicht dankbar aussprechen dürfen, wie schön das war?

Das kann doch wirklich nur jenen Typ von Moralisten schockieren, die da meinen, Gott gleiche ihnen. Denn sie gönnen ja dem Sünder keine Freude und am wenigsten in seinem Unrecht. Sie verlangen von dem Mädchen, das einen Unwürdigen geliebt hat, es sollte die Liebe und das Glück bereuen und nicht, dass sie an einen Halunken vergeudet waren. Aber Gott ist redlich und seine Schöpfungsdinge halten auch auf dem Weg zum Abgrund ihren Pakt: die Sonne scheint eben und der Regen fällt über Gerechte und Ungerechte – ob es den Gerechten passt oder nicht. – Wie sehr gönne ich Ihnen diesen Schatz reiner und froher Erinnerungen!

Doch die Katastrophe war unabwendbar. Denn es fehlte Ihnen ja jeder, aber auch jeder Massstab einer Unterscheidung zwischen Wort und Sache. «Da ihr die Urbilder in ihrer himmlischen Klarheit verachtet habt, müsst ihr nun vor den höllischen Zerrbildern erzittern», sagt Franz von Baader. Das galt für das ganze deutsche Volk. Aber Sie ahnten nicht einmal die Existenz der Urbilder, Sie nahmen die Zerrbilder für das, was sie angaben. Sie verfielen der nationalen Leidenschaft aufs Haar genau wie ein junger Mensch der erotischen, der noch nie etwas von Ehe und überhaupt von Normen und innerem Gesetz der Liebe gehört hatte. Sie dachten, wie viele Verliebte, dass der Gegenstand der Liebe selbst sein einziges Gesetz sei, keiner andern Ordnung untertan, Herr über das Gewissen der Liebenden. Diese Erfahrung steckt ja in der Aussage, dass Eros ein Gott sei – so hat auch Ihre Leidenschaft den absoluten Wert beansprucht. Nicht Hitler, nicht die Partei, nicht das System:

Deutschland war Ihr Idol, Deutschland war Ihre einzige Religion. Sie haben zu Deutschland gebetet, nicht für Deutschland. Sie haben sich damit identifiziert bis zur Aufgabe der eigenen Persönlichkeit. Sie haben Ihr eigenes Herz und Gewissen gedrosselt, wenn Ihr Dienst es verlangte, wie Sie es schmerzlich und tapfer bekennen. Die Stellen, an denen Sie über diese wahrhaftige *participation mystique* berichten, sind für mich die eindrücklichsten und aufregendsten des ganzen Buches. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, war selbst Hitler Ihnen nichts als der oberste Diener, der Willensträger und Willensvollstrecker dieses höchsten Wesens: Deutschland. Und sehr folgerichtig empfanden Sie Hass auf die Polen nur dann, wenn Sie sie beten sahen: in der durchaus treffenden Erkenntnis, dass hier der eigentliche Punkt und Kern der Rivalität steckte. In andern Worten: Deutschland war Ihr Götze.

Aber was heisst das im Grunde? Was geschieht, wenn Menschen unsrer Tage sich Göttern zuwenden?

Hier sehe ich noch einen andern Zusammenhang durchschimmern. Ich muss ihn auszusprechen versuchen, wenn er Ihnen auch ganz verrückt vorkommen mag. Es kann nur ein Versuch sein und ich weiss, auf welchem unsicherem Boden ich mich bewege.

Also: Ich glaube, dass es nicht nur den vielberufenen Zeitgeist gibt, sondern auch Geister, die in der Zeit mächtig sind. Nicht zuletzt die Engel der Völker, die in der Bibel da und dort, dunkel und doch deutlich genug, vorkommen. Mächtige geistige Wesen also, die wirkend in unsre Welt hineinstrahlen und handeln. Als persönliche Folgegeister, als Schutzengel, sind sie der christlichen Vorstellung noch eher vertraut, und entsprechend auch als persönliche Versucher und Verführer. Wie aber, wenn auch die Völker zweierlei Begleiter hätten – ihre «Fürsten», wie die Bibel sie nennt, die den grossen Gemeinschaften lenkend und inspirierend zugesellt sind, wie das Abendland, wie Deutschland und Frankreich einst an Michael glaubten – aber auch feindliche, bedrohende, verführende Widersacher?

Die Heiden wussten und wissen ja immer um Stammes- und Stadtgottheiten, und die Kirche anerkannte den Kern dieser Tradition, indem sie den christlich gewordenen Völkern heilige Patrone zuteilte, himmlische Schützer und Leitbilder und Weihestätten, Heiligtümer errichtete gleichsam als Segenszentralen einer Landschaft. Ich gebe hier einem Dichter das Wort, C. S. Lewis, den ich zu den paar sehenden und wissenden Menschen unsrer Zeit zähle.

In seinem grossen Roman: «That Hideous Strength» (deutsch Die Böse Macht, aber lesen Sie es lieber im Original, die Übersetzung hat leider gerade die metaphysischen Pointen verwischt –) dem letzten Band seiner gedankenreichen Planetentriologie, lässt der Dichter einen kleinen Freundeskreis zögernd und tastend diesen Gedanken durchspielen. Wie sollte

man auch sonst davon sprechen? Jedes Volk, heisst es da etwa, steht im Bann von zwei «Folgegeistern», (wie unsre Vorfahren gesagt hätten) von zwei Leitbildern, die es durch die Geschichte verfolgen und diese Geschichte bestimmt sich wesentlich danach, welches von beiden sich durchsetzt, welches überwunden und verdrängt wird. Das eine ist das Inbild der schöpfungsmässigen Berufung und Sendung eines Volkes, das zweite das Wahn- und Zerrbild, das seine bösen Potenzen verdichtet und gestaltet. Vielleicht trägt das gute Inbild Züge des Engels, der diesem Volk zugeordnet ist? Und wer kann sagen, was das zweite ist, nur Widerspruch und Karikatur des ersten, oder das Wunschbild seiner niedersten Menschen, eine gigantische Hochstapelei – jedenfalls aber Köder und Werkzeug für den bösen Dämon, der das Verderben dieses Volkes betreibt?

«Logres», König Arturs Reich, heisst in diesem Roman das Stichwort für das «wahre» England, Britain sein Gegenbild. «England ist das Schwanken zwischen Logres und Britannien.» In China wäre es vielleicht «die Ordnung des Himmels», in Frankreich die «göttliche Klarheit», deren wüstes Gegenbild die Göttin Vernunft war. Immer umschweben beide Möglichkeiten ein Land, wie begleitende Schatten, immer kommt eine oder die andre zum Durchbruch, in wechselnden und auch verschieden reinen und starken Verleiblichungen. Der Roman erzählt von einer Krise, in der Britannien bereits alle Chancen in der Hand hat, aber durch eine kleine Gruppe Logres-Gläubige im letzten Augenblick überwunden wird. Oft bestand Logres ja nur mehr aus einer Handvoll «Greise, Frauen, Knaben», die trotzdem die Überlieferung wahrten und weiterreichten.

Nun – ich meine: zu den «Logres»-Worten Deutschlands gehören nun einmal «das Reich» und «der Kaiser», mögen sie auch fern und fremd wie Sternbilder geworden sein und jede Verkörperung unvorstellbar. Beide freilich nicht als «normalpolitische» Projekte, sondern so, wie etwa Bergengruen in seinem Gedichtzyklus vom Ewigen Kaiser (dem viel zu wenig bekannten Werk!) es ausgesprochen hat. Trotz Friedrich Heer – der Reichsgedanke war nicht nur ein Irrlicht und Alptraum der Nation; er war auch in der Geschichte einmal erschaut und gedacht als der irdische, örtliche und doch legitime Abglanz des Gottesreiches und als sein Statthalter, worüber manches zu sagen wäre, was nicht hergehört. – Nun ist dieses Bild freilich entheiligt, verweltlicht, brutal aus allen Zusammenhängen gerissen und zuletzt zum gestürzten Götzen geworden. Wie sehr hat jenes Baaderwort, das ich Ihnen oben zitierte, hier Recht behalten! Nachdem wir die Urbilder in ihrer himmlischen Klarheit vergessen haben, die sich einst aussprachen in den Reichskleinodien – kennen Sie die Symbolik der Krone und des Reichsapfels? – in den Kö-

nigs- und Kaiserweihen, im Kult des Erzengels Michael und der heiligen Kaiser und in der Bausprache seiner Dome – haben wir dafür die Bismarcktürme und Walhallen, die Germanias und sonstige Hünenweiber, das Völkerschlachtdenkmal und zuletzt eben das Dritte Reich eingetauscht.

Ich glaube nun einmal nicht, dass ein solches Aufflammen menschlicher Angebote in Leidenschaft und Hingabe einfach in den kalten Raum verdampft. Ich glaube, dass die widergöttliche Macht, nennen wir sie ruhig beim Namen, dass der Satan so etwas nicht ungenutzt lässt, wenn es darum geht, «Michael» zu bekämpfen und das Gesicht eines grossen Volkes zu zerstören – und damit vielleicht seinen Auftrag in der Welt. Ich sehe hinter dem schrecklich mythisierten Deutschland, dem Sie dienen, Züge eines dämonischen Wesens, das durch die Hekatomben, die es forderte, wie nur je ein Götze Feindblut, Gefangenenschlachting der Urzeit, seinen Charakter enthüllt: in der Ablenkung und Usurpation der Anbetung auf die eigene Sonderheit, vollendet im millionenfachen Menschenopfer.

Bedenken Sie das einmal, es ist nicht so verrückt märchenhaft, wie es klingt.

Aber das letzte – und schmerzlichste Ergebnis ist meines Wissens dies: Dass nun für uns, und auf lange Sicht, die Logres-Worte zerstört sind. Das Idol ist gestürzt, aber sein Platz ist leer. Jene «Ergebenheit», jener dunkle ungeheure Drang zur Verehrung und Aufopferung ist wieder verschollen, unaufgerufen, was schlimmer ist: tabu. Das bedeutet eine Verstümmelung auf wie lange? Und ist er möglicherweise wieder durch einen verzweifelden, elementaren Ausbruch auferweckbar –?

Lichtenberg sagte seinerzeit von der französischen Revolution: «Das Traurigste, was sie für uns bewirkt hat, ist unstreitig das, dass man jede vernünftige und von Gott und Rechts wegen zu verlangende Forderung als einen Keim der Empörung ansehen wird.» Genau dies gilt abgewandelt für uns. Jeder vernünftige, von Gott und Rechts wegen gute und notwendige Anruf an diese tiefe Herzenskraft steht nun unter dem Odium des Nationalismus, der Gefährlichkeit, der Lächerlichkeit. Wann wird diese Besudelung jemals abzuwaschen sein? Und was soll aus einem Volk werden, aus einer Jugend, deren Begeisterung und Opferwille überhaupt nicht mehr angerufen wird, denen alles, was nur in diese Richtung geht, verdächtig oder spottwürdig erscheint? Dies erscheint mir als eine der schmerzlichsten Fragen unsrer Gegenwart – und damit Zukunft. Denn dieser menschliche Urtrieb ist nicht ausgerottet – er hungert, wartet, er wird antworten, wenn er beansprucht wird – von wem? Könnte es sein, dass «Europa» der neue Name, das neue Logres-Wort werden könnte, das diese Strahlen auf sich zieht?

*Ihre Ida Friederike Görres*

Dies ist, seitdem wir uns zum letztenmal gesehen haben, also in einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren, mein zweiter Brief an dich. Den ersten schrieb ich dir 1948, bald nach meiner Entlassung aus der Internierung. Ob er dich erreicht hat, weiss ich nicht. Er ging an deine Mutter, von der ich erfahren hatte, dass sie sich in New York befände.

Seit damals habe ich das Gespräch mit dir oft und oft fortgesetzt, wachend und im Traum, aber ich habe niemals wieder versucht, etwas davon aufzuschreiben.

Heute nun drängt es mich dazu. Der äussere Anlass ist belanglos: auf der Strasse sprach mich eine Frau an, deren Kopfhaltung mich plötzlich mit grosser Eindringlichkeit an dich erinnerte. Was aber mag der Grund dafür sein, dass ich mich jetzt, sofort nach meiner Heimkehr, hinsetzen muss, um dir zu schreiben?

Vielleicht hat sich inzwischen, ohne dass es mir bewusst geworden wäre, ein Fazit in mir vorbereitet, das gezogen werden soll.

Ach, was für ein Weg musste von euch und von uns zurückgelegt werden – mitten durch eine Menschheitskatastrophe hindurch – seitdem ich dein Vertrauen mit Gleichgültigkeit, ja mit Feindschaft belohnt habe.

So weit es mein eigener Weg war, habe ich ihn im letzten Jahrzehnt oft bedacht. Geschehenes Unrecht wird durch solche Einkehr nicht aufgehoben. Aber vielleicht ermöglicht sie es dem Einzelnen, in der Zukunft lauerndes Unrecht früher zu erkennen und ihm nicht abermals zu verfallen.

Ich möchte versuchen, das Resultat meiner rückschauenden Überlegungen noch einmal in deiner geistigen Anwesenheit zu bedenken. Du wirst mich zwingen, genauer dabei zu verfahren, als ich es, mir allein überlassen, könnte.

Freilich, wirst du überhaupt bereit sein, mir zu folgen? Erbittle ich nicht etwas von dir, was du als Zudringlichkeit empfindest?

Fürchte nicht, dass ich mich rechtfertigen will. Auch das Verhängnishafte einer Entwicklung schliesst persönliche Schuld nicht aus, ich weiss es. Was ich mir erhoffe, zu erhoffen wage, ist, dass es dir nach und nach möglich würde, auch für die falschen und sogar für die bösen Schritte, über die ich berichten muss, (nicht eine Entschuldigung) aber ein Verständnis zu finden, das die Voraussetzung schaffen könnte für einen dauernden Dialog.

# 1

30. Januar 1933! Wir haben diesen Tag beide in Berlin erlebt, aber damals kannten wir uns noch nicht. Erst an Ostern kamst du in meine Klasse. Welche Erinnerungen du mit dem «Tag der Machtergreifung» verbinden magst, weiss ich nicht. Sie werden von einer dunkleren Stimmung getönt sein als die meinen.

An diesem Tag sollte die Hausschneiderin ein Kleid meiner Mutter so ändern, dass ich es tragen konnte. Vor den ermüdenden Anproben fürchtete ich mich, aber die Schneiderin mochte ich gern. Dass sie lahmte und einen Buckel hatte, unterschied sie von allen anderen Menschen meiner Umgebung, und ich empfand einen unklaren Zusammenhang zwischen ihrer körperlichen Besonderheit und dem, was sie selbst ihre «sozialistische Gesinnung» nannte.

Der Tisch, an dem ich meine Schularbeiten machte – ich war damals gerade eben fünfzehn Jahre alt geworden – stand neben ihrer Nähmaschine, und wenn meine Mutter uns allein gelassen hatte, sprach sie manchmal über ihre politische Betätigung. Unter dem Aufschlag ihres Mantelkragens steckte, solange ich sie kannte, ein metallgestanztes Hakenkreuz. An diesem Tag trug sie es zum erstenmal offen zur Schau, und ihre dunklen Augen funkelten, als sie von dem Sieg Hitlers sprach. Meine Mutter reagierte mit Missbehagen. Sie fand es anmassend, wenn ungebildete Leute sich mit Politik abgaben.

Aber gerade, dass diese Frau zu den kleinen Leuten gehörte, machte sie für mich anziehend. Ich fühlte mich aus demselben Grund zu ihr hingezogen, aus dem ich manchmal auch für unser Dienstmädchen und gegen meine Mutter innerlich Partei nahm. Heute weiss ich, dass der Widerstand gegen jede Äusserung bürgerlichen Standesdünkels, der sich früh in mir bildete, von der Auflehnung gegen die autoritäre Erziehungsweise meiner Mutter gespeist wurde. Sie erwartete von ihren Kindern den gleichen fraglosen Gehorsam, den sie von den Dienstmädchen oder dem Chauffeur unseres Vaters forderte. Durch diese Haltung drängte sie mich früh in die Opposition, die nicht nur pubertätsbedingten persönlichen Charakter hatte, sondern sich auch gegen das von meinen Eltern repräsentierte «Bürgertum» richtete.

Auf die Frage, welche Gründe junge Menschen damals veranlasst haben, Nationalsozialisten zu werden, wird es viele Antworten geben. Vermutlich hat der Gegensatz der Generationen und das Zusammentreffen der Hitlerschen Machtübernahme mit einem bestimmten Pubertätsstadium dabei oft eine Rolle gespielt. Für mich war es ausschlaggebend: ich wollte einen anderen Weg gehen als den konservativen, den mir die Fa-

milientradition vorschrieb. Im Mund meiner Eltern hatte das Wort «sozial» oder «sozialistisch» einen verächtlichen Klang. Sie sprachen es aus, wenn sie sich darüber entrüsteten, dass die bucklige Hausschneiderin so anmassend war, sich politisch betätigen zu wollen. Am 30. Januar 1933 verkündete sie, dass jetzt eine Zeit anbrechen würde, in der die Dienstmädchen nicht mehr am Küchentisch essen müssten. Meine Mutter hat stets vorbildlich für ihre Angestellten gesorgt, aber es wäre ihr absurd vorgekommen, Tischgemeinschaft mit ihnen zu haben.

Keine Parole hat mich je so fasziniert, wie die von der Volksgemeinschaft. Ich habe sie zum erstenmal aus dem Mund der verkrüppelten und verhärmten Schneiderin gehört, und am Abend des 30. Januar bekam sie einen magischen Glanz. Die Art dieser ersten Begegnung bestimmte ihren Inhalt: Ich empfand, dass sie nur im Kampf gegen die Standesurteile der Schicht verwirklicht werden konnte, aus der ich kam, und dass sie vor allem den Schwachen Schutz und Recht gewähren musste. Was mich an dieses phantastische Wunschbild band, war die Hoffnung, es könnte ein Zustand herbeigeführt werden, in dem die Menschen aller Schichten miteinander leben würden wie Geschwister.

Am Abend des 30. Januar nahmen meine Eltern uns Kinder – meinen Zwillingenbruder und mich – mit in das Stadtzentrum. Dort erlebten wir den Fackelzug, mit dem die Nationalsozialisten ihren Sieg feierten. Etwas Unheimliches ist mir von dieser Nacht her gegenwärtig geblieben. Das Hämmern der Schritte, die düstere Feierlichkeit roter und schwarzer Fahnen, zuckender Widerschein der Fackeln auf den Gesichtern und Lieder, deren Melodien aufpeitschend und sentimental zugleich klangen.

Stundenlang marschierten die Kolonnen vorüber, unter ihnen immer wieder Gruppen von Jungen und Mädchen, die kaum älter waren als wir. In ihren Gesichtern und in ihrer Haltung lag ein Ernst, der mich beschämte. Was war ich, die ich nur am Strassenrand stehen und zusehen durfte, mit diesem Kältegefühl im Rücken, das von der Reserviertheit der Eltern ausgestrahlt wurde? Kaum mehr als ein zufälliger Zeuge, ein Kind, das noch Jungmädchenbücher zu Weihnachten geschenkt bekam. Und ich brannte doch darauf, mich in diesen Strom zu werfen, in ihm unterzugehen und mitgetragen zu werden.

Erinnere dich, mit welcher schmerzhaften Heftigkeit auch du damals nach etwas Wesentlichem suchtest. Später suchten wir in unzähligen Gesprächen gemeinsam danach. In diesem Alter findet man sein Leben, das aus Schularbeiten, Familienspaziergängen und Geburtstagsseinladungen besteht, kümmerlich und beschämend arm an Bedeutung. Niemand traut einem zu, dass man sich für mehr interessiert, als für diese



Lächerlichkeiten. Niemand sagt: Du wirst für Wesentlicheres gebraucht, komm! Man zählt noch nicht mit, wo es um ernste Dinge geht. Aber die Jungen und Mädchen in den Marschkolonnen zählten mit. Sie trugen Fahnen, wie die Erwachsenen, auf denen die Namen ihrer Toten standen.

Irgendwann sprang plötzlich jemand aus der Marschkolonne und schlug auf einen Mann ein, der nur wenige Schritte von uns entfernt gestanden hatte. Vielleicht hatte er eine feindselige Bemerkung gemacht. Ich sah ihn mit blutüberströmtem Gesicht zu Boden fallen, und ich hörte ihn schreien. Eilig zogen uns die Eltern fort aus dem Getümmel, aber sie hatten nicht verhindern können, dass wir den Blutenden sahen. Sein Bild verfolgte mich tagelang. In dem Grauen, das es mir einflösste, war eine winzige Zutat von berauscher Lust: «Für die Fahne wollen wir sterben», hatten die Fackelträger gesungen. Es ging um Leben und Tod. Nicht um Kleider oder Essen oder Schulaufsätze, sondern um Tod und Leben. Für wen? Auch für mich? Ich weiss nicht, ob ich mir diese Frage damals gestellt habe, aber ich weiss, dass mich ein brennendes Verlangen erfüllte, zu denen zu gehören, für die es um Tod und Leben ging. Wenn ich den Gründen nachforsche, die es mir verlockend machten, in die Hitler-Jugend einzutreten, so stosse ich auch auf diesen: Ich wollte aus meinem kindlichen, engen Leben heraus und wollte mich an etwas binden, das gross und wesentlich war. Dieses Verlangen teilte ich mit unzähligen Altersgenossen.

Schwerer wird es sein, zu erklären, wie mich dieser Anstoss über die zwölf Jahre bis 1945 hinwegtrug. Dass ich so lange am Nationalsozialismus festhielt, hängt mit Erlebnissen aus meiner frühen Kindheit zusammen. Es ist merkwürdig: die «sozialistische» Tendenz, die im Namen dieser «Bewegung» zum Ausdruck kam, zog mich an, weil sie mich in der Opposition gegen mein konservatives Elternhaus stärkte. Im Gegensatz dazu wurde die nationale Tendenz mir bedeutsam, gerade weil sie dem Geist entsprach, der mich dort seit früher Kindheit durchdrungen hatte. Um dir verständlich zu machen, wie tief nationales Fühlen und Denken mein Leben von früh an mitbestimmte, muss ich hier ausführlicher auf meine Kindheit eingehen, als dir im Zusammenhang mit meiner Frage gerechtfertigt erscheinen mag. Aber meine Kindheitserlebnisse entsprachen den Erlebnissen einer ganzen Generation, die damals im rechtsgerichteten Bürgertum heranwuchs und aus der später viele junge Führungskräfte der nationalsozialistischen «Bewegung» und der Wehrmacht des «Dritten Reiches» kamen.

Meine Eltern waren eifrige Zeitungsleser. Ihr Meinungs austausch über die politischen Neuigkeiten begann schon am Frühstückstisch. Noch ehe wir das Kleine Einmaleins beherrschten, wussten wir, dass es rechts- und linksgerichtete Parteien gab und dass die Eltern der deutschnationa-

len Partei angehörten, für die der Beitrag allmonatlich von der «politischen Frau» einkassiert wurde. Diesen Namen hatte ihr mein Zwillingbruder gegeben. Sie war eine verarmte Adlige, schon deshalb interessierten wir Kinder uns für sie, die immer dasselbe altmodische Reitkostüm trug. Mit schriller Stimme hörten wir sie über den Verlust ihrer ostdeutschen Heimat klagen. Auf den Ton der Klage war auch fast alles gestimmt, was unsere Mutter über politische Probleme äusserte. Ich habe später nie eine Gelegenheit gesucht, sie zu fragen, ob sie uns Kinder von früh an mit einer gewissen Planmässigkeit politisch zu erziehen versucht hat; manches spricht dafür, dass es so war. Sie liebte Deutschland so fraglos wie ihre Heimatstadt oder wie ihre Eltern. Aber diese Liebe hatte nichts Freudiges. Unzählige Male schärfte sie uns ein: Deutschland hat den Weltkrieg verloren, obwohl kein Volk mutigere Soldaten hatte. Sein Land ist in einem schändlichen Diktatfrieden an allen Grenzen aufgerissen worden, seine Wirtschaft siecht an den Reparationszahlungen dahin, die die ehemaligen Feinde verlangen. Seine Kultur ist überfremdet. Es ist arm und sterbenskrank.

Längst ehe ich die Zusammenhänge durchschaute, ja ehe ich die Bedeutung des Wortes «Deutschland» begriff, liebte ich es, als etwas geheimnisvoll von Trauer überschattetes, unendliches Teures und Gefährdetes. Mein Bruder und ich gingen noch nicht in die Schule, als unsere Mutter uns zum erstenmal mit in ihre Heimat nahm. Damals war das Rheinland von den Franzosen besetzt. In einem Eisenbahnzug trafen wir die ersten farbigen Soldaten. Ihr Anblick überfiel mich mit Grauen. Wir flohen in ein leeres Abteil. Ich weiss nicht mehr, was meine Mutter sagte, um uns zu beruhigen, aber es ist mir ein Schauer in der Erinnerung geblieben, als hätte sich alles Elend Deutschlands in diesen schwarzhäutigen Männern verkörpert.

In unserem siebenten Lebensjahr wurden mein Bruder und ich eines Nachts von unseren Eltern aus den Betten geholt und ins Esszimmer getragen, in dem der Radioapparat stand. Es war Mitternacht. Um diese Stunde begann der Abzug der Besatzungstruppen aus dem Rheinland. Unsere Eltern schoben uns die Kopfhörer über die zerzausten Haare. Hört ihr? Das sind die Glocken vom Kölner Dom. Die Engländer ziehen ab. Die Zeit der Besetzung ist vorbei. Unsere Heimat ist wieder ein freies Land.

Aus den Hörmuscheln dröhnte es schreckenerregend und gewaltig. In den Augen der Eltern standen Tränen, und die Herzen der Kinder füllten sich mit einer Ahnung, dass dieses Deutschland ein angsteinflössend herrliches Geheimnis sein müsse.

Als Zehnjährige standen mein Bruder und ich zusammen mit vielen festlich gekleideten Menschen stundenlang am Fenster eines Hotels, Unter

den Linden‘ und warteten auf den Augenblick, in dem ein alter Mann mit einem mächtigen, weissen Vierkantschädel, der sich würdevoll grüssend bewegte, unter uns vorbeifuhr. Hindenburgs achtzigster Geburtstag. Wir hatten Veilchensträusse in der Hand, die wir dem alten Mann zuwerfen durften. Von ferne hörten wir die Lawine des Jubels anschwellend näherkommen. Unter dem Fenster stimmte jemand das Lied «Deutschland, Deutschland über alles» an. Der alte Mann in dem Auto war, so viel begriffen wir, etwas wie ein Vater für alle Deutschen. Von ihm hofften viele Menschen, dass er unser Volk aus der Not herausführen würde. Die Not hing mit dem verlorenen Krieg zusammen. Nachträglich will es mir scheinen, als hätte es während meiner Kindheit unter den Erwachsenen kein häufigeres und mit leidenschaftlicherem Ernst erörtertes Gesprächsthema gegeben als den Weltkrieg. Es war das zweite, von Trauer und Klage umspinnene Geheimnis, in dessen Deutung man erst allmählich hineinwuchs, aber dessen Bitterkeit uns Gemüt und Bewusstsein durchtränkt hatte, seit dem Tag, an dem sie sich der Welt zu öffnen begannen.

Der Krieg war um Deutschland geführt worden, und er war verloren. Aber was hiess das? Ich erinnere mich, dass ich eines Tages in dem Reisebüro, in dem mein Vater angestellt war, längere Zeit zwei Ausländern gegenüber sass, die sich unterhielten. Damals dachte ich: Sollten fremde Menschen, so wie diese beiden Männer, deren Sprache ich nicht verstehe, die Absicht gehabt haben, in unser Land einzumarschieren und es zu ihrem eigenen Land zu machen? Wenn es so war, musste man die Fremden fürchten und hassen. Sie waren nicht bis nach Berlin gekommen, aber die Erwachsenen klagten immer wieder darüber, dass sie Stücke unseres Landes gestohlen hätten. Unzählige deutsche Männer waren von ihnen getötet worden, als sie verhindern wollten, dass die Fremden das Land raubten. Weil zu viele Männer unseres Volkes getötet worden waren, hatte es den Krieg verloren.

Diese Vorstellungen füllten sich erst allmählich mit Fleisch und Blut. Als der Nachbarsjunge im Krankenhaus gestorben war und nie mehr zurückkam, um mit uns zu spielen, bildete sich eine Ahnung davon, was es bedeutete, dass die Männer im Krieg gestorben waren. Brutal getötet, von feindlichen Menschen, wie die graue Katze, die der Portier totschlug, weil sie seine Hühner jagte.

In der Schublade, in der ich meine «Schätze» aufbewahrte, lag lange Zeit eine Fotografie aus einem Kriegsbuch, das einer meiner älteren Brüder fortgeworfen hatte und das von mir «ausgeweidet» worden war. Fünf Soldaten standen vor einem Erdhügel, die Köpfe gesenkt und die Stahlhelme in der Hand. Aus dem Hügel ragte ein Holzkreuz. Die Unterschrift ist mir noch genau in Erinnerung. Sie lautete: «Der zweite von links fiel am nächsten Tag.»

«Die Soldaten beten für einen Kameraden, der gefallen ist», erklärte meine Mutter. «Er ist gestorben für Deutschland, und sie haben ihm ein Grab gemacht.»

«Wir haben auch ein Grab gemacht», sagte mein Bruder, «neben dem Gartenhäuschen für die Schwalbe, die morgens tot am Zaun lag.»

Es war schrecklich, sie in der Hand zu halten. Etwas lebendig Gewesenes, steif und reglos, wie ein Stein. Das Grauen blieb tagelang in der Hand haften. Aber ein toter Mensch? Unausdenklich! Der Bruder zum Beispiel, der da neben dir steht, tot, steif und reglos, wie ein Stein? Man würde ihn in die Erde legen, der Sand würde in seine Augen und Ohren rieseln . . .

Das Bild von den betenden Soldaten zog mich an und ängstigte mich zugleich: In ihm verbargen sich die beiden grossen Geheimnisse: Gott und Tod, und waren verschränkt mit dem anderen Geheimnis: Deutschland!

Nach und nach bildeten sich Vorstellungen heraus, die einen konkreteren Inhalt hatten. Die politischen Gespräche der Eltern am Frühstückstisch, die im Zusammenhang mit ihrer Zeitungslektüre standen, unterrichteten uns über aktuelle Probleme. Etwa über den Ausgang einer Wahl, über Notverordnungen oder über Verhandlungen mit den ehemaligen Kriegsgegnern.

Einer meiner älteren Brüder machte sich den Spass, mir den ersten lateinischen Satz beizubringen, den er selbst lernen musste: «Inter filios agricolae semper discordia erat.» Er erklärte mir zwar, was die Worte bedeuteten, und ich verstand es auch, trotzdem prägten sie sich mir als eine Formel für die ewige Uneinigkeit der Männer ein, die im Reichstag zusammenkamen, um das Geschick des deutschen Volkes zu lenken.

Der verzweiflungsvolle Kampf um eine Rettung der Demokratie, der damals dort ausgefochten wurde, ist von meinen Eltern nicht erkannt und gewürdigt worden. Man hörte die Erwachsenen immer nur über das wirre Gezänk dieses Parlaments schimpfen, und man begriff schliesslich, dass es dort so wüst zuging, weil die Deutschen in eine unsinnige Vielzahl von Parteien zerfallen waren, die einander bekämpften, und zwar im wörtlichsten Sinne «bis aufs Messer». In meiner Erinnerung will es mir scheinen, als sei kaum ein Tag vergangen, an dem meine Mutter nicht eine Meldung über einen politischen Mord aus der Morgenzeitung vorlas.

Man hatte wohl allen Grund, sich zu schämen, dass es so war. Die Frau in dem altmodischen Reitkostüm sagte: «Früher, als es noch den Kaiser gab, haben die Deutschen sich nicht so gezankt. Damals konnte man stolz darauf sein, dass man ein Deutscher war. Jetzt bewerfen sich die gewählten Vertreter des Volkes mit Tintenfassern . . .»

Zu dem Elend, über das die Erwachsenen sich täglich beklagten, gehörte auch die Arbeitslosigkeit. Man konnte sich keine Vorstellung davon machen, was es bedeutete, wenn vier oder fünf oder gar sechs Millionen Menschen keine Arbeit hatten. Berlin hatte vier Millionen Einwohner. Es war die grösste Stadt Deutschlands. Zu denken, dass alle in Berlin lebenden Familien sich kaum an trockenem Brot satt essen könnten . . . Obwohl an unserer Haustür ein Schild angebracht war: «Betteln und Hausieren verboten!» gab es Tage, an denen keine Stunde ohne das traurige Konzert von Leierkastenmännern oder Hofmusikanten verging, und oft genug klingelten zur gleichen Zeit Bettler an den Wohnungstüren: es war nicht möglich, auch nur für eine kurze Frist zu vergessen, dass wir in einem armen Land geboren waren. Eine Episode, die ich in meiner Erinnerung mit der Arbeitslosigkeit in Zusammenhang bringe, ist mir noch gegenwärtig. Der Sohn von Bekannten lag manchmal betrunken im Hinterhof, weil sein Vater ihm den Eintritt verwehrte. Unser Mädchen sagte dazu: «Der hat wieder sein Stempelgeld in einer Nacht versoffen.» (Tatsächlich war sein Verhalten wohl ganz untypisch für Arbeitslose, aber das spielt hier keine Rolle.) Eines Tages hörte man seine Mutter schreien wie von Sinnen. Da hatte er sich die Pulsader mit einem Küchenmesser aufgeschnitten. Wenige Stunden vorher war er mir begegnet: barfuss, in einem zerfetzten Militärmantel und mit einem kleinen Hund auf dem Arm.

Die Reihe dieser Erlebnisse könnte ohne Mühe fortgesetzt werden. Du wirst einwenden, meine Erinnerung habe eine tendenziöse Auswahl von Ereignissen und Fakten aufbewahrt. Das ist richtig. Diese Dinge prägten sich mir ein, weil sie in das durch die politische Orientierung meines Elternhauses vorgegebene Schema passten. Meine Eltern lehnten die Weimarer Republik ab. Bewusst und unbewusst lenkten sie das Augenmerk ihrer Kinder auf jene Tatsachen, die geeignet waren, das neue System in Misskredit zu bringen. Sie selbst starrten nur auf die Fehlschläge und hatten keinen Blick für den verzweiferten Kampf der Männer, die die Republik retten wollten. Auch die ungewöhnlich reiche Entfaltung der geistigen und künstlerischen Schöpfungskraft jener Jahre kam ihnen nicht zu Bewusstsein.

Alle Ereignisse, die ich dir aufgezählt habe, wirkten in der gleichen Richtung: sie bereiteten mich vor auf jenen unheimlichen und faszinierenden Appell des 30. Januar 1933, dem ich nicht widerstehen konnte, obwohl ich noch ein Kind und keineswegs ein frühreifes war.

Ich glaubte den Versprechungen der Nationalsozialisten, dass sie die Arbeitslosigkeit und damit die Not von sechs Millionen Menschen beseitigen würden. Ich glaubte ihnen, dass sie das deutsche Volk aus der Zer-

splitterung von mehr als vierzig politischen Parteien zu einer Einheit zusammenführen und dass sie die Folgen des Versailler Diktates überwinden würden. Wenn mein Glaube sich im Januar 1933 nur auf eine Hoffnung stützen konnte, so schien er bald genug auf Tatsachen hinweisen zu können. Aber jene Dinge sind dir nur zu vertraut. Was ich versuchen wollte, dir und deinen Kindern klarzumachen, mit denen du diese Fragen jetzt vielleicht zu durchdenken beginnst, ist, dass die im Bürgertum heranwachsende Generation, die bei der Machtergreifung Hitlers auf der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend stand, in einer verhängnisvollen Weise darauf vorbereitet war, ein Opfer seiner «Ideen» zu werden; auch wenn die Eltern dieser Generation dem Nationalsozialismus feindlich gesonnen waren.

Du hast mir einmal erzählt, dass deine Schwester damals mit dem Wunsch nach Hause kam, in die Hitler-Jugend eintreten zu dürfen. Erinnerst du dich? Erst bei diesem Anlass erfuhr sie von euren Eltern, dass ihr Juden seid.

## 2

Mein Zwillingbruder und ich hatten seit Jahren sehnsüchtig und voller Bewunderung auf die Jungen und Mädchen geblickt, die uns in den Pfadfindergruppen begegneten. Neben diesen Altersgenossen fühlten wir uns bitter benachteiligt, wenn wir die Langeweile der sonntäglichen Familienausflüge über uns ergehen lassen mussten. Ich weiss, dass du selbst keine Neigung verspürtest, dich einer Jugendgruppe anzuschliessen. Dass du von früh auf «individualistisch» orientiert warst, gab uns später oft Anlass zu Streitgesprächen. Die beherrschende Rolle, die das Leben in der Jugendgruppe für deine Geschwister gespielt hat, vermittelte dir Verständnis für meine Wünsche, obwohl du sie nicht teiltest.

Allmählich erlahmte die Abwehr unserer Eltern, und wir bekamen im Frühjahr 1933 die Erlaubnis, in einen Jugendbund einzutreten, freilich nur in einen, dessen Ziele sich mit den politischen Auffassungen unserer Familie vertrugen. Mein Bruder wurde Mitglied der deutschnationalen Bismarck-Jugend, einige Monate, ehe sie sich auflösen musste. Ich verspottete ihn nicht wenig, dass er sich unter die «Monarchisten» hatte stecken lassen, und als die beiden SA-Männer an unserer Wohnungstür erschienen, um seine Uniform abzuholen, gab ich ihnen das grüne Hemd und die Mütze nicht ohne Schadenfreude. Die Stiefelhosen und die Schaftstiefel weigerte ich mich herzugeben, weil er sie «für die Hitler-Jugend» brauchen konnte. Ich war sicher, dass er eines Tages dort eintreten würde.

Die Kundgebung im Berliner Luna-Park, bei der die Bismarck-Jugend, ehe sie sich auflöste, noch ein letztes Mal ihre Getreuen und Freunde

versammelte, ist mir wegen einer heiteren Episode in Erinnerung geblieben. Ich kam zu spät, es gelang mir aber durch die Absperrung zu kriechen, und während die meisten Gäste schon auf ihren Plätzen waren, lief ich neben einem Mann her, der von allen Seiten ehrerbietig begrüsst wurde. Sein Gesicht hatte eine verblüffende Ähnlichkeit mit Porträts Friedrichs des Grossen. Später erfuhr ich von meinen Eltern, dass es der «deutsche Kronprinz» gewesen war, in dessen Gefolge ich mich, ohne es zu beabsichtigen, auf die Ehrentribüne gemogelt hatte. Ich hatte übrigens darauf bestanden, die Kundgebung in BDM\*-Uniform zu besuchen. Um keinen Preis wollte ich mit den «Kaisertreuen» verwechselt werden. Dass ich Wert auf die Teilnahme legte, fanden meine Eltern ohnehin erstaunlich. Den Grund dafür behielt ich sorgfältig für mich. Ich hatte erfahren, dass meine Kameraden von der Hitler-Jugend die Veranstaltung stören wollten. Es sollte «nur ein bisschen harmloser Rabatz» gemacht werden, «um die grünen Heringe (so nannten wir die Jungen von der Bismarck-Jugend wegen ihres grünen Uniformhemds) zu ärgern». Der Rabatz blieb aus, sehr zu meiner Enttäuschung. Ich konnte nur hinterher gegenüber meinem Zwillingbruder mit «unserem schonungsvollen Edelmut» renommieren. «Aber schliesslich war das auch euer letzter geschichtlicher Auftritt!» Damals gingen wir in die Obertertia. In der Unterprima gab es eine Schülerin, die die Gruppe des Luisenbundes führte. Du wirst dich kaum noch daran erinnern, dass ich dieses Mädchen mit dir zusammen beobachtete, weil meine Eltern mich in ihre Gruppe schicken wollten. Unser Urteil fiel vernichtend aus. Wir fanden, dass die Schülerinnen, die sich um jenes Mädchen scharten, allesamt «Höhere Töchter» seien: hochmütig, oberflächlich, langweilig; was interessierte sie schon: ihre Kleider, Tanzabende, gesellschaftlicher Klatsch und dergleichen. Sie sangen Lönslieder und trugen leuchtend blaue Kleider, weil die Kornblume angeblich die Lieblingsblume der Königin Luise gewesen war.

Ich weigerte mich also, in den Luisenbund einzutreten, und da meine Eltern mir nicht erlaubten, Mitglied der Hitler-Jugend zu werden, wurde ich es heimlich. Für mich begann jetzt meine private «Kampfzeit». Ich holte nach, was meine neuen Kameraden und Kameradinnen vor 1933 geleistet hatten: die unter persönlichen Opfern erkaufte Zugehörigkeit zur nationalsozialistischen Jugend. Um es vorwegzunehmen: was zunächst auf mich wartete, war eine bittere Enttäuschung, deren Ausmass ich mir nicht einzugestehen wagte. Die Heimabende, zu denen man sich in einem dunklen und schmutzigen Keller traf, waren von einer fatalen Inhaltslosigkeit.

---

\* BDM = Bund Deutscher Mädels.

Die Zeit wurde mit dem Einkassieren der Beiträge, mit dem Führen unzähliger Listen und dem Einpauken von Liedertexten totgeschlagen, über deren sprachliche Dürftigkeit ich trotz redlicher Mühe nicht hinwegsehen konnte. Aussprachen über politische Texte – etwa aus «Mein Kampf» – endeten schnell in allgemeinem Verstummen. Unsere Gruppenführerin war Verkäuferin in einem Optikgeschäft. Meine einzige markante Erinnerung an sie ist unerfreulich: Eines Abends sagte sie mir auf dem Heimweg, dass sie sich noch in derselben Nacht das Leben nehmen wolle. Stundenlang wagte ich es nicht, sie allein zu lassen. Wir irrten durch die dunklen Strassen, schliesslich versprach sie mir, ihren Plan vorläufig noch nicht auszuführen. Was aus ihr geworden ist, weiss ich nicht.

In besserer Erinnerung sind mir die Wochenendfahrten mit den Wanderungen, dem Sport, den Lagerfeuern und dem Übernachten in Jugendherbergen. Gelegentlich gab es dabei Geländespiele mit benachbarten Gruppen. Wenn zwischen ihnen Rivalitäten bestanden, artete das Spiel manchmal in zünftige Prügeleien aus. Was für einen Anblick die sich um einen Wimpel raufenden Mädchen einem Aussenstehenden geboten haben mögen, will ich mir lieber nicht ausmalen.

Aber selbst der Fahrtenbetrieb versöhnte mich nicht mit der Langweiligkeit des übrigen «Dienstes». In meiner Gruppe war ich das einzige Mädchen, das eine Höhere Schule besuchte. Die anderen waren Verkäuferinnen, Büroangestellte, Schneiderinnen und Dienstmädchen. Mein Wunsch, in die Gemeinschaft der «arbeitenden Jugend» aufgenommen zu werden, hatte sich also erfüllt. Dass die Erfüllung eine schmerzhaft Enttäuschung war, erklärte ich mir folgendermassen: Diese Mädchen entstammten dem Kleinbürgertum und blickten neidvoll auf die «Höheren Töchter», denen ich zu entrinnen trachtete. Sie waren nicht die Gefährtinnen, die ich suchte, nämlich «Jungarbeiterinnen». Der Ausdruck ist jetzt weniger gebräuchlich. Damals bezeichnete er die jungen Fabrikarbeiterinnen, von denen ich annahm, dass sie kein kämpferisches Klassenbewusstsein hätten, und um deren Abwerbung vom Kommunismus ich für die Volksgemeinschaft ringen wollte. Ich hatte mich mit der «Arbeiterdichtung» beschäftigt und neigte dazu, diese Fragen zu romantisieren.

Den Absprung von meiner so enttäuschenden Gruppe fand ich bald, dabei sprang ich freilich genau in die Richtung ab, in die ich nicht geraten wollte:

Da wir auf unseren gemeinsamen Schulwegen über all diese Fragen ausführlich miteinander gesprochen haben, wird dir manches vielleicht wieder aus der Erinnerung auftauchen. Gemeinsam mit einer Kameradin ergriff ich die Initiative zur Bildung einer Gruppe, die sich unbekümmert «Elite-Club» nannte und aus einer geistig interessierten Auslese mehre-



rer benachbarter Gruppen zusammengesetzt war. Wir beschlossen, dass wir keine Führerin haben, sondern eine Gemeinschaft Gleichgestellter bilden wollten. Da wir uns zwar nicht illegal aber inoffiziell formiert hatten, konnten wir uns auch in keinem Heim blicken lassen, sondern trafen uns abwechselnd in den Wohnungen der Mitglieder. Soviel ich weiss, versuchten wir gemeinsam, die «Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts» von H. St. Chamberlain zu lesen. Die meisten von uns besuchten höhere Schulen. Das bekümmerte mich, aber ich tröstete mich damit, dass unser «Elite-Club» das ausdrückliche Ziel hatte, möglichst auch interessierte Mitglieder aus der arbeitenden weiblichen Jugend aufzunehmen.

Wie ahnungslos ich damals in Bezug auf die eigentlichen Intentionen des Nationalsozialismus war, geht daraus hervor, dass ich dich bestürmte, unserer Gruppe beizutreten. Ich wusste, dass du Jüdin bist und dass die Partei gegen die Juden war. Aber schliesslich gehörte meine Gruppe ja «nur halb» zur Hitler-Jugend . . . Du lehntest ab, und wir stritten uns wieder einmal über deinen «Individualismus». Dass du vermutlich abgelehnt hast, weil du die schärfere Witterung für das hattest, was auf uns zukam, begriff ich erst viele Jahre später. Der Elite-Club konnte sich nicht halten. Die Nachricht von seinem Bestehen war unserer Untergaueführerin (der BDM-Führerin innerhalb des Kreis-Bereiches) zu Ohren gekommen. Ich wurde auf die Untergaudienststelle zitiert und abgekanzelt, dass mir Hören und Sehen verging: gefährliche Sonderbündelei, die HJ sei doch kein Diskutierclub für höhere Tochter usw. Diese Vorwürfe trafen mich. Ich sah ein, dass ich gegen den Geist einer Gemeinschaft gesündigt hatte, auf deren Abzeichen ausdrücklich stand: Nationalsozialistische Arbeiterjugend. Meine Reue versöhnte die Untergaueführerin, und sie schlug mir vor, ich solle – da ich offenbar gerne läse – die Pressestelle übernehmen. Fortan bestand meine Aufgabe darin, die im Kreisbereich erscheinenden kleinen Tageszeitungen mit Meldungen und Berichten über die Tätigkeit des BDM zu versorgen und an einer Reihe von nationalsozialistischen Jugendzeitschriften mitzuarbeiten.

Der Auftrag ehrte mich. Ich war das, was man ein «Märzveilchen»\* nannte: Mein (zunächst heimlicher) Eintritt in die Hitler-Jugend datierte vom 1. März 1933, und alle anderen Führungsstellen waren mit sogenannten «alten Kämpfern» besetzt. Sie zu respektieren und zu bewundern war ich fraglos bereit, aber in der Praxis ergaben sich Schwierigkeiten. Die wenigsten von ihnen gefielen mir. Eben weil ich ein Märzveilchen und noch dazu Oberschülerin war, behandelten sie mich mit

---

\* Im Frühjahr 1933 hatten die Parteigliederungen einen starken Zustrom. Die neuen Mitglieder wurden spöttisch «Märzveilchen» genannt.

Herablassung und liessen mich deutlich spüren, dass ich nicht zu ihnen gehörte. Sie waren zum Teil von einer peinlichen Grobschlächtigkeit und Primitivität und entsprachen – ich stellte es bekümmert fest – dem Bild, das meine Mutter von «Proleten» zu entwerfen pflegte. Eine Ausnahme, zum Glück nicht die einzige, bildete Johanna, meine Untergaueführerin. Auch sie stammte aus «kleinen Verhältnissen» und hatte, was mich an meiner Vorgesetzten natürlich schmerzte, keine ausgeprägten geistigen Interessen. Aber sie glaubte an die Ideale der nationalen Erneuerung, für die sie temperamentvoll eintrat, und sie hasste menschliche Unanständigkeiten. Ihre Umgangsformen waren nicht zimperlich. Wenn wir zum Appell angetreten waren und im Glied geschwätzt wurde, brüllte sie laut «Schnauze!». Dann war es sofort still.

Johannas Eltern hatten eine kleine Gastwirtschaft, die der SA seit Jahren als Versammlungslokal diente. Während sie und ihre etwas jüngere Schwester noch Kinder waren, wurden manchmal nachts plötzlich ein Dutzend Pistolen unter die Matratzen ihrer Betten geworfen, weil eine Polizeirazzia in Sicht war. (Derlei Anekdoten wurden jedenfalls unter den BDM-Führerinnen erzählt.) Die rauhe, lärmende Umwelt dieses Lokales hatte auf Johanna abgefärbt. Sie liess uns manchmal in Dreierreihen über den Kurfürstendamm marschieren und einen Teil der Strecke im Laufschrift zurücklegen. Dabei sollten wir möglichst laut trampeln. «Hier wohnen die reichen Juden», sagte sie, «die sollen ruhig mal ein bisschen im Mittagsschlaf gestört werden.»

Ihre Auflehnung gegen das «System von Weimar» hing damit zusammen, dass ihre Familie nach dem Weltkrieg aus der westpreussischen Heimat vertrieben worden war und dass die Reichsregierung sich mit der Grenzziehung von 1919 abzufinden schien.

Wenn ich von heute aus auf diese Zeit zurückblicke, fällt mir vieles ein, das mich schon früh hätte sehr bedenklich stimmen und zu Konsequenzen veranlassen sollen. Erinnerst du dich zum Beispiel daran, dass ich dir von der angeblichen Ermordung Schillers durch Goethe erzählt habe? Während einer Führerinnentagung besichtigten wir ein Freimaurermuseum, von dem ich später nie wieder etwas gehört habe. In einer Vitrine wurden uns dort ein Fläschchen mit einer bräunlichen Flüssigkeit und ein Gegenstand gezeigt, der an eine Stricknadel erinnerte. Mit diesem Instrument, so erläuterte uns der Museumsdiener, habe Goethe, bekanntlich ein verschworener Freimaurer, den armen Schiller meuchlings getötet. Natürlich habe die internationale Zunft der Freimaurer bis heute dafür gesorgt, dass dieses Verbrechen nicht bekannt geworden sei. Die Parteiführung wünsche auch keine öffentliche Diskussion darüber, aber

einer kleinen Auswahl besonders zuverlässiger Menschen solle hier Einblick in dieses traurige und beschämende Geheimnis gewährt werden. Beim nächsten Führerinnentreffen brachte jemand ein Buch mit, das den Titel «Der gefesselte Goethe» trug. Auf seinem Schutzumschlag war eines der späten Goetheporträts abgebildet (es hing, solange ich denken konnte, im Esszimmer unserer Wohnung), durch eine plumpe Montage waren dem Brustbild Arme und Hände hinzugefügt, um die sich schwere, eiserne Ketten wanden. Aus diesem Buche wurde vorgelesen, und, soviel ich mich erinnere, enthielt der Text eine Bestätigung jener irrsinnigen These von der Ermordung Schillers durch Goethe. Ich hatte zu dem gleichen Treffen den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe mitgebracht, in dem ich damals gut Bescheid wusste. Aber mein Protest gegen die Verdächtigung Goethes wurde nicht angehört. Die «alten Kämpfer» lachten mich aus, und Johanna beendete unseren Streit. Sie vermied es, sich auf das Glatteis solcher Diskussionen zu begeben. Schliesslich resignierte ich zornig, aber ich machte kein Hehl daraus, dass ich die Mordgeschichte für eine Lüge hielt.

Damals sagte ich mir zum erstenmal mit vollem Bewusstsein: Parteiführer können irren, so wie alle anderen Menschen. Vielleicht gibt es unter ihnen auch Lumpen und Scharlatane, die sich ihre Ämter erschlichen haben, weil sie machthungrig sind, oder weil sie die «Bewegung» von innen aushöhlen wollen. Wenn sie solche schamlosen Lügen erfinden, werden die Menschen, deren Bildung nicht ausreicht, selbständig zu urteilen, auf ihr Geschwätz hereinfliegen. Wer das beobachtet, darf nicht dazu schweigen. Aber man hat auch kein Recht, der Partei wegen solcher Enttäuschungen den Rücken zu kehren. Nach und nach wird der Geist der Wahrheit die Lüge überwinden. Dort wo man steht, muss man diesen Kampf mitkämpfen.

In späteren Jahren habe ich oft ähnliche Betrachtungen anstellen müssen, während des Krieges sehr oft. Aber ich fand eine Entschuldigung; etwa die: alle anständigen und tüchtigen Männer sind jetzt Soldaten. Die Partei muss sich mit der sechsten oder siebenten Garnitur über Wasser halten. Mehrmals erregte ich Missfallen bei meinen Vorgesetzten und wurde bestraft (zum Beispiel durch Degradierung), weil ich mich des Ungehorsams schuldig machte. Jedesmal hing das mit einem Problem zusammen, das mich bedrängte: Sollte der Nationalsozialismus nicht besser die Sache eines kleinen, durch eine strenge Auslese rekrutierten Führungsordens bleiben? Was würde daraus werden, wenn jeder Deutsche schliesslich in den Orden aufgenommen würde? Ein monströser Verein von Mitläufern.

Meine auf Elitebildung abzielende Tendenz widersprach der Parteilinie. Ich litt unter dem Ungehorsam, zu dem mich diese Tendenz verführte,

verführte, und ich rang mich immer wieder zu der Hoffnung durch, dass es uns innerhalb einiger Generationen gelingen würde, jeden Deutschen zu einem anständigen Nationalsozialisten zu erziehen. An dieser Erziehungsaufgabe wollte ich mitarbeiten. Darum blieb ich in der Hitler-Jugend. Ich wollte die Volksgemeinschaft verwirklichen helfen, in der die Menschen wie in einer grossen Familie Zusammenleben würden.

Ich erinnere mich, dass du damals Sympathien für den Marxismus hegtest und schliesslich wohl sogar eine «kommunistische Phase» durchgemacht hast. Vielleicht wird dir gerade dieser Umstand helfen, zu verstehen, was meine Gesinnungsgenossen und ich damals erlebten. Wir waren noch ungebrochen fortschrittsgläubig. Mit der ganzen Naivität der Jugend verschrieben wir uns einem «Weltverbesserungsideal». Hätte ich damals intensive Berührung mit Kommunisten und nicht mit Nationalsozialisten gefunden, ich wäre höchstwahrscheinlich Kommunistin geworden. Dein Ideal und das meinige unterschieden sich – wenn du hier eine freilich recht grobe Vereinfachung erlauben willst – dadurch, dass du die ganze Menschheit «verbessern» wolltest, ich wollte nur das deutsche Volk «verbessern». Dass ich oft Anwandlungen von Skepsis hatte, schrieb ich dir schon. Immerhin: Es schien mir nicht ganz so utopisch, an die Erziehbarkeit eines Volkes zu glauben, wie etwa an die innere Wandlungsfähigkeit der ganzen Menschheit.

### 3

Als ich beschloss, dir zu schreiben, war ich der Meinung, ein Dutzend Seiten würden genügen, um dir meinen politischen Weg bis zu dem Punkt, an dem ich heute stehe, deutlich zu machen. Inzwischen weiss ich, dass mein Bericht, der ursprünglich nur als ein ausführlicher Brief gedacht war, sehr lang werden wird. Vielleicht wirst du es als eine Zumutung empfinden, ihn lesen zu sollen?

Diese Frage beunruhigt mich immer wieder. Viele Erinnerungen, die jetzt in mir auftauchen, weise ich ab. Ich möchte und darf deine Aufmerksamkeit nur für die Dinge in Anspruch nehmen, die in Zusammenhang mit meiner politischen Entwicklung stehen. Das Persönliche soll, soweit es nicht in diesen Zusammenhang gehört, ausgespart werden. Aber einiges davon wirst du ohnehin noch dunkel in Erinnerung haben: so den kummervollen Roman meiner ersten Liebe, dessen Fortsetzungen du dir zwei Jahre lang fast auf jedem Schulweg anhören musstest. Als ich das unhappy end schliesslich akzeptiert hatte, kam die Zeit der Schwermut und Einsamkeit, in der nichts mehr zählte: weder die Schulfreunde, noch die Familie, noch die Hitler-Jugend. Nicht einmal der liebe Gott. Mit seinen beamteten Vertretern hatte ich schon während der

Konfirmation gebrochen, ehe ich unter den Einfluss des Nationalsozialismus geriet. Vielleicht erinnerst du dich daran: ich ging nicht zum Abendmahl, obwohl ich wusste, dass ich eine schwere Auseinandersetzung in der Familie heraufbeschwören würde. Es war meinem Pfarrer durch seine autoritäre und phantasielose Art gelungen, meine natürliche religiöse Aufgeschlossenheit in ihr Gegenteil zu verkehren. Merkwürdig genug, nicht wahr: In der Politik beugte ich mich bereitwillig jeder Autorität, aber wo es um religiöse Fragen ging, vertrug ich nicht den geringsten Zwang.

Eines Tages, genauer eines Nachts, tauchte ich aus der Phase des jugendlichen Weltschmerzes auf. Ich erinnere mich an einen späten Heimweg durch die Strassen Wilmersdorfs. Auf einer Führertagung hatte ich ein eindrucksvolles Referat über die Auslandsdeutschen gehört, aber was ich unterwegs erlebte, befand sich in keinem erkennbaren Zusammenhang damit:

Ich stand mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt und blickte in den Lichtkegel der nächsten Strassenlaterne. Schneeflocken tauchten aus dem Dunkel auf, glitten durch die schmale Lichtzone und verschwanden wieder in der Nacht. Ihre Lautlosigkeit teilte sich mir als eine innere Stille mit, in der ich die Bereitschaft fand, von mir selbst abzusehen, nicht mehr auf mein Unglück zu starren, sondern den Menschen meines Volkes zu dienen. Eine Liebe, für die ich keinen Namen suchte, berührte mich. Ich fühlte, dass sie mich tragen würde.

Damals war ich siebzehn Jahre alt. Nachträglich scheint es mir, ich hätte mich aus dieser ersten Krise auf einen Weg gerettet, den erwachsene Menschen häufig einschlagen: Ich flüchtete mich in einen Arbeitsfanatismus, der mich zehn Jahre lang – bis zum Ende des «Dritten Reiches» – nicht mehr aus seinem Bann entliess.

Dabei hatte ich das Gefühl, eine Art Lebensversicherung abgeschlossen zu haben. Der unglückliche Verlauf meiner ersten Liebe hatte mich in eine ausweglos scheinende Verzweiflung gestürzt. Jetzt empfand ich: du bist gerettet. Künftig kann es nie wieder eine solche Krise für dich geben, denn dein Leben hat jetzt einen Sinn, der unabhängig von dir selbst ist. Es ist nicht wichtig, dass du glücklich bist, aber es ist wichtig, dass du für Deutschland arbeitest.

Meine Eltern hatten bis dahin allen Grund gehabt, über meine Faulheit zu klagen. Nun beklagten sie sich darüber, dass ich nicht mehr von meinen Büchern abzubringen war. Ich las damals mit Vorliebe philosophische Werke, obwohl ich sie nur sehr bruchstückhaft verstand. Plato, Nietzsche und Kant türmten sich auf meinem Tisch.

An den Deutsch- und Philosophieunterricht unserer unvergleichlichen Dr. F. brauche ich dich nicht zu erinnern. Die Monate, in denen wir uns mit dem Leben und Werk des jungen Goethe beschäftigten, waren die be-

glücklichsten meiner Schulzeit, und diese Freude verdoppelte sich dadurch, dass ich sie mit dir teilen konnte. Kurz vor Kriegsende traf ich Dr. F. noch einmal in Berlin, und sie gestand mir, dass ich es gewesen sei, die sie schliesslich zu einer Aussöhnung mit dem Nationalsozialismus geführt habe. Meine idealistischen Interpretationen und die Redlichkeit, mit der ich mich bemüht hätte, Wort und Leben in Übereinstimmung zu bringen, hätten sie veranlasst, über vieles Störende hinwegzusehen und ihre Hoffnung auf die heranwachsende Generation zu setzen. Als wir dieses Gespräch führten, waren wir beide betäubt von Angst vor einem grauenhaften Zusammenbruch und konnten uns nur bitter des Gewesenen erinnern.

Bei der Aufzählung der wichtigen Stationen darf ein Stichwort nicht fehlen: Ernst Barlach! Dass seine Werke damals Eindruck auf mich machten, verdanke ich vor allem deiner Mutter. Sie schickte uns wohl vorbereitet mehrmals in die letzte Ausstellung dieses Künstlers, die von einer privaten Galerie veranstaltet wurde. An seinem Werk bildete sich mir, wenigstens vom Gefühl her, noch der Ansatz sachgemässer Massstäbe, ehe die Blut- und Bodenkunst das Feld zu beherrschen begann. Vermutlich verdanke ich es dieser letzten Barlach-Ausstellung, dass es mir während des folgenden Jahrzehnts niemals wohl wurde im Münchener Haus der Deutschen Kunst. Die «Bäuerliche Venus» oder die «SA im Aufbruch» langweilten mich rechtschaffen. Freilich ist mir die Versklavung der deutschen Kulturinitiative durch Hitler erst nach 1945 wirklich zu Bewusstsein gekommen. Aus der Zeit davor erinnere ich mich an Diskussionen, in denen ich den Standpunkt vertrat, es sei ein korrekturbedürftiger Irrtum, dass Barlach, Lehbruck und mancher andere unter die «Entarteten» eingereiht worden seien.

In Obersekunda fing ich an, häufig die Schule zu schwänzen. Der Dienst in der Hitler-Jugend verschlang immer mehr Zeit und Kraft. Oft ging ich morgens um fünf Uhr von zu Hause fort und kam erst zur zweiten oder dritten Stunde in die Schule, oder ich verschwand nach der grossen Pause für den Rest des Vormittags.

Während mich die Führerinnen der unteren Dienstränge im Allgemeinen enttäuschten, fand ich unter meinen Vorgesetzten – bis hinauf in die Reichsjugendführung – immer wieder vorzügliche Leute, deren menschlicher und sachlicher Überlegenheit ich mich gern unterordnete.

Ich hatte dabei keine bescheidenen Massstäbe für das, was man den Rang eines Menschen nennt. Du weisst es, weil du meine Freundschaften aus jenen Jahren kennst, und schliesslich: von all meinen Mitschülerinnen warst du die einzige, zu der – und zu deren Eltern – ich eine nahe Beziehung gesucht hatte.

Daran erinnere ich dich jetzt, um eine Frage zu beantworten, die sich dir

aufdrängen wird: Wie war es möglich, dass du dich unter diesen Nazis wohlfühlst hast? Wenn ich gelegentlich mit Ausländern spreche, halten sie mir in diesem Zusammenhang stets vor: Aber die planmässige Erziehung der Jugend zur Härte und zum Hass, wie steht es damit? «Hart wie Kruppstahl» solltet und wolltet ihr doch werden.

Es ist noch nicht lange her, dass mir im Gespräch mit einem fair gesinnten Franzosen deutlich wurde, wie diese Erziehung zur Härte von zwei Seiten her gesehen werden kann. Das vollständige Zitat hat folgenden Wortlaut: «Zäh wie Leder, flink wie Windhunde, hart wie Kruppstahl». (Diese Parole hatte Hitler der deutschen Jugend gegeben.) Es war mir immer selbstverständlich gewesen, dass damit eine gewisse sportliche Haltung als Erziehungsideal zum Ausdruck gebracht wurde. Ganz gewiss eine einseitige, wie ich jetzt weiss, denn es fehlt das Element der Fairness, aber die geforderte Härte hatte ich immer als eine «Härte im Nehmen» verstanden. Ich meinte, wir sollten lernen, hart im Ertragen von Entbehrungen, Wunschversagungen oder Schmerzen zu werden. Nicht aber «hart im Geben»! Wenn meine Führerinnen mich damals aufgefordert hätten, etwa Streit mit meinen Eltern, die ja Gegner des Nationalsozialismus waren, zu suchen, oder Hassgefühle für meine jüdischen Klassenkameradinnen zu entwickeln, ich hätte vermutlich bald den Ab sprung aus der Hitler-Jugend gefunden. Eine planmässige Erziehung zum Hass und zur «Härte im Geben» hätte viele von uns abgestossen. (Dass wir es später im Krieg lernten, auch «hart im Geben» zu sein, und warum wir der dann einsetzenden Erziehung zum Hass keinen Widerstand boten, soll in anderem Zusammenhang erörtert werden.) Was die jungen Menschen zunächst am Nationalsozialismus anzog, war nicht der Hass (gegenüber «feindlichen» Tendenzen oder fremden Mächten), sondern die Liebe zu Deutschland. Für den Dienst an dieser Liebe wollten sie sich «zäh, flink und hart» machen.

Wenn ich also eben gesagt habe, dass unter meinen Vorgesetzten viele vorzügliche Menschen waren und keine Prediger von Hass und Brutalität, so wirst du mich jetzt besser verstehen. Darin liegt ja gerade die besondere Tragik: dass so viele gute Menschen der Faszination des «Dritten Reiches» zum Opfer fielen.

Meine Vorgesetzte auf der höchsten Berliner Dienststelle war Anfang Zwanzig. Sie stammte aus Ostpreussen und war nach dem Abitur – entgegen dem Willen ihrer Eltern – in die berufliche Jugendarbeit gegangen. Manches an Petras innerer Situation entsprach der meinen. Auch sie war von Hause aus eine «Höhere Tochter» und hatte ein gewisses Schuldgefühl wegen des Wohlstandes, in dem sie aufgewachsen war. Jetzt lebte sie in selbstgewählter Armut und war glücklich dabei. Ihr an-

fängliches Monatsgehalt reichte kaum, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Sie hatte sich ein billiges Parterrezimmer in der Nähe der Schönhauser Allee genommen, aber auch wenn sie mehr Geld gehabt hätte, hätte sie nur in dieser ärmlichen Gegend wohnen mögen.

Gegen Monatsende litt sie Hunger, aber ich habe sie niemals darüber klagen hören. Sie fand es dann plötzlich «unästhetisch, so viel zu essen».

Als ihr eines Tages ein Hund zulief, eine verwahrloste Promenadenmischung, mit der wenig Ehre einzulegen war, wurden ihre Mahlzeiten noch dürftiger, aber sie behielt das Tier bis zu seinem Tod.

Petra hatte oft Heimweh nach der Kurischen Nehrung, an der sie einen Teil ihrer Kindheit verlebt hatte.

Trotzdem versuchten wir, mit vereinten Kräften in unserer publizistischen Arbeit eine künstliche Heimatliebe für Berlin zu kultivieren. Für dieses ziemlich romantische Gefühl holte ich mir nachts Inspirationen zwischen dem Schlesischen Bahnhof und der Ackerstrasse. Manchmal trieb ich mich im Anschluss an späte Besprechungen in diesem Viertel herum. Die mitternächtlichen Strassen dieser armen, zum Teil verwahrlosten Gegend hatten eine unwiderstehliche Anziehung für mich. Aus den Kellerwohnungen roch es nach Elend. Betrunkene schwankten von Laterne zu Laterne, und an bestimmten Ecken standen die Huren. Gelegentlich riefen sie mich höhnisch an: «Wat willst du denn hier, Kleene? Mach, det de zu Mutti kommst.»

Ich trug damals noch Zöpfe und war so schmal und kindlich, dass ich für 13- oder 14jährig gehalten wurde, obwohl ich 16- und 17-jährig war. Auf diesen nächtlichen Wegen war ich der Behütung durch meine Eltern so weit entflohen, wie nur möglich. Ich war mitten in der «Heimat Berlin». Vermutlich reizte mich das Gefährliche der Situation und vielleicht genoss ich es auch, meine Einsamkeit unter den fremden Menschen und in den dunklen Strassen unverhüllt zu erleben.

Die lyrischen Produkte solcher «Nachtwanderungen» sind nicht erhalten geblieben – glücklicherweise.

Da ich durch eine gewisse Begabung auffiel, bekam ich bald auch Kontakt mit dem Presse- und Propagandaamt der Reichsjugendführung. Die Redakteurin, die für die weibliche Jugend innerhalb dieses Amtes verantwortlich war, gehörte zu den markantesten Leuten in der Führung der Hitler-Jugend. Durch ihre Intelligenz und kritische Schärfe war sie bei allen, die falsches Pathos und Verschwommenheit schätzten, gefürchtet. Wer den Mut zu einem eigenen Urteil hatte und Sinn für trockenen, norddeutschen Humor aufbrachte, erkannte bald, dass sich hier hinter dem spröden und wortkargen Äusseren eine besondere Feinnervigkeit und Güte verbarg. Mitarbeiter von dieser Art hatten es nicht leicht in



einer Dienststelle, in der es ehrgeizige Intriganten und Radfahrer gab. Während des Krieges wurde sie massgeblichen Leuten so unbequem, dass man sie abschob. In einem Gespräch, das wir vor einigen Jahren miteinander hatten, gestand sie mir, dass sie niemals Hitlers «Mein Kampf» gelesen habe. Sie habe auch den «böartigen» Antisemitismus nur für eine vorübergehende Übertreibung gehalten, von der die Partei selbst eines Tages abrücken würde.

Es mag verblüffend klingen, dass jemand mit dieser Ansicht sich viele Jahre hindurch in der obersten Führung der nationalsozialistischen Jugend halten konnte. Ich bin überzeugt, dass es kein Einzelfall war. Viele von uns suchten hier in erster Linie eine Plattform für ihre Arbeit in der Jugend. Die Politik interessierte nur in zweiter Linie, und auch das oft nur gezwungenermassen.

Ich war mit Musikpädagogen befreundet, deren Spezialität die alte Musik und das Bauen und Spielen alter Instrumente war. Während ihrer Freizeit beteiligten sie sich an der Aufführung von Bachkantaten in Kirchenkonzerten, und im Dienst sangen sie mit HJ-Chören Lieder, die Hitler verherrlichten, oder den Krieg romantisierten. Sie blieben oft nur in der Hitler-Jugend, weil sie dort die Möglichkeit hatten, eine sinnvolle musikpädagogische Tätigkeit auszuüben.

Dass sie durch ihre Mitarbeit an der nationalsozialistischen Erziehung der Jugend in einen unüberbrückbaren inneren Widerspruch zum Geiste etwa Johann Sebastian Bachs (den sie liebten und verehrten) geraten mussten, hat sich damals wohl keiner von ihnen ernsthaft klargemacht. Ich habe dir jetzt von einigen ehemaligen Gefährten berichtet, mit denen ich jahrelang zusammengearbeitet habe. Ihrer Freundschaft muss ich mich auch heute nicht schämen. Natürlich gab es unter uns eitle, geltungsbedürftige, machthungrige, intrigante, berechnende und sehr oberflächliche Menschen, aber ich möchte behaupten, dass sie in der Jugendführung nicht häufig waren. Man konnte ihnen aus dem Weg gehen und sich an die halten, denen man durch ähnliche Wesensart verbunden war. Und man durfte hoffen, dass die unerfreulichen Elemente mehr und mehr ausgeschieden werden würden.

Etwas muss noch deutlich gesagt werden: Ich gehörte nicht zu denen, die beruflich in der Hitler-Jugend arbeiteten, weil sie dort einen Wirkungskreis für ihr Fachgebiet suchten. Ich wollte politisch erziehen, und zwar ausdrücklich nationalsozialistisch.

In einer Auseinandersetzung, die ich mit meinem Vater hatte, berief ich mich auf das Vorbild eines HJ-Führers. Ich hatte ihn, nach seinem dritten Autounfall, im Krankenhaus besucht und eine Mumie vorgefunden, die beinahe von Kopf bis Fuss in Bandagen gewickelt war und dennoch mit zwei Fingern Berichte tippte.

Mit dem Hinweis auf diesen Unermüdlichen sagte ich zu meinem Vater: «Und wenn ich mich bis zu meinem 25. Lebensjahr totgearbeitet habe, ich denke nicht daran, mich zu schonen. Jetzt geht es darum, dass wir dem ‚Dritten Reich‘ ein zuverlässiges Fundament bauen. Jetzt werden wir gebraucht.»

Mein Vater hatte mir oft Vorwürfe gemacht, weil ich leichtsinnig mit meiner Gesundheit umging. Ich schlief viel zu wenig und arbeitete in ständigem Hetztempo. Aber viele von uns haben es bis 1945 nicht gelernt, weniger zu tun als ihr Äusserstes.

Wie unsinnig wir arbeiteten, erwies sich auch an Petra. Als ich in der Unterprima war, musste ich sie monatelang vertreten, weil sie sich in einem Sanatorium erholen musste. Ich ging also gleichzeitig in die Schule und bemühte mich ausserdem, ein Pensum zu schaffen, das normalerweise eine fleissige hauptberufliche Kraft beanspruchte. Die Situation wurde dadurch erschwert, dass meine Eltern mir wegen der schlechter gewordenen Zensuren in den mathematischen Fächern jede Tätigkeit in der Hitler-Jugend verboten, die über den Heimabend hinausging. Von jetzt an musste ich meine Pressearbeit also wieder illegal verrichten und mir den Spielraum dafür durch ständige Lügen schaffen. Dabei hast du oft herhalten müssen. Wenn ich zu meiner Dienststelle ging, sagte ich: «L. will Mathematik mit mir arbeiten.»

Ein Primaner, der in derselben Strasse wohnte wie wir, war damals mein Arbeits- und Leidensgefährte. Auch er musste seine Tätigkeit gegenüber seinen Eltern verheimlichen. Der Grund, der ihn zum Nationalsozialisten machte, war ungewöhnlich: Sein Vater war ein Psychologe im Hochschullehramt. Soviel ich mich erinnere, war er Freudianer. Er muss so besessen von seinem wissenschaftlichen Anliegen gewesen sein, dass er Freud auch in alle Konkreta seines Familienlebens mischte. Der Sohn hasste seinen Vater und frohlockte darüber, dass die Nationalsozialisten Freud als einen «artfremden Denker» entlarvt hatten. Was diesen Jungen an unserer Arbeit begeisterte, war also, «dass hier etwas Greifbares geleistet und nicht in den Seelen herumgestochert» wurde.

Eines Tages traf ich ihn mit verweitem Gesicht auf der Strasse. Wir gingen ein Stück Weges zusammen, ehe er in der Lage war, ruhig zu sprechen. Sein Vater hatte ihn von der Schule abgemeldet, obwohl er alle Aussicht hatte, ein sehr gutes Abitur zu machen. Für die Arbeit in der Hitler-Jugend genüge die Kenntnis des Kleinen Einmaleins, hatten seine Eltern erklärt.

An meinem 18. Geburtstag gestand ich meiner Mutter, dass ich illegal weitergearbeitet und sie unzählige Male belogen hatte. Ich hoffte, sie würde mir erlauben, meine Presse-Tätigkeit künftig wieder offen zu verrichten und dadurch meine Nerven und meine Kraft mehr zu schonen. Die Hoffnung blieb unerfüllt. Es kam zu einer schlimmen Krise zwi-

schen meinen Eltern und mir, die schliesslich dazu führte, dass beschlossen wurde, mich Ostern in ein mitteldeutsches Internat zu geben. Die Auswahl der Schule wurde von unserer höchsten BDM-Führerin getroffen. Als ich mich von ihr verabschiedete, sagte sie: «Ich erwarte, dass du ein ausgezeichnetes Abitur machst. Die Hitler-Jugend braucht Menschen mit einer soliden Ausbildung.»

Während der letzten Jahre hatte ich mich wie ein schon selbständig im Berufsleben tätiger Erwachsener gefühlt. Es fiel mir bitterschwer, plötzlich wieder die Rolle eines «Schulmädchens» zu spielen. Nur aus einem Grund war ich froh, Berlin verlassen zu müssen: Auf diese Weise konnte ich die freundschaftliche Beziehung zu dir und deiner Familie einschlafen lassen. Ich wollte den offenen Bruch umgehen, zu dem ich mich – nach jahrelangem Hinhalten der Konfliktsituation – nun doch verpflichtet fühlte, weil» man nur eines konnte: entweder Freundschaft mit Juden halten, oder Nationalsozialist sein.

Über das Internatsjahr ist nicht viel zu sagen. Die Schule, in der ich mich nach den Anfangsschwierigkeiten wohl fühlte, ging auf eine fürstliche Stiftung zurück und hatte eine bewusst gepflegte evangelische Tradition. In dem Gemeinschaftsleben kämpften christliche Erziehungsvorstellungen mit nationalsozialistischer Bevormundung.

Die täglichen Andachten, die Tischgebete, der biblische Bilderschmuck und die Wichtigkeit des Religionsunterrichts standen in Widerspruch zu dem braunen BDM-Kleid als Anstaltstracht und zum Hitler-Jugend-Geist in den internen Schülerinnen-Gruppen. Es kam nicht etwa zu offenen Kämpfen zwischen den beiden Konzeptionen, die sich hier begegneten, kaum zu verkappten Plänkeleien. Aber gerade darin zeigte sich das Verhängnisvolle: Die christlichen Pädagogen machten sich selbst und uns vor, dass man – ohne unehrlich zu werden – beides sein konnte: Christ und Nationalsozialist. Sie durchschauten noch nicht, was sich in Deutschland anbahnte, oder sie wollten es nicht durchschauen, weil sie dann sehr viel Mut hätten aufbringen müssen, als Christen weiterzuleben. So schwamm man in einem unklaren Durcheinander christlicher und nationalsozialistischer Parolen. Wenn man später an diese Lehrer zurückdachte – einige verdienten selbst in dieser Situation Verehrung und Freundschaft – konnte man sich sagen: Sogar X. mit seiner Leidenschaft für die griechischen Denker oder Y., der die Bergpredigt für die höchste dem Menschen gewährte Offenbarung hält, waren bereit, in die Partei einzutreten. Das war ein Alibi, bei dem man sich Rückendeckung holen konnte, wenn Zweifel auftauchten.

Aus dem Sommer 1936 habe ich noch eine wichtige Erinnerung. Ich

verbrachte die Ferien in Berlin und nahm an vielen Veranstaltungen der Olympiade teil. Wegen meiner englischen Sprachkenntnisse wurde ich zur Führung ausländischer Jugendgruppen herangezogen. Wie gut man sich mit diesen Jungen und Mädchen aus aller Welt verstand! Politische Gespräche waren selten. Wenn sie aufkamen, einigte man sich schnell: Lasst uns in unserem Land nach den neuen Gesetzen leben, die wir suchen, und lebt ihr in eurem Land nach euren Gesetzen.

Unvergesslich ist mir die Feierstunde, in der die Mannschaften aller Völker in das olympische Stadion einmarschierten. Als die Franzosen mit ihren Fahnen über die Aschenbahn näherkamen, weinte neben mir ein alter Mann, wohl ein Frontkämpfer des ersten Weltkriegs, den diese Bekundung der Völkerversöhnung überwältigte. Das deutsche Volk jubelte den Söhnen des Volkes zu, das als sein Erbfeind galt. In uns allen war die Hoffnung auf eine Zukunft des Friedens und der Freundschaft.

Die Jugend der Welt war gerufen.

Drei Jahre später brach der neue Weltkrieg aus. Konnte man sich vorstellen, dass die Führer Deutschlands aus wahnsinniger Machtbesessenheit einen Krieg gegen jene Völker vom Zaun brachen, deren Jugend sie eben noch zu dem olympischen Friedensfest geladen hatten?

Der Sommer nach dem Abitur war die sorgloseste Zeit meiner Jugend. Für Anfang April war ich zum Arbeitsdienst nach Ostpreussen einberufen. Schon bei der Abfahrt vom Berliner Schlesischen Bahnhof stellte ich mich freudig darauf ein, dass jetzt eine Zeit des Dienstes an der Volksgemeinschaft mir Gelegenheit bieten würde, die Theorie meiner Zeitungartikel hinter mir zu lassen und mich ganz in die Praxis zu stellen. Mein «Dienst» begann bereits wenige Minuten nach der Abfahrt des Zuges, und ich erinnere mich seiner mit Schmunzeln. Ich hatte ein vielleicht zweijähriges Mädchen, das zu einer mit zahlreichen Kindern gesegneten Familie gehörte, auf den Schoss genommen, um seine Mutter zu entlasten. Es blieb während der ganzen Nacht bei mir, denn die Mutter liess sich nicht wieder blicken. Der Kleinen, die schmutzig und verwehrlost war, verdankte ich, dass ich mit Läusen in den Arbeitsdienst kam. Während meine empfindliche Nase Qualen litt – mein Schosskind hatte bald das Höschen voll – stellte ich fest, dass der Übergang von der Theorie zur Praxis meine «soziale Gesinnung» einigermaßen strapazierte.

Am nächsten Morgen wurde mir klar, dass ich den jüngsten Sprössling einer polnischen Saisonarbeiterfamilie gehütet hatte. Ich hatte durchaus das Gefühl, einen Denkkettel für meinen Übereifer bekommen zu haben, aber ich lachte mich selbst aus. Dass die polnische Mutter in ihrer Bedrängnis genauso auf meine Hilfe angewiesen war, wie es jede deutsche

gewesen wäre, kam mir nicht in den Sinn. Das Lager befand sich in der Nähe des grössten masurischen Sees, in D. am Spirdingsee. Es war in einem verwohnten, viel zu engen Haus untergebracht. So schäbig wie die Räume war auch das Inventar bis zu den geflickten Strohsäcken, der abgetragenen Kleidung und den plumpen Schnürstiefeln. Dieser Ärmlichkeit entsprach der Zuschnitt unseres Lebens. Der Tag begann um sechs Uhr mit dem Frühsport. Um halb acht gingen wir zu den Bauern, nachdem eine halbe Stunde gesungen worden war. Dabei schliefen freilich die meisten von uns vor Müdigkeit wieder ein. Während der Ernte dehnte sich die Bauernarbeit bis zu fünfzehn Stunden täglich aus, in der Regel sollte sie nur sieben bis acht Stunden dauern. Am Spätnachmittag wurde Sport getrieben, politisch geschult, getanzt oder gesungen. An den Abenden war häufig dienstfrei.

D. bestand aus wenigen Gehöften einer neuen Siedlung, die sich dicht zusammendrängten. In weitem Umkreis über das Land verstreut lagen alte Bauernhöfe, von denen wir mehrere erst nach einstündiger Radfahrt erreichen konnten. Die Neusiedler und die Bauern vertrugen sich schlecht. Unter den Siedlern, für die der Staat viel Geld ausgegeben hatte, gab es Leute, die kaum deutsch sprechen konnten und denen es offensichtlich an Erfahrung und Fleiss mangelte. Ihre Höfe waren schnell verwahrlost. Manche von ihnen hielten es für ihr gutes Recht, dass regelmässig ein Mädchen aus dem Lager kam, um ihnen zu helfen. Sie nützten die billigen Arbeitskräfte aus.

Wenn man zu den alteingesessenen Bauern kam, wurde man zunächst wie ein Besuch behandelt und bewirtet und musste sich die Arbeit – gegen den Protest der Bäuerin – selbst suchen. Für diese sehr konservativen Landwirte war der Arbeitsdienst etwas Neumodisches, Unwillkommenes. Sie trauten den Mädchen aus der Stadt nicht zu, dass sie arbeiten konnten, und sie fürchteten, dass man sich kritisch oder neugierig in ihre Angelegenheiten mischen würde. Ihre Höfe waren gross, verwittert und sehr düster. In den Ställen, die nur ein- bis zweimal im Jahr ausgemistet wurden, sah man die Hand kaum vor den Augen, aber in den Wohnhäusern herrschte Sauberkeit.

Meine erste Arbeitsstelle war auf einem heruntergekommenen Siedlerhof, dessen Besitzer Pissauwotzki hiess. Nach einer kühlen Begrüssung wurde ich in die Futterküche geschickt, um die Wasche vorzuwaschen. Dort fand ich eine grosse Wanne mit unglaublich verschmutzter Leibwäsche. Der Grossvater war krank. Ich hatte eben beobachtet, wie er gegen die Küchenwand spuckte. Seinetwegen mussten wir täglich Hemden und Hosen waschen.

Meine erste Feldarbeit war das Kartoffelstecken. Sie begann an einem kalten, regnerischen Morgen. Noch vor wenigen Tagen hatte der letzte

Schnee in den Gräben gelegen. Das aufgeweichte Erdreich ballte sich in Klumpen an meinen Stiefeln, und der Drahtkorb, den ich immer wieder aus dem Sack mit den Saatkartoffeln füllen musste, hing wie eine Zentnerlast an meinem Arm. In der nassen Kälte starben mir die Hände ab, und da ich jede Kartoffel in den Boden stecken musste, schmerzte mein Kreuz bald unbarmherzige Der Bauer, der eigentlich vor mir her hätte pflügen sollen, war mir dicht auf den Fersen. Ich hörte das Pferd an meiner Schulter schnauben und stolperte verzweifelt voran.

Meine Erschöpfung nahm plötzlich so überhand, dass ich weinen musste, aber in dem Augenblick, in dem mir das Wasser aus den Augen lief, begann ich laut zu pfeifen. Um keinen Preis wollte ich erkennen lassen, wie mir zumute war. Nach dieser Kraftprobe des ersten Tages ging ich wochenlang mit der Angst zur Arbeit: Werde ich auch heute durchhalten können?

Auf einem der alten, düsteren Höfe erlebte ich die Macht, die der Aberglaube noch über manche dieser Menschen hatte. Der Bauer hatte wegen des ersten Weltkrieges kaum die Schule besucht. Alb mählich kamen wir in ein «Lehrgespräch», das sich über Wochen fortsetzte. Während wir fast alle Arbeiten gemeinsam verrichteten, bemühte ich mich, dem Mann, dessen Wissensdurst unersättlich war, über die Weltgeschichte zu erzählen, was ich aus der Schule wusste. Eines Tages leistete uns seine Frau Gesellschaft, während wir dabei waren, den Tiefstall auszumisten. Sie war hochschwanger und konnte eine so schwere Arbeit nicht mehr übernehmen. Plötzlich unterbrach sie uns mit der Frage, wie es vor sich gehe, dass das Kind in ihrem Bauch wachse. Während ich versuchte, ihr etwas über die Entwicklung des Embryos zu sagen, hörte sie mir aufmerksam zu.

Am nächsten Morgen kam der Bauer ins Lager und bat darum, dass ihm ein anderes Mädchen geschickt werde. Er sei traurig, die Unterhaltung mit mir abbrechen zu müssen, aber seine Frau wolle mich nie mehr sehen. Ich hätte behauptet, das Kind in ihrem Bauch atme durch die Kiemen. Nun fürchte sie sich davor, anstelle eines Kindes einen Fisch zur Welt zu bringen. Zwei Wochen später bekam sie Zwillinge.

Unvergesslich ist mir auch eine Arbeitsstelle auf einem Hof, dessen Besitzer noch im selben Sommer enteignet wurden. Der Vater lebte nicht mehr, die Mutter war dem Alkohol verfallen, und der heranwachsende Sohn war schwachsinnig. Auch hier half ich, Kartoffeln zu pflanzen. Die Frau legte morgens eine Literflasche mit einer Flüssigkeit, die nach Brennsspiritus roch, am Felddrain nieder. Sobald sie ein Furchenpaar abgeschritten hatte, holte sie sich eine Stärkung aus der Flasche. Später wurden die Zwischenräume immer kürzer. Zuletzt legte sie die Flasche in den

Drahtkorb zu den Kartoffeln, um jederzeit trinken zu können. Sie sang jetzt ununterbrochen denselben Vers von «Jesus, meine Zuversicht». Den Schwachsinnigen erheiterte das auf eine beängstigende Weise. Er grölte manche Töne laut mit und schlug dabei auf sein Pferd ein, dass mir grauste. Gegen Mittag legten wir die Frau, die in einer Furche zusammengefallen war, auf den Wagen. Ihr Sohn trank den Rest aus der Flasche. Als ich einmal am Spätnachmittag auf den Hof zurückkam, lagen Mutter und Sohn in der Scheune und schliefen ihren Rausch aus.

Vor Beginn der Kornernte musste ich in der Lagerwaschküche arbeiten und rieb mir die Hände an der harten, schmutzigen Bettwäsche blutig. Diesen Wunden verdanke ich es, dass der Bauer, zu dem ich damals geschickt wurde, mir die schönste Arbeit anvertraute, die ich jemals in meinem Leben verrichtet habe. Ich brauchte nicht beim Garbenbinden zu helfen, sondern durfte die geladenen Fuder vom Feld in die Scheune fahren und den leeren Wagen zurück aufs Feld bringen.

Eines Abends sagte der Bauer, in der Absicht, mir eine besondere Anerkennung zu zollen: «Du bist so ein schwächtiger Krümel, ich wundere mich, wie du hier durchhältst. Aber mit den Pferden gehst du wirklich um wie ein alter Landsknecht.» Wie ein alter Landsknecht! – Für ein junges Mädchen war das nicht sehr schmeichelhaft. Am nächsten Tag bemühte ich mich, weniger zu schreien, wenn ich mit den vierspännigen Fudern an die grosse Steigung kam. Stattdessen machte ich vorsichtig Gebrauch von der Peitsche. Aber die Pferde waren daran gewöhnt, akustisch angefeuert zu werden, es blieb mir nichts anderes übrig, als weiter zu schreien «wie ein alter Landsknecht».

In diesen Wochen habe ich etwas Wunderbares erlebt: die körperliche Erschöpfung, die vor der Ernte ihren tiefsten Punkt erreicht, und die zuweilen ein fast apathisches Stück schmerzenden Fleisches aus mir gemacht hatte, schlug in ein Gefühl unverwüstlicher Schaffensfreude um. Ich musste mich auch künftig noch anstrengen, aber ich war oft so glücklich bei der Arbeit, dass ich vor Freude laut sang. Seit damals habe ich einen tiefen Respekt vor all denen, die körperlich schwer arbeiten. Das Ertragen ihrer physischen Leiden scheint mir, wenn es ohne Klage geschieht, in der unermüdlichen Übung der Jahrzehnte eine religiöse Leistung zu sein.

Dass ich hatte durchhalten können, verdankte ich auch nicht in erster Linie meiner fortschreitenden physischen Anpassung an die ungewohnte Arbeit, sondern Hilfen ganz anderer Art. Ich wusste, dass die Bauern uns brauchten, und ich war in der Absicht gekommen, mich nicht zu schonen. Wenn die Versuchung, sich fallenzulassen, sehr nahe war, gab es ein letztes Mittel: Der Blick nach der Lagerfahne, oder – falls

man sie nicht sehen konnte – die inständige Vergegenwärtigung eines jener Texte, die das aussagten, was man für den Sinn seines Lebens hielt. Es kostet mich jetzt Überwindung, derartige Erlebnisse zu berichten, und ich sehe voraus, dass du sie nur mit Widerstreben lesen kannst, aber ich meine, dass ich nicht das Recht habe, Wesentliches auszulassen: Ich habe mich manchmal über den Zusammenbruch hinweggerettet, indem ich zehn- oder fünfzehnmal dieselben Verse sagte: Du sollst an Deutschland glauben, so fest und klar und rein, so wie du glaubst an die Sonne, den Mond und den Sternenschein. Du sollst an Deutschland glauben, als wäre Deutschland du. So wie du glaubst, deine Seele strebe dem Ewigen zu. Du sollst an Deutschland glauben, sonst lebst du nur dem Tod, und sollst um Deutschland ringen bis an das Morgenrot.

Unsere Lagergemeinschaft war ein verkleinertes Modell dessen, was ich mir unter Volksgemeinschaft vorstellte. Sie war ein vollkommen gelungenes Modell. Niemals vorher oder nachher habe ich eine so gute Gemeinschaft erlebt, auch dort nicht, wo die Zusammensetzung in jeder Beziehung homogener war. Unter uns gab es Bauernmädchen, Studentinnen, Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Friseurinnen, Schülerinnen, Büroangestellte usw. Geführt wurde das Lager von einer ostpreussischen Bauerntochter, die nie über ihre engere Heimat hinausgekommen war. Obwohl sie kaum je ein Fremdwort richtig aussprach, wäre niemand auf die Idee gekommen, sie auszulachen. Sie brachte uns dazu, dass jeder jeden in seiner Art gelten liess, nachdem man die gegenseitigen Schwächen und Stärken erkannt hatte, und dass jeder sich bemühte, hilfsbereit und zuverlässig zu sein.

Dass ich dieses Modell einer Volksgemeinschaft damals mit so intensivem Glücksgefühl erlebt habe, hat einen Optimismus in mir entstehen lassen, an den ich mich bis 1945 eigensinnig klammerte. Gestützt auf diese Erfahrung glaubte ich allen Gegenbeweisen zum Trotz, dass der Musterfall unseres Lagers sich eines Tages ins Unendliche würde vergrössern lassen. Wenn noch nicht in der nächsten, so doch in einer künftigen Generation.

Am Ende meiner Arbeitsdienstzeit fuhr ich drei Wochen lang allein mit dem Rad durch Ostpreussen bis hinauf in die letzte deutsche Ecke an der Kurischen Nehrung. Mich hat auch später nie eine Landschaft so fasziniert, wie die zwischen den masurischen Wäldern und dem Haff.

## 4

Der chronologische Bericht muss hier unterbrochen werden, weil im Folgenden eine Frage an Bedeutung gewinnt, die mich schon in meiner frühen Jugend beschäftigte und der daher bis zu ihrem anfänglichen Auf-



tauchen nachgespürt werden soll. Es handelt sich um das Phänomen des Antisemitismus. Dass ich es kaum abgelöst von der Erinnerung an dich betrachten kann, wirst du verstehen. Während der ersten sechs bis acht Jahre nach 1945 träumte ich häufig von dir, und alle diese Träume ähnelten einander. Es ging jedesmal darum, dass ich dir begegnete und mit dir zu sprechen versuchte, aber du nahmst mich nicht wahr. Einmal fuhr ich in einem Autobus an dir vorüber, und es gelang mir nicht, abzuspringen. Ein andermal lief ich hinter dir her, aber du entferntest dich nur immer schneller von mir; in einem dritten Traum betrat ich ein Zimmer, in dessen Mitte du standest. Ich bat dich, mir zuzuhören, aber du gabst nicht einmal zu erkennen, dass du mich sahst. Beim Aufwachen empfand ich jedesmal, dass die Unmöglichkeit, mich mit dir zu verständigen, ihre Ursache in einem Unvermögen meiner selbst haben musste. Ich war ausserstande, die Schuld, die ich dir gegenüber empfand, für dich hörbar auszudrücken.

Es ist schwer, nachträglich zu durchschauen, warum es mir nie gelang, mit dir zu sprechen. Vielleicht drückte sich darin die Erkenntnis einer Bewusstseinschicht aus, die tief unterhalb des Tagesbewusstseins liegt. Ich meinte damals noch, es sei überhaupt möglich, sich wegen der von uns an den Juden begangenen Verbrechen zu «entschuldigen». Darum suchte ich dich in meinen Träumen. Aber wenn ich dann vor dir stand, verweigerte sich mir jede Möglichkeit, eine Brücke zu dir zu schlagen. Jeder wie auch immer formulierte Versuch einer «Entschuldigung» musste scheitern. Das dir und den Deinen von uns angetane Unrecht überstieg so furchtbar alle Masse, dass ein wahrhaft menschlich empfindendes Herz nur eine einzige «Antwort» darauf hätte finden dürfen: es hätte aufhören müssen, zu schlagen. Was für ein leichtfertig unangemessener Wunsch, sich «entschuldigen» zu wollen!

Betrachte bitte das, was ich dir auf den folgenden Seiten schreiben werde, nicht als einen abermaligen Versuch dieser Art. Ich möchte dir und mir nur die Voraussetzungen erkennbar machen, die erfüllt sein mussten, damit ich auch die unmoralischste Maxime des Nationalsozialismus ohne Widerstand akzeptieren konnte.

Das Haus, in dem mein Zwillingsbruder und ich geboren wurden, lag in einer Querstrasse des Kurfürstendamms. Soweit meine Erinnerung zurückreicht, war es immer in der Mehrzahl von Juden bewohnt. Meine Eltern unterhielten nur mit unseren nichtjüdischen Flurnachbarn freundschaftlichen Kontakt. Diese Familie bestand aus einem Geschwisterpaar und seiner alten Mutter. Der Bruder war Bankbeamter, die Schwester Lehrerin. Alle drei mochten wir als Kinder gern. Sie waren schon in der «Kampfzeit» Nationalsozialisten, und die ersten antisemitischen Äusserungen mit politischem Akzent, die uns zu Ohren kamen, stammten von ihnen.

Offenbar empfanden sie es als Zumutung, in einem Haus wohnen zu müssen, in dem die Nichtjuden in der Minderheit waren. Aus ihren gelegentlichen Bemerkungen entnahm ich, dass die Juden «Ausländer» seien; dieses Wort hatte einen verächtlichen Klang im Mund unserer Nachbarn.

Im Stockwerk unter uns wohnten Lewys. Sie waren die einzigen Juden im Haus, mit denen meine Eltern einen gewissen Kontakt pflegten. Wir profitierten von ihnen, denn jahrelang benützten wir ihr Telefon mit. Die Familie bestand nur aus einem alten Ehepaar. Herr Lewy ist mir als ein freundlicher Greis mit einem schönen, weissen Vollbart in Erinnerung. Wenn wir am Kinderzimmerfenster Seifenblasen machten, sah er uns lächelnd zu. Wir wussten, dass er sich aus religiösen Gründen niemals ohne schwarzes Sammetkääppchen sehen liess, und bei ihm bestaunten wir zum erstenmal einen siebenarmigen Leuchter. Dass Lewys an Samstagen nicht gestört werden durften, weil da ihr Feiertag war, vergass unsere Mutter nie, uns einzuschärfen. Sie waren die einzigen orthodoxen Juden der Hausgemeinschaft, und ich glaube, mich zu erinnern, dass sie unseren Eltern dadurch sympathischer waren als die übrigen Juden. Wahrscheinlich, weil sie aus einer «guten, alten Familie» stammten und nicht zu den «Neureichen» gehörten, oder gar zu den «ausländischen» Familien, die erst nach dem Krieg aus Osteuropa gekommen waren. Der Kontakt mit den anderen jüdischen Hausbewohnern beschränkte sich darauf, dass man einen Gruss austauschte, wenn man sich im Treppenhaus traf.

Ob ich in der Volksschule jüdische Klassenkameradinnen hatte, weiss ich nicht mehr, aber in der Oberschule setzte sich meine Klasse zeitweise zu einem Drittel aus jüdischen Schülerinnen zusammen. Über diesen Umstand beklagten sich meine Eltern oft. Warum er beklagenswert war, verstand ich nicht, aber unsere Eltern klagten ja auch über die Arbeitslosigkeit, obwohl wir nicht unter ihr zu leiden hatten.

Ich frage mich jetzt, wodurch meine jüdischen Mitschülerinnen mir auffielen. Zunächst wohl ausnahmslos durch ihre körperliche und psychische Frühreife. Sie waren schon «Damen», als ich selbst noch das Gefühl hatte, ein Kind zu sein und an manchen störte mich die anspruchsvolle Kleidung. Unter ihnen war keine, die aus ärmlichen Verhältnissen stammte. Der grösste Teil war sogar wohlhabend, und es gab einige, die mit den Autos ihrer Väter Eindruck machen wollten, wenn sie von den Chauffeuren abgeholt wurden. Dass mich diese Angeberei besonders störte, mag mit den häufigen Klagen meiner Mutter über die «Neureichen» zusammengehängen haben. Wenn mit diesem Begriff eine Bezeichnung für das Alter eines Familienbesitzstandes (und nicht für einen

Lebensstil) gemeint ist, so entstammte meine Mutter übrigens selbst einer neureichen Familie. Ihr Vater hatte sich auf dem Weg über sein Handwerk aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet.

Der Leistung nach standen die jüdischen Schülerinnen über dem Durchschnitt. Klassenbeste war zwar von Sexta bis Oberprima die Tochter eines kinderreichen katholischen Strassenbahnschaffners, aber nach ihr rangierten in fast allen Fächern jüdische Schülerinnen. Sie bildeten niemals Cliques und man wird wohl sagen können, dass sie durch ihre Wohlerzogenheit auffielen. Ihr gutes Benehmen war lange ein Ärgernis für mich, denn bis zur Obertertia betrachtete ich die Schule als einen Tummelplatz, auf dem man alle dummen Streiche ausführen konnte, die von der elterlichen Strenge zu Hause unterdrückt wurden.

Die ersten «politischen Unterhaltungen» mit anderen Schülerinnen, an die ich mich noch erinnere, wurden von einer Klassenkameradin angeregt, deren Vater Weltkriegsoffizier und Stahlhelmler war. Sie bestanden darin, dass man mit den «Heldentaten» seiner Brüder oder Vettern renommierte, die sich gegen die junge deutsche Republik und auch schon vor 1933 gegen die Juden richteten; Gerdas Brüder zogen nachts aus und rissen mit Haken, die an langen Schnüren befestigt waren, die «schwarz-rot-Mostrich-Fahnen» von den Stangen oder sie beschmierten Mauern mit Hakenkreuzen. Eines Tages brachte Gerda mir eine Fahrkarte mit, die aussah wie jede andere. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte ich, dass es sich hier um einen «politischen Scherzartikel» handelte. Sie trug den Aufdruck: «Nach Jerusalem». Darunter stand in winziger Schrift «und nicht zurück». Diese Karte gaben wir Rahel K. für ihren Vater. Wir suchten Rahel aus, weil sie ein besonders gutgläubiges, in ihrer Freundlichkeit etwas einfältiges Mädchen war. Ich weiss nicht, ob du dich noch an sie erinnern kannst.

Ich mochte sie recht gern. Als der üble Streich Kreise zu ziehen drohte, ging ich, ehe meine Eltern in die Schule bestellt wurden, zu Rahels Mutter und entschuldigte mich. Die Liebenswürdigkeit, mit der ich von ihr aufgenommen wurde, beschämte mich. Fortan unterliess ich derartige Geschmacklosigkeiten. Damals war ich zwölf Jahre alt.

An ernsthafte Gespräche über innenpolitische Probleme, die wir in der Klasse geführt hätten, erinnere ich mich nicht. Auch nicht aus der Zeit, in der ich schon der Hitler-Jugend angehörte. Eine unserer Klassenkameradinnen, ein Mädchen, das ich besonders gut leiden konnte, führte die Schulgruppe des Vereines für das Deutschtum im Ausland (VDA). Du wirst dich noch an sie erinnern, obwohl dich derartige Fragen nicht interessierten. Hilde Sch. war Pfarrerstochter. Ich betrachtete sie als meine Antipodin, weil sich in der VDA-Gruppe alle jene bewusst bür-

gerlichen Mädchen sammelten, die keine Lust hatten, in die Hitler-Jugend einzutreten. Trotz dieser sachlichen Rivalität vertrugen wir uns persönlich gut. Es spielte in der Klassengemeinschaft keine Rolle, dass ich der Hitler-Jugend angehörte. Auch meine Beziehung zu den jüdischen Mitschülerinnen änderte sich dadurch nicht. Eine unscheinbare Episode aus dieser Zeit ist mir kürzlich wieder eingefallen. Sie beleuchtet die Situation. Ich geriet in Streit mit Rosel Cohn, die mir von jeher wegen ihres geistigen Hochmutes missfiel. Sie hatte einen viel schärferen Intellekt als ich, und ich unterlag in dem Streit. Um was es dabei ging, weiss ich nicht mehr, aber ich erinnere mich, dass ich eine Sekunde lang in Versuchung war, meine Position durch eine verächtliche Bemerkung über ihre jüdische Abstammung zu verbessern. Fast gleichzeitig verwarf ich diese Absicht, nicht weil ich mich eines so unfairen Kampfmittels geschämt hätte, sondern weil ich dachte: was für eine absurde Idee! Du würdest dich nur furchtbar lächerlich machen.

Rosel Cohn war unsere jüdische Klassenkameradin, aber ich brachte sie eigentlich nicht in Beziehung zu *den Juden*. Die Juden waren und blieben etwas geheimnisvoll Drohendes, Anonymes. Sie waren nicht die Gesamtheit aller jüdischen Individuen, zu denen auch du gehörtest, oder der alte Herr Lewy, sondern sie waren eine böse Macht, etwas, das gespenstische Züge trug. Man konnte es nicht sehen, und es war doch da und richtete Schaden an.

In unserer Kindheit hatten wir Märchen gehört, die uns den Glauben an Hexen und Zauberer einreden wollten. Jetzt waren wir zu erwachsen, um diesen Spuk noch ernst zu nehmen, aber an die «bösen Juden» glaubten wir nach wie vor. Sie waren uns in keinem Exemplar leibhaftig erschienen, aber wir erlebten es tagtäglich, dass die Erwachsenen an sie glaubten. Man konnte schliesslich auch nicht nachprüfen, ob die Erde eine Kugel und keine Scheibe war, oder genauer: man hielt es nicht für nötig, eine solche Behauptung nachzuprüfen. Die Erwachsenen «wussten» es, und man übernahm dieses Wissen ohne Misstrauen. Sie «wussten» auch, dass die Juden «böse» waren. Diese Bosheit richtete sich gegen den Wohlstand, die Einigkeit und das Ansehen des deutschen Volkes, das man von früh an zu lieben gelernt hatte. Der Antisemitismus meiner Eltern war ein für uns Kinder selbstverständlicher Bestandteil ihrer Gesinnung. Unser Vater entstammte dem akademisch gebildeten Bürgertum. In seiner Generation gab es noch nicht viele Juden an den Universitäten. Sie wurden wohl häufig als Eindringlinge empfunden, auch weil ihre scharfe Intellektualität ein unbequemer Ansporn war. Meine Mutter war in der Familie eines durch eigene Tüchtigkeit zu Wohlstand gekommenen «Hoflieferanten» aufgewachsen! Konkurrenzfurcht mag gerade in diesen Kreisen früh zur Ausbildung eines recht entschiedenen Antisemitismus geführt haben.

Die Eltern klagten zwar über die Juden, aber das hinderte sie nicht, aufrichtige Sympathie für Lewys zu hegen und gesellschaftlich mit jüdischen Kollegen meines Vaters zu verkehren.

Solange wir zurückdenken konnten, wurde uns dieser Widerspruch mit aller Unbefangenheit von den Erwachsenen vorgelebt. Man war freundlich zu den einzelnen Juden, die man angenehm fand, wie man als Protestant freundlich zu einzelnen Katholiken war. Aber während man nicht auf die Idee kam, *den* Katholiken feindlich gesonnen zu sein, war man es *den* Juden durchaus. Dabei liess man sich nicht durch die Tatsache beunruhigen, dass man keine klare Vorstellung davon hatte, wer das überhaupt waren: *die* Juden. Es gab unter ihnen getaufte und orthodoxe, jiddisch sprechende Trödler und Professoren für deutsche Literatur, kommunistische Agenten und Weltkriegsoffiziere, die hohe Orden trugen, zionistische Eiferer und deutsch-nationale Chauvinisten . . .

Als du Ostern 1933 aus einer anderen Berliner Schule in meine Klasse kamst, befreundete ich mich mit dir, obwohl ich wusste, dass du Jüdin warst, und obwohl ich fast genau zum gleichen Zeitpunkt in die Hitler-Jugend eintrat.

Am Beispiel meiner Eltern hatte ich gelernt, dass man antisemitisch gesonnen sein konnte, ohne sich dadurch in seiner persönlichen Beziehung zu jüdischen Menschen stören zu lassen. In dieser Haltung scheint ein Rest von Toleranz zu liegen, tatsächlich verdanke ich es aber gerade ihrer Verwaschenheit, dass ich es mir später «leisten konnte», mit Leib und Seele einem antihumanen politischen System zu dienen, ohne deshalb Zweifel an meiner eigenen menschlichen Anständigkeit aufkommen zu lassen. Wenn ich verkündete, dass alles Unglück der Völker von den Juden herrühre, oder dass der jüdische Geist zersetzend und das jüdische Blut verunreinigend wirke, war ich nicht genötigt, an dich oder an den alten Herrn Lewy oder an Rosel Cohn zu denken, sondern ich dachte an das Gespenst «*der* Jude». Und wenn ich hörte, dass die Juden aus ihren Berufen und Wohnungen vertrieben und in Ghettos eingesperrt wurden, schaltete sich automatisch eine Weichenstellung ein, die den Gedanken umging, ein solches Schicksal könne auch dich oder den alten Lewy ereilen. Verfolgt und «unschädlich gemacht» wurde ja nur *der* Jude! Ich frage mich, ob ich bereiter gewesen wäre, mich von den selbst gesammelten Erfahrungen belehren zu lassen, wenn ich diese verhängnisvolle Zwiespältigkeit nicht von früh an vor Augen gehabt hätte. Manches spricht dafür. Dein Vater – erlaube mir, dass ich ihn als Beispiel erwähne – war ein Mensch, der genau das Gegenteil von dem verkörperte, was uns damals als typisch jüdisch geschildert wurde. Er hatte im Krieg beide Eisernen Kreuze verliehen bekommen, und seine ärztliche Praxis wurde viel von armen Leuten aufgesucht, weil sie wussten, dass

er sich liebevoll bemühte, ihnen zu helfen, auch wenn sie das Honorar schuldig blieben. Während meiner Schulzeit habe ich mich in keiner der mir bekannten Familien so wohl gefühlt, wie in der euren. Hier lebten die Generationen in Freundschaft miteinander, ohne dass die Autorität der Eltern dadurch fragwürdig geworden wäre. Immer wieder durfte ich an Gesprächen teilnehmen – sei es über Theaterstücke, Bücher oder Zeitprobleme – die für uns Kinder wahrhaft bildenden Charakter hatten. Nicht nur durch ihr geistiges Niveau, sondern auch durch das menschlich Vorbildliche, das sich in der Haltung deiner Eltern zu allen Fragen ausdrückte.

Was mich mit dir verband, war – ausser einer spontanen Sympathie – das gemeinsame Interesse an literarischen und philosophischen Fragen. Du warst im Denken langsamer aber gründlicher als ich. Mit einer Intensität, die ich bewunderte, bohrtest du dich in die Fragen hinein, schwiegst lange und überraschtest mich dann mit Lösungen, die intuitiv und geistig tiefer vordrangen, als ich es vermochte.

Auf die Frage, ob wir jemals das Problem des Antisemitismus zusammen besprochen haben, gibt mein Gedächtnis mir keine Antwort. Vielleicht ist es unterblieben, weil ich daran gewöhnt war, deine Scheu gegenüber der Erörterung sehr persönlicher Dinge zu respektieren, obwohl ich sie nicht teilte.

Genau erinnere ich mich aber daran, dass ich dir unbefangen von allen meinen Erlebnissen in der Hitler-Jugend erzählte, und dass du mir mit der gleichen Unbefangenheit von dem berichtetest, was deine Geschwister in ihrer Jugendgruppe erlebten. Sie gehörten zur «hündischen Jugend», die von den Nationalsozialisten schonungslos bekämpft wurde. Der Führer dieser Gruppe war unter dem Spitznamen Tusk bekannt. Damals hiess es – und soviel ich mich entsinne, entsprach das allem, was du mir von ihm erzähltest –, dass er kommunistische Tendenzen habe. Unter den Bündischen war er für die Hitler-Jugend der Feind Nummer eins. Eines Tages erfuhr ich von dir, dass viele Freunde deiner Brüder mit ihrer Gruppe geschlossen zur Hitler-Jugend übergetreten seien. Tusk selbst war damals wahrscheinlich schon untergetaucht oder verhaftet. Das bestätigte mir etwas, worüber ich in der Hitler-Jugend häufig hatte klagen hören: die Unterwanderung der nationalsozialistischen Jugend durch hündische und sogar durch kommunistische Elemente. Wahrscheinlich war es dieser Umstand, der mich veranlasste, über meine unklare Situation nachzudenken. Allmählich empfand ich ihre Zwiespältigkeit als unsauber und belastend. Ich kam zu dem Schluss, dass es nicht möglich sei, nationalsozialistische Jugendführerin zu sein und Freundschaft mit einer jüdischen Familie zu halten, deren Söhne einer illegalen bündisch-kommunistischen Gruppe angehörten.

Nach und nach entfernte ich mich auch äusserlich dadurch von dir, dass ich meine letzte freie Minute in den Dienst der Hitler-Jugend stellte. Innerlich hatte ich immer weniger Spielraum für Dinge, die nicht mit diesem Dienst zusammenhingen.

Ob ich dich durch mein Verhalten gekränkt habe, weiss ich nicht. Ich fürchte es. Du liessest niemals leicht erkennen, was du empfandest, und ich werde wohl blind gewesen sein für die scheuen Zeichen deiner Verletztheit.

Als ich mich am Bahnhof Halensee von dir verabschiedete, spürte ich, dass du die Situation genau durchschauest. Wir berührten sie mit keinem Wort. Du bedauerst mich, dass ich in dem Internat so viel von meiner Freiheit würde aufgeben müssen, und ich reagierte mit Redensarten. Dann gingen wir schnell auseinander wie bei einem alltäglichen Abschied. Ich hatte mit dieser Trennung «Klarheit» schaffen wollen, aber nun empfand ich, dass diese «reinliche Scheidung» im Äusseren mit einer inneren Befleckung erkaufte war, die nicht auszutilgen sein würde. Sie ist es bis heute nicht. Damals dachte ich: es gehört also zum Leben, dass man Schuld auf sich lädt. Was ich dir noch zu sagen habe, weisst du bereits aus einem Brief, den ich dir bald nach meiner Entlassung aus der Internierung geschrieben habe. Es gehört in den Zusammenhang dessen, was hier erörtert wird, darum will ich es noch einmal erwähnen. Vielleicht hat mein Brief dich in der Unordnung der Nachkriegsjahre auch nicht erreicht. Ich habe nie eine Antwort darauf von dir bekommen. Freilich wagte ich auch nicht, eine zu erhoffen.

Als ich im Herbst 1937 aus dem Arbeitsdienst entlassen war, wollte mich die Gestapo zu einer Art Agententätigkeit zwingen. Einer ihrer Mitarbeiter erschien am Tag nach meiner Heimkehr aus Ostpreussen in der Wohnung meiner Eltern und kam von da an wochenlang täglich, um mich unter Druck zu setzen. Von ihm hörte ich, dass für den 1. November die illegale Neugründung einer Jugendgruppe geplant sei, die bündisch-kommunistische Tendenzen vertreten werde. Die Gründung solle in deinem Elternhaus stattfinden, weil deine Brüder zu den Führern der Gruppe gehörten. Diese Vorgänge sollte ich beobachten.

Der Gestapobeamte erklärte mir, es sei festgestellt worden, dass ich der einzige zuverlässige Nationalsozialist sei, der Kontakt mit eurer Familie gehabt habe, und man erwarte daher von mir, dass ich mich in die Gruppe einzuschleichen versuche, um sie zu überwachen.

Ich lehnte dieses Ansinnen schroff ab. Es sei mir unmöglich, ehemalige Freunde zu bespitzeln, ausserdem sei ich auch nicht verschlagen und diplomatisch genug für eine solche Betätigung.

Mehrere Wochen lang wurde ich täglich von Neuem bedrängt, schliesslich wurde meine nationalsozialistische Gesinnung in Frage gestellt. Ei-

nes Tages wurde ich zu der höchsten Berliner BDM-Führerin gerufen, und ihr, die ich seit Jahren kannte und schätzte, gelang es, mich davon zu überzeugen, dass es meine Pflicht sei, den von mir geforderten Dienst zu leisten. Nichts sei verständlicher als mein Widerstreben, aber meine ehemaligen Freunde wirkten mit an der inneren Zersetzung der Jugend durch kommunistisch-hündischen Geist. Wer die Jugend irremache in ihrer nationalsozialistischen Gesinnung, gefährde die Zukunft Deutschlands.

Ich habe dann einen Versuch gemacht, unter der Vortäuschung, dass ich mich vom Nationalsozialismus gelöst hätte, wieder Kontakt mit dir aufzunehmen. Einer grossen Güte meines Schicksals verdanke ich es, dass der Dienst, zu dem ich mich durchgerungen hatte, misslang. Er scheiterte an meiner Unfähigkeit, als Agentin tätig zu werden. Wahrscheinlich stand es mir auf der Stirn geschrieben, dass ich log, als ich wieder bei euch auftauchte und über die Nazis zu schimpfen begann. An dem Abend, für den die Neugründung der Gruppe geplant war, verschaffte ich mir unter einem Vorwand Einlass in dein Elternhaus. Aber es gelang mir nur, mit dem Hausmädchen zu sprechen. Niemand sonst liess sich blicken, und ich hatte nicht die Frechheit, dazubleiben, obwohl ich von dem Mädchen abgewiesen wurde. Vor dem Haus wartete der Gestapobeamte auf mich und schickte mich schimpfend fort. Nie wieder hörte ich etwas von diesen Leuten. Meine Untauglichkeit zur Mitarbeit bei ihnen galt wohl als ausreichend erwiesen.

Erst nach 1945 erfuhr ich von meiner höchsten ehemaligen Vorgesetzten in der Reichsjugendführung, dass damals erwogen wurde, mich wegen dieses Misserfolgs aus der Hitler-Jugend zu entfernen. Man behielt mich schliesslich, wohl weil ich als Pressefachkraft gebraucht wurde. Die letzte Nachricht, die ich von dir bekam, brachte mir dein Vater am Morgen nach jener Nacht, in der euer Haus durchsucht und zwei von deinen Geschwistern verhaftet worden waren. Während ich es unterlassen hatte, euch vor der Gefahr, die ich auf euch zukommen sah, zu warnen, wolltest du mich vor Ungelegenheiten bewahren. Du liessest mir ausrichten, dass deine Tagebücher beschlagnahmt worden seien, in denen du über unsere Gespräche berichtet hattest. Ich sollte keinen Versuch machen, die illegale Mitgliedschaft deiner Brüder in einer Gruppe der hündischen Jugend zu leugnen.

Es ist nachträglich kaum zu verstehen, dass mir diese Nötigung zum Spitzeldienst an meinen Freunden die Augen nicht geöffnet hat. Damals habe ich sehen können und hätte erkennen müssen, mit welchen Mitteln gegen alle Jugendgruppen vorgegangen wurde, die sich nicht in die Hitler-Jugend einreiheten. Aber ich habe erst etwa fünfzehn Jahre später begriffen, welch einen Wert die Selbständigkeit des Denkens und die Freiheit des Handelns bedeuten. 1937 wollte ich mit all meiner Kraft dazu



beitragen, dass die deutsche Jugend in der HJ innerlich und äusserlich geeint würde. Jede Art «Sonderbündelei» schien mir gefährlich für die Zukunft des «Reiches».

Die Tatsache, dass es eine Polizeibehörde gab, von der die Neubildung illegaler kommunistisch-hündischer Jugendgruppen überwacht wurde, war kein Grund für mich, am nationalsozialistischen System irre zu werden. Was mich störte, war freilich die Unnachgiebigkeit, mit der von mir verlangt wurde, dass ich meine früheren Freunde bespitzeln sollte. Konnte der Staat fordern – so fragte ich mich –, dass ich in seinem Dienst eine menschliche Gemeinheit beging? Diese Frage war genau die Stelle, an der ich hellhörig hätte werden müssen. Ich wurde es nicht. Wir hatten gelernt, dass kein Opfer für Deutschland zu gross sei. Ich hielt mich in dem konkreten Fall nicht für berechtigt, meine «privaten Gefühle» oder mein individuelles moralisches Sauberkeitsbedürfnis zu schonen.

Nichts in meinem Leben habe ich jemals so radikal aus meinem Gedächtnis verbannt wie die Erinnerung an diese traurige Episode. Es ist mir tatsächlich gelungen, diesen Verrat an dir und unserer Freundschaft bis zum Kriegsende zu vergessen. Er belastete mich in doppelter Weise. Nicht nur hatte ich ehemalige Freunde in einer Gefahr, vor der ich sie hätte warnen müssen, verlassen; ich hatte auch schmäählich versagt, wenn ich die Sache von der anderen Seite aus betrachtete: es hatte mir an der Kraft gefehlt, eine Pflicht, deren Erfüllung mir notwendig erschien, mit Nachdruck zu tun. Unsauber hatte ich über eine Konfliktsituation hinweggeschlampt, ohne mich ihr ernsthaft zu stellen.

Als ich dir 1948 zum erstenmal wieder schrieb, war ich noch weit davon entfernt, den Nationalsozialismus in mir überwunden zu haben, aber ich schämte mich des Verrats an unserer Freundschaft bitter. Erst kurz vorher hatte ich erfahren, dass deinen Geschwistern nach jener Verhaftung im November 1937 kein schwerwiegendes Unheil zugestossen war. Ich selbst bin wenige Monate später als hauptamtliche Pressereferentin nach Frankfurt an der Oder versetzt worden, und ich war froh, aus Berlin fortzukommen. Der Schauplatzwechsel half mir, mich von den bedrängenden Erinnerungen zu befreien. Während der folgenden Jahre habe ich mir von keinem meiner Erlebnisse den Anstoss zu einer selbständigen Auseinandersetzung mit der sogenannten Judenfrage geben lassen. Meine antisemitische Einstellung schien mir ein selbstverständlicher Teil meiner nationalsozialistischen Gesinnung zu sein. Im Grunde interessierte mich das Problem nicht. Das nationalsozialistische Parteiprogramm enthielt eine Reihe von Punkten, die mich genauso wenig interessierten; etwa den von der Brechung der Zinsknechtschaft. Ich habe mir nie die Mühe gemacht, ihn zu verstehen. Das mag mit meiner Ab-

neigung gegenüber allem, was nur von ferne an Mathematik erinnert, Zusammenhängen. Dass mich der Antisemitismus nicht interessierte, war vermutlich auf mein unterdrücktes schlechtes Gewissen zurückzuführen. Ich mochte nicht an dich und deine Familie erinnert werden.

Die 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze habe ich zum erstenmal gelesen, als ich 1941 eine Schulung in einem Arbeitsdienstlager darüber halten musste. Vorher hatte ich mich mit einer sehr ungenauen Kenntnis ihres Inhalts begnügt. Es wird wohl so gewesen sein, dass ich es nicht genau wissen wollte, was sie enthielten. Ich wollte mich nicht nötigen lassen, nachzudenken. Da ich in der Hitler-Jugend nicht als Führerin einer Formation, sondern nur als Pressefachkraft Verwendung fand, nahm ich auch kaum noch an «weltanschaulichen Schulungen» teil. Die Referate, die ich gelegentlich bei Führertagungen über mich ergehen lassen musste, langweilten mich in aller Regel so, dass ich nur mit halbem Ohr zuhörte. Manchmal machte ich mich auch laut oder leise über sie lustig. Bei den Tagungen der kurmärkischen Hitler-Jugend, die ich von Frankfurt/Oder aus besuchte, tauchte ein Referent im Jägerhabit auf, der als Spezialist für die talmudischen Geheimnisse galt. In dem kleinen Kreis der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die mir etwas näherstanden, nannten wir ihn «Ritualmord-komisch-komisch». Mit diesem Spottnamen zitierten wir ihn selbst. Sein Referat bestand aus einer Häufung dunkler Hinweise und geheimnisvoller Anspielungen. Offenbar vermied er es, sich auf Tatsachen zu berufen. Er hielt es wohl für wirkungsvoller, wenn seine Zuhörer die Schlüsse, die er ihnen nahelegte, selbst zogen. Man sollte also auf Grund seines verworrenen Gefasels zu der Überzeugung kommen, dass die Juden im Mittelalter Ritualmorde begangen hatten und heute noch begingen. Sobald er die Kette seiner «Indizien» vor uns aufgefädelt hatte, fragte er uns mit einer Bewegung der Hände, die das Gebärdenspiel eines Ostjuden nachäffen sollte: «No, Ritualmord?», und nach einer Weile fügte er dann selbst hinzu: «Komisch, komisch!»

Wir haben über ihn gelacht und haben ihn selbst nachgeäfft. Dass er kompletten Unsinn erzählte, werden wohl viele von uns geahnt haben. Aber niemand gab dem Gedanken Raum in sich, dass dieser Unsinn ein tödliches Gift war, das das Leben zahlloser Juden bedrohte. Heute weiss ich, dass die Ritualmord-Märchen erfunden und unter das Volk gebracht werden mussten, damit der Schuster Müller keine unbotmässigen Gedanken in sich aufkommen liess, wenn sein Nachbar, der Schneider Mayer, eines morgens aus dem Bett geholt wurde und nie wieder zurückkam.

Wir hätten uns nicht gern in einem Atem mit dem Schuster Müller nennen lassen, schliesslich waren wir Jugendführer, aber uns kamen die unbotmässigen Gedanken nicht einmal, obwohl wir dem verworrenen

Schwätzer im Jägerhabit kein Wort glaubten. Es war so leicht, diese Dinge abzutun, indem man lachte. Man konnte seine Überlegenheit dadurch bekunden.

Auch über die Stürmer-Methode der rassischen Aufklärung fühlte man sich erhaben. Dieses Blatt hat mir Ekel eingeflösst. Ich habe nie eine Nummer in der Hand gehabt, nur gelegentlich einen Blick auf die Anschlagbretter geworfen. Bei den Führertagungen wurde offen darüber gesprochen, dass es der Jugend nicht gegeben werden sollte. Was wir an ihm auszusetzen hatten, war freilich nicht seine grundsätzliche Tendenz, sondern sein skandalöser Mangel an Geschmack und pädagogischer Einsicht.

Dasselbe gilt für die blutrünstigen Lieder, die ich nach 1933 mitgesungen habe. Ich erinnere nur an den Text: «Wenn das Judenblut vom Messer spritzt. . .» Als die Hitler-Jugend aufgehört hatte, ein Kampfinstrument für die Erringung der Macht zu sein und ihre erzieherische Aufgabe in den Vordergrund trat, wurden solche Lieder kaum mehr gesungen. Man war um ein «kulturelles Niveau» bemüht.

## 5

Nach meiner Rückkehr aus dem Arbeitsdienst musste die Frage meiner Berufswahl entschieden werden. Wäre es finanziell möglich gewesen, ich hätte sofort mit einem germanistisch-philosophischen Studium begonnen, aber mein Vater war inzwischen arbeitslos geworden. Die englische Firma, bei der er tätig gewesen war, hatte ihre Berliner Filiale schliessen müssen. Wie es hiess, weil viele leitenden Herren Juden waren. Von jetzt an mussten wir mit dem Geld auskommen, das meine Mutter aus ihrem ererbten Hausbesitz einnahm. Das bedeutete den Zwang zu radikalen Einschränkungen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich damals etwas vom Studienweg der Werkstudenten gehört habe, sonst hätte ich versucht, ihn einzuschlagen. Meine Bemühungen um ein Stipendium blieben erfolglos. Überall wurde mir erklärt, dass zunächst die «alten Kämpfer» Studienförderung bekommen sollten. Wenn ich aber bereit sei, zwei Jahre lang hauptamtlich in der Hitler-Jugend tätig zu sein, werde man auch meinen Antrag wohlwollend prüfen. Das alles leuchtete mir ein. Ich fand es richtig, dass das «ausländische» Unternehmen, in dem mein Vater gearbeitet hatte, seine Filiale schliessen musste; und ich trat ohne Murren hinter den förderungswürdigeren «alten Kämpfern» zurück.

Meine hauptberufliche Arbeit in der Hitler-Jugend begann mit einer nur wenige Monate dauernden Tätigkeit in der Presse- und Propagandaabteilung des BDM-Obergaues Berlin. Dort fand ich eine Vorgesetzte, mit der ich mich bald zu streiten begann. Als Journalistin hatte sie eine ge-

wisse Routine, aber charakterlich entsprach sie nicht dem, was ich von einer Jugendführerin erwartete. Am meisten ärgerte mich ihre Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit. An der Tür ihres Zimmers prangte ein Schild mit einem friesischen Spruch, der auf hochdeutsch «reines Herz, klarer Sinn» hiess. Für das Friesentum schwärmte sie, weil sie sich viel auf ihr nordisches Äusseres einbildete.

Ich vermute, dass du vor deiner Emigration noch bis zum Überdross mit dem Kult in Berührung gekommen bist, der damals um die nordische Rasse gemacht wurde. Was uns im Rassenkunde-Unterricht der letzten Schuljahre – wissenschaftlich verbrämt – dargeboten worden war, hatte ich mit derselben Gleichgültigkeit geschluckt, mit der ich mir chemische Formeln oder mathematische Gesetze aneignete. Ich gehörte nicht zu den Unglücklichen, für die der eigene Mangel an «nordischen Rassemerkmalen» plötzlich zu einer lebensgefährlichen Bedrohung wurde. Darum konnte ich es mir leisten, dieses Problem in meinem Alltag zu ignorieren.

Ich konnte es mir sogar leisten, mich lustig über den «nordischen Rummel» zu machen, den ich zu den Kinderkrankheiten der nationalsozialistischen Bewegung rechnete. Nur wenn mich gelegentlich Verwunderung darüber streifte, dass die meisten Menschen, die ich schätzte, mindestens äusserlich alles andere waren als «nordisch», nahm ich die Sache für einen Augenblick ernst.

Meine Berliner Vorgesetzte, die auf Friesisch für ein «reines Herz und einen klaren Sinn» schwärmte, gehörte in dieselbe Kategorie wie ein Sportlehrer, der viel Hänseleien erdulden musste, weil er angestrengt nach einem «nordischen Mädchen» suchte, das er zur Mutter seiner Kinder machen wollte. In dem Kreis von HJ-Führern und BDM-Führerinnen, mit dem ich etwas später freundschaftlichen Kontakt bekam, nannten wir diese Leute «n<sup>2</sup> = nordische Niete» oder «b<sup>8</sup> = blau, blond, blöde».

Noch während meiner Schulzeit habe ich an einer Eheweihung teilgenommen, die im Wald bei Potsdam gefeiert wurde. Ich gehörte zu einem Chor, der dabei mitwirken sollte. In einer Waldlichtung stand ein Altar, auf dem ein Feuer brannte. Zwei Frauen in langen, weissen Gewändern trugen Schalen, die mit Brot und Früchten gefüllt waren. Während eine dieser «Priesterinnen» ihr langes blondes Haar offen trug, hatte die zweite einen ordinär ondulierten «Bubikopf» und war mit Ohrringen geschmückt, wie man sie häufig bei Mädchen vom Land sah.

Leider ist mir der Dialog des jungen Paares nicht mehr wörtlich in Erinnerung. Der Mann trug die Uniform eines SS-Führers, das Mädchen war weiss gekleidet und blumenbekrönt. Beide standen vor dem Altar und redeten sich erhobenen Hauptes mit Zitaten aus der Edda an: «Dich, du herrlichste der Weiber . . .» Die herrlichste der Weiber war klein, dick

und hatte ängstliche schwarze Augen. Das Zittern ihrer Stimme verriet wenig Brünhildenhaftes.

Für meine Kameradinnen und mich war diese Eheweihung später noch häufig ein Anlass zu herzlichem Gelächter.

In den folgenden Jahren habe ich mehrmals Eheweihen von Jugendführern und -führerinnen erlebt, die Stilgefühl bezeugten und in denen der Versuch gemacht wurde, inhaltlich und formal dem Ernst des Anlasses gerecht zu werden. Der Gedanke, dass die Ehe in der Verantwortung vor dem Volk geschlossen wurde, stand dabei allerdings aufdringlich im Mittelpunkt. Es gab aber auch junge Paare, die alle derartigen Formulierungen scheuten und die Texte für ihre Eheweihen dementsprechend auswählten.

Der religiöse Gehalt dieser Feiern war sehr allgemein, man wird wohl sagen müssen: verschwommen. Wir alle hätten mit Überzeugung protestiert, wenn wir etwa als areligiös oder unreligiös bezeichnet worden wären. Nicht ohne Hochmut blickten wir auf die Kirchen, in deren Dogmen Gott – wie wir meinten – vermenschlicht wurde. Aber es wäre uns schwergefallen, den Inhalt unserer eigenen religiösen Vorstellungen auszudrücken. Vielleicht darf ich sagen: wir glaubten an einen Schöpfergott, der sich uns in der Ordnung und Schönheit der Natur offenbarte, und dessen geheimnisvolles Sein uns auch in der Begegnung mit grossen Kunstwerken anrührte. Diesen Gott bezogen wir ebenso – freilich ohne jede präzise Vorstellung über die Art und Weise seines Wirkens – in das Leben der Völker und unseres eigenen Volkes ein.

Als Kind hatte ich – im Blick auf den ersten Weltkrieg – darüber nachgedacht, in welche Bedrängnis die Menschen der kriegführenden Völker Gott durch ihre Gebete gebracht haben mochten. Wen sollte Gott erhören, da doch jedes Volk um seinen Sieg betete? Er hatte das deutsche Volk nicht erhört, denn Deutschland war besiegt worden. Musste ich daraus schliessen, dass die deutschen Soldaten nicht für die gerechte Sache gekämpft hatten? Oder belohnte Gott die ungerechte Sache mit dem Sieg? Oder kümmerte er sich womöglich nicht um das Schicksal der Völker?

Die Frage war unbeantwortbar.

In den Feierstunden der Hitler-Jugend oder des Arbeitsdienstes, an denen ich teilgenommen und denen ich oft selbst Form und Inhalt gegeben habe, wurden Verse gesprochen, die dem Sinn nach Gebete waren. Mit ihrer dichterischen Sprache waren sie nur eine andere Ausdrucksform für das, was wir auch durch die Musik sagen wollten: Unseren Dank für die Gemeinschaft, in der wir leben durften, für den «Aufbruch» unseres Volkes, für die Ernte, für die Geburt eines Kindes oder für die Schönheit des Sommers. In diesem Dank war zugleich das Versprechen enthalten,

dass wir uns mühen wollten, der Gemeinschaft, in die wir gerufen waren, recht zu dienen.

All das geschah mit grosser Naivität. Die Frage, ob Gott womöglich «auf der Seite derer stehen würde», die den Nationalsozialismus bekämpften, ist mir nicht ein einziges Mal gekommen, obwohl mir eine Variante genau dieser Frage (Gebete im Krieg) während meiner Kindheit zu schaffen gemacht hatte.

Wir waren so erfüllt von dem Glück des Mitschaffendürfens und so stolz auf die Verantwortung, die wir trotz unserer Jugend und Unerfahrenheit tragen durften, dass uns der Gedanke, Gott könne vielleicht «gegen uns» sein, absurd vorgekommen wäre. In jedem neuen Erfolg – etwa in der «Heimkehr Österreichs» – sahen wir ein Zeichen seines Wohlwollens. Es war beglückend und erhebend, sich unter das göttliche Wohlwollen zu stellen. Der eigene Ameiseneifer bekam dabei fast einen Glorienschein. Freilich, wie verhielt man sich, wenn man irgendwo in Berührung mit den Gewaltmassnahmen des Regimes kam? Wie verhielt ich mich etwa, wenn ich später am Kutnoer Ghetto vorbeiging: Hinter dem Zaun hausten die Juden in den Trümmern einer zerbombten Fabrik. Ich sah ihr Elend sehr deutlich.

Hätte «das Göttliche» für mich die Qualität eines primitiven Stammesgottes gehabt, ich hätte mich selbst in dieser Situation noch unter sein Wohlwollen stellen können. Aber so war es nicht. Die Gefahr, das Unrecht, das in solcher Gewaltanwendung von uns verübt wurde, zu erkennen (und dadurch vom Nationalsozialismus geheilt zu werden) wäre brennend geworden, hätte ich angesichts dieses jüdischen Elends nicht jedes metaphysische Denken oder Empfinden radikal unterdrückt.

Im Frühjahr 1938 wurde ich als Abteilungsleiterin für Presse und Propaganda an den BDM-Obergau Kurmark mit der Dienststelle in Frankfurt an der Oder versetzt. Die Abteilung war lange verwaist gewesen, und ich musste sie neu aufbauen. Ich will dich nicht mit einem in Einzelheiten gehenden Bericht über meine Tätigkeit langweilen. Nur damit du dir eine ungefähre Vorstellung machen kannst: Mein Verantwortungsbe-  
reich umfasste das Gebiet zwischen der Elbe und der polnischen Grenze (unter Ausschluss Berlins). Ich habe mir zunächst einen Stab nebenamtlicher Mitarbeiterinnen in den Kreisen gesucht, über die die Zusammenarbeit mit der Provinzpresse in Gang gebracht werden konnte. Ausserdem war die redaktionelle Mitarbeit an den Jugendzeitschriften und ihr Vertrieb zu organisieren. Bis in die Dörfer hinein sollten Jugendfilmveranstaltungen durchgeführt werden, und schliesslich gab es immer wieder Anlässe (zum Beispiel Sportfeste), für die Plakate und anderes Werbematerial fertigtustellen waren.

Eine Zwischenbemerkung: Während mein Brief sich, ohne dass es ur-

sprünglich beabsichtigt war, zu einer Art Rechenschaftsbericht ausweitet, kommt mit den Erinnerungen der alte Sprachgeist, genauer Un-Geist herauf und will mich in die Enge treiben. Das «tausendjährige Reich» hatte eine eigene Terminologie, nicht nur in der Bezeichnung der Dienst-ränge, Organisationsformen und Fachgebiete (etwa der «Rassenkunde»), es gab die typischen pathetischen Formulierungen aus Führerreden und Goebbels-Aufrufen, wie es den Jargon der Funktionäre gab. Lies eine Ausgabe des Völkischen Beobachters, und du könntest ein Lexikon darüber aufstellen. Während des Schreibens schieben sich jene Ausdrucksweisen fast automatisch in meine Gedanken hinein, obwohl ich mir redlich Mühe gebe, nicht von «Einsatzbereitschaft», «in der Arbeit stehen», «deutschen Mädeln» und dergleichen zu reden. Ganz und gar kann ich auf diese Terminologie allerdings nicht verzichten, ein Kreisleiter bleibt eben ein Kreisleiter, ich will es auch nicht (und hier darf ich vielleicht aus der Not eine «Tugend» machen?) weil der Geist der Zeit, ihr Ungeist, sich unmittelbar in seiner eigenen Sprache mitteilt, als es in einer «Übersetzung» möglich wäre.

Auf meiner neuen Dienststelle fand ich das vor, was man heute ein ideales Team nennen würde. Es wurde von einer Frau geleitet, die ein halbes Theologie- und ein ganzes Sportstudium hinter sich hatte. Von allen nationalsozialistischen Jugendführern, die ich kennengelernt habe, verkörperte sie das Bild, das mir vorschwebte, am reinsten. Mit dem Blick auf ein so gutes Vorbild war es leicht, darüber hinwegzukommen, dass es auch ehrgeizige Blender, Maulhelden und engstirnige Fanatiker unter uns gab. Zu der letztgenannten Kategorie gehörten wir aber im Grunde alle; wenn auch in abgestufter Intensität: selbst eine so gescheite und sittlich hochstehende Frau wie unsere Dienststellenleiterin überstieg im Denken und Fühlen niemals die Schranke, die durch unsere «Weltanschauung» aufgerichtet war.

Ich habe fast zwei Jahre in Frankfurt an der Oder gearbeitet, und es war – eben wegen der menschlich und sachlich guten Zusammensetzung des teams – eine glückliche Zeit. Während ich das schreibe, drängt sich mir wieder die Frage auf, was du zur gleichen Zeit erlebt haben magst. Mit welchen bitteren Gefühlen wirst du das Land verlassen haben, das dir so selbstverständlich Heimat bedeutet hatte wie mir? Wie muss es dich verletzt haben, dass ihr, du und die Deinen, plötzlich zu einer Art Untermenschen abgestempelt wurdet? Fast alles, was ich hier schreibe, kommt mir nebensächlich vor. Bei jedem zweiten Satz bin ich in Versuchung, ihn wieder zu streichen, weil ich denke: wie unwichtig, wenn man auf das Ganze sieht. Aber unser grosser, schrecklicher Irrtum, zu dessen Folgen es unter anderem gehört, dass Deutschland in zwei Hälften zerrissen wurde und dass es kaum noch deutsche Juden gibt, setzte

sich aus zahllosen kleinen Irrtümern zusammen. Wer sie nicht überblickt, wird die Zusammenhänge nicht verstehen können, und ich wünschte so sehr, dass du sie verstehst, obwohl ich immer von Neuem fürchte, dich mit diesem Wunsch zu belästigen.

Das Artikelschreiben oder das Organisieren von Tagungen machte mir wenig Freude. Irgendwo habe ich es wohl schon geschrieben: Ich fand die Propaganda im Grunde überflüssig und tat diese Arbeit nur, weil sie mir aufgetragen wurde und weil ich meinte, dass die, die sie mir auftrugen, ihre Notwendigkeit besser beurteilen konnten als ich.

Was mich – und meine Freunde – beglückte, war, dass wir durch unsere Arbeit an der Jugend mithelfen durften, die künftige Volksgemeinschaft zu bauen. Wir glaubten jedenfalls, daran mitbauen zu dürfen. Im Blick auf dieses Ziel war es nicht wichtig, ob uns die einzelne Arbeitsverrichtung Vergnügen bereitete. Der Gedanke, dass es uns durch die Erziehung der Kinder gelingen könnte, unser Volk von Grund auf zu einer Gemeinschaft heranzubilden, in der ein geschwisterlicher Geist herrschen würde, half uns auch, manche «dicke Kröten zu schlucken».

Idealismus ist uns heute – nicht ohne unsere Schuld – verdächtig geworden. Zu häufig fehlt den Idealisten der Sinn für die ethische Minus-Qualität ihres Ideals. Damals waren wir noch ganz ungebrochen «Idealisten»: Wir fanden es herrlich, dass wir nicht «für unsere Brötchen» arbeiten mussten wie die meisten Menschen, die im Berufsleben stehen. Zu einem Pfarrer sagte ich eines Tages: «Den Vorzug, den Sie geniessen, geniessen wir auch. Wir fühlen uns zu unserer Arbeit berufen!»

Ich erinnere mich genau, dass es mir immer unangenehm war, für diese Arbeit Bezahlung annehmen zu müssen, aber schliesslich brauchte ich das Geld, weil ich davon leben musste. Dass die Gehälter niedrig waren – mein Anfangsgehalt hatte 80 RM betragen, und ich verdiente in Frankfurt 220 bis 250 RM – fand ich richtig.

Die wenigsten von uns hatten eine berufliche Ausbildung, durch die sie für ihre Arbeit qualifiziert waren, und natürlich fehlte es uns dank unserer Jugend ganz an Lebenserfahrung. Später wurde der Funktionsapparat immer weiter ausgebaut, und dabei kamen viele Fachkräfte hauptberuflich in die Hitler-Jugend. Als Beispiel: hatte bisher etwa ein Fotograf den Sport einer Formation geleitet, so wurde diese Arbeit jetzt einem jungen Turnlehrer übergeben.

Trotzdem blieben die unausgebildeten Kräfte vermutlich weit in der Überzahl. Aber darin erblickten wir kein grundsätzliches Manko. Man war nicht Jugendführer, weil man es gelernt hatte, wie meinethalben die Buchdruckerei, sondern weil man Nationalsozialist war und eine «Führungsbegabung» hatte. Fachliche pädagogische Vorbildung wurde durch



jugendliche Begeisterung, unermüdliche «Einsatzbereitschaft» und Phantasie ersetzt. Der gute Wille war mehr wert als ein Staatsexamen. Erst in späteren Jahren, als ich ein Arbeitsdienstlager im Wartheland führte, empfand ich den Mangel an gründlicher Vorbildung als eine Behinderung in meiner Arbeit. Damals gab es Situationen, mit denen ich nicht «fertig» wurde; weil ich weder pädagogisch noch psychologisch gut genug geschult war.

Im Übrigen war das Bewusstsein der Freiwilligkeit unserer Arbeit eine wichtige Voraussetzung dafür, dass man sich wohl dabei fühlte. Als wir uns – ich glaube, es war 1940 – wegen des zu häufigen Personalwechsels schriftlich verpflichten sollten, mindestens noch zwei Jahre in der Hitler-Jugend-Arbeit zu bleiben, protestierte ich. Ich zweifelte nicht daran, dass ich noch länger als zwei Jahre in meiner Arbeit bleiben würde, aber ich wollte mich dabei frei fühlen. Schliesslich behauptete ich meine Freiwilligkeit: ich stieg aus dem Arbeitsvertrag aus und verrichtete meine bisherige Tätigkeit von jetzt an ehrenamtlich weiter. Was ich zum Lebensunterhalt brauchte, verdiente ich mir nebenher durch den Verkauf von Artikeln.

Erst nach 1945 tauchte die Frage in mir auf, warum ich das Prinzip der Freiwilligkeit, das ich für mich selbst so eifersüchtig hütete, nicht auch allen anderen «Volksgenossen» gegönnt habe. Vielleicht meinte ich – ohne mir je Rechenschaft darüber abzulegen – es sei das Privileg der Führungskaste. Die «Volksgemeinschaft» konnte eben doch nicht nur aus gleichberechtigten Geschwistern bestehen.

Obwohl mir meine Presse- und Propagandaarbeit selbst wenig Freude machte, gab es in der Frankfurter Zeit viele Erlebnisse, an denen ich teilhaben konnte, ohne dass es mich eine Anstrengung gekostet hätte. Ich denke an die sommerlichen Zeltlager an einem der märkischen Seen oder an eine lange Reise durch Österreich nach dessen «Heimkehr zum Reich». Damals kam ich in alle Landesteile, weil ich den Auftrag hatte, bei der Umstellung der «illegalen» Hitler-Jugend-Arbeit (der Verbotszeit) auf die im Reich herausgebildeten Methoden mitzuwirken. Mich überwältigte die Schönheit der österreichischen Landschaft genauso, wie das Siegesglück meiner neuen Kameraden und Kameradinnen, von denen viele wegen ihrer politischen Gesinnung im Gefängnis gesessen hatten.

Wenn ich an das Reichstreffen der BDM-Führerinnen in Bamberg im Sommer 1938 denke, so ist mir wieder nur dieses Glücksgefühl in Erinnerung: zu einer Gemeinschaft gehören zu dürfen, die die ganze Jugend des Volkes umfasst, auch jenen Teil, der jenseits der Grenzen aufwachsen musste. Viele volksdeutsche Führerinnen waren heimlich aus ihrer Heimat gekommen. Was uns dabei so froh machte, war nicht die zahlenmässige Grösse unserer Gemeinschaft, sondern die Vorstellung, dass niemand mehr ausgeschlossen war, auch nicht die österreichischen Ka-

meradinnen und nicht einmal die, die in Siebenbürgen oder im Banat deutsche Jugend führten. Das Gefühl, jung zu sein, zusammenzugehören, einander in aller Unterschiedlichkeit der stammesbedingten Prägungen zu verstehen und zu lieben und vor allem: eine gemeinsame Aufgabe zu haben – wie sollte es uns nicht mit überwältigender Freude erfüllen? In dieser Freude war noch kein Misston des Hasses oder des Hochmuts. Der Krieg hatte noch nicht begonnen. Wir waren noch nicht darauf «ausgerichtet», unsere Nachbarvölker zu besiegen, und in dem eigenen Jubel hörten wir die unterdrückten Angst- und Notschreie der Menschen nicht, die in unserem Land lebten und als Feinde des Regimes verfolgt wurden. Wenn ich jetzt gelegentlich mit Leuten, die vor 1945 auf der anderen Seite der Barrikade gestanden haben, über jene Zeit spreche, spüre ich jedesmal ihre Verstimmung, sobald ich etwa erwähne, dass damals eine intensive und weithin anspruchsvolle Jugendmusikpflege geleistet worden ist. Ich verstehe diesen Widerstand sehr gut. Es wäre viel einfacher, wenn jetzt gesagt werden könnte: In der Hitler-Jugend sind nur blutrünstige Schauergesänge gegrölt und nur Militärmärsche gespielt worden. Aber so war es nicht, und das gilt auch für andere Sachgebiete. Dass es vielen von uns so schwerfällt, innerlich mit der Vergangenheit ins Reine zu kommen, liegt ja gerade auch daran: Jeder von uns hat damals viel positive Leistung investiert und hat Gewinn aus der positiven Leistung seines Nebenmannes gezogen. Diese Erinnerungen verstellen uns den Blick. Erlaube mir ein etwas gewagtes Bild: Man muss die bunten Blüten abreißen, um erkennen zu können, dass die Wurzeln giftig waren. Millionen Menschen sind an diesem Gift gestorben, zu ihnen gehören auch die deutschen Soldaten und die Opfer der Bombenangriffe. Ich ging von unserer musikalischen Schulung und Betätigung als von einem Beispiel aus. Dass ich hier einige allgemeine Betrachtungen angeschlossen habe, geschah unwillkürlich, weil ich deine Abwehr gegenüber dem voraussehe, was ich nun schreiben muss. Du wirst dich daran erinnern, dass ich in Musik stets eine Vier hatte. In meiner Familie gehörte es zur Tradition, unmusikalisch zu sein. Beim Abitur wäre ich nicht in der Lage gewesen, auch nur eine Tonleiter zu singen. Im Sommer 1938 erlebte ich eine Aufführung der Badischen «Kunst der Fuge» in der Leipziger Thomaskirche, der ich verdanke, dass die Musik heute meine wertvollste Lebenshilfe ist. Damals sprang wirklich eine Tür vor mir auf. Das Konzert fand während der Reichsmusiktage der Hitler-Jugend statt. Ich war – gegen meinen Protest – dorthin geschickt worden, um für eine unserer Zeitschriften darüber zu berichten. Tagelang ging ich von einem Konzert zum anderen. Das Programm reichte von der Gregorianik bis zu

den Chorsätzen und Spielmusiken, die in der Hitler-Jugend selbst entstanden waren.

Nachdem mir die Ohren bei jenem unvergesslichen Konzert in der Thomaskirche aufgegangen waren, machte ich die überraschende Erfahrung, dass ich nicht nur hören konnte, sondern mit kritischem Verständnis zu hören gelernt hatte. Ich kannte fast keinen terminus technicus, aber was ich in meiner Laiensprache sagte, deckte sich mit dem Urteil anspruchsvoller Fachleute.

Du wirst mir jetzt entgegenhalten: wenn du die Kunst der Fuge ausserhalb dieser Hitler-Jugend-Veranstaltung gehört hättest, wären dir die Ohren auch aufgegangen.

Damit hast du sicher recht. Vorausgesetzt, dass ich in einem solchen «neutralen Konzert» die gleiche innere Aufgeschlossenheit gehabt hätte. Ich ging «freiwillig» ja nicht in Konzerte, weil ich mich für zu unmusikalisch hielt. Aber was ich mit dieser ausführlichen Schilderung sagen wollte, ist Folgendes: Wer danach suchte, fand innerhalb der Hitler-Jugend auch Befriedigung für die sublimen kulturellen Bedürfnisse. (Und zuweilen fand man sie sogar dort, wo man sie nicht suchte. Siehe oben.) Dass es so war, band uns mit unserer ganzen Person an die nationalsozialistische Jugend. Auch noch in der Zeit, in der der Krieg fast alles Schöne aus unserem Leben tilgte.

Ich bin im Begriff, dir über das Jahr 1938 zu berichten, und ich glaube zu wissen, worauf du wartest. Dass ich es bis zuletzt hinausgeschoben habe . . . ach, ich habe nicht den Mut, etwas zu sagen, das wie eine Entschuldigung von dir verstanden werden könnte . . . Am Abend des 9. November 1938 nahm ich an einer Kundgebung vor dem alten, backsteingotischen Rathaus in Frankfurt teil. Ich erinnere mich nicht mehr an Einzelheiten dieser Veranstaltung. Sie gehörte zu den Routinefeiern, die ich meist gelangweilt über mich ergehen liess und eigentlich als Zeitverschwendung für diejenigen betrachtete, die es so wie ich nicht mehr nötig hatten, «ausgerichtet» zu werden. Erinnerlich ist mir nur, dass der zuständige Frankfurter SS-Führer nach der Kundgebung meine Kameradinnen und mich fragte, ob wir Lust hätten, uns anzuschliessen, es sei noch etwas für die Nacht geplant.

Vielleicht zog er jemanden von uns ins Vertrauen. Ich selbst habe nicht erfahren, was bevorstand. Ich weiss nur noch, dass die Parole ausgegeben wurde: Wir machen nicht mit. Wir sind zu müde.

Am nächsten Morgen – ich hatte gut geschlafen und keinerlei Unruhe gemerkt – fuhr ich sehr früh nach Berlin, um in die Reichsjugendführung zu gehen. Unterwegs fiel mir nichts Ungewöhnliches auf.

Ich stieg am Alexanderplatz aus. Um zur Lothringerstrasse zu gelangen, musste ich eine ziemlich düstere Gasse mit vielen kleinen Läden und Gastwirtschaften passieren. Zu meiner Überraschung waren hier fast

alle Schaufenster eingeschlagen. Der Bürgersteig war bedeckt mit Scherben und den Resten von zertrümmertem Mobiliar.

Ich fragte einen patrouillierenden Polizisten, was in aller Welt sich hier abgespielt habe. Er antwortete: «In dieser Strasse wohnen doch fast nur Juden». – «Ja, und?» – «Sie lesen wohl keine Zeitung. Heute Nacht hat die Volksseele gekocht».

Diese Feststellung, deren Formulierung mir nur noch sinngemäss in Erinnerung ist, hatte einen Unterton geheimen Zornes. Ich ging kopfschüttelnd weiter. Eine Sekunde lang empfand ich deutlich, dass hier etwas Schreckliches geschehen war. Etwas angsteinflössend Brutales. Aber fast gleichzeitig schaltete ich darauf um, das Geschehene als vollendete Tatsache zu akzeptieren und nicht mehr kritisch zu bedenken. Ich sagte mir: Die Juden sind die Feinde des neuen Deutschland. Sie haben diese Feindschaft heute Nacht zu spüren bekommen. Das Weltjudentum, das es darauf abgesehen hat, Deutschland an seinem «Aufbruch in die Grösse» zu hindern, wird die Ereignisse dieser Nacht hoffentlich als ein Warnsignal verstehen. Wenn von den Juden in aller Welt Hass gegen uns gesät wird, so sollten sie wissen, dass sich Geiseln ihres Volkes in unserer Hand befinden.

Mit diesen oder ähnlichen Gedanken konstruierte ich mir eine Rechtfertigung des Pogroms. Im Übrigen verdrängte ich die Erinnerung daran möglichst schnell aus meinem Bewusstsein. Dieses schnelle Abschalten gelang mir im Laufe der Jahre bei ähnlichen Anlässen immer besser. Es war die einzige Methode, das Aufkommen von Zweifeln an der Richtigkeit dessen, was geschah, unter allen Umständen zu verhindern. Vermutlich wusste ich unterhalb des Tagesbewusstseins genau, dass ernste Zweifel mir die Daseinsgrundlage fortgerissen hätten. Nicht im wirtschaftlichen, sondern im existentiellen Sinne. Ich hatte mich total mit dem Nationalsozialismus identifiziert. Die Schrecksekunde wurde im Laufe der Jahre immer gefährlicher. Darum musste sie auch immer kürzer werden. Aber ich greife vor. In der «Kristallnacht» waren die Gemüter noch nicht verhärtet für den Anblick menschlicher Leiden wie später während des Krieges. Vielleicht, wenn mir einer der Verfolgten und Geschundenen begegnet wäre; ein alter Mann, dem die Todesangst im Gesicht stand. Vielleicht...

## 6

Bei Kriegsausbruch befand ich mich in einem Lehrgang der Reichsführerinnenschule des BDM in Potsdam. Die Schule lag in einem parkartigen Garten am See und war ein idealer Platz für junge Menschen, die sich an der Schönheit der Natur und an der spannungsreichen Lebendig-

keit ihrer Gemeinschaft freuen wollten und denen es zugleich darauf ankam, ruhig arbeiten zu können.

Jene letzten Friedenswochen haben in mir eine nur noch als Stimmung greifbare Erinnerung hinterlassen, als hätten wir der Bedrängnis der politischen Lage entschlossen den Rücken gekehrt und uns lauter schönen Dingen zugewandt.

Ich erinnere mich an Abende auf dem grossen See, auf den wir oft hinausruderten. Der Spätsommer hatte in diesem Jahr eine überwältigende Leuchtkraft in der Reinheit seines Himmels und im farbigen Ungestüm der Gärten. Wir blieben auf dem See, bis die Ufer unserem Blick entschwanden und die Sterne aus der Tiefe des grünschimmernden Himmels hervortraten. Unsere Gespräche unterschieden sich durch nichts von den Gesprächen, die junge Menschen zu allen Zeiten in solchen Stunden des Angerührtseins von der geheimnisvollen Schönheit der Welt geführt haben und noch führen.

Die Nachricht von der Teilmobilmachung traf uns in dieser friedlichen Abgeschlossenheit wie ein betäubender Schlag. Wir waren seit 1933 an politische Sensationen gewöhnt. Aber diesmal stand mehr auf dem Spiel als etwa bei der «Heimkehr Österreichs», das spürten wir alle.

Wir gehörten zu der Generation, die nach dem ersten Weltkrieg aufgewachsen war. Wie böse Schatten hatten die Kriegserinnerungen der Erwachsenen und die unbarmherzigen Folgen der Niederlage über unserer Kindheit gestanden. Obwohl wir nicht aus eigener Erfahrung wussten, was Krieg bedeutet, machte uns die Ahnung künftiger Leiden das Herz schwer.

Ich erinnere mich an das Verstummen, das plötzlich in unserer fröhlichen Gemeinschaft um sich griff. Man forschte in den Gesichtern der anderen: Was mochten sie denken? Überall zeichnete sich der gleiche Schreck ab.

Freilich wusste in dieser Gemeinschaft jeder vom anderen, dass er bereit war, die auferlegte Not eines Krieges zu tragen, solange seine Kraft reichte. Keiner von uns zweifelte daran, dass Hitler den Krieg vermeiden würde, wenn er es nur irgend verantworten konnte. «Er hat den ersten Weltkrieg als Soldat erlebt», trösteten wir uns gegenseitig, «darum weiss er, welches Elend es zu verhindern gilt. Solange er auch nur einen Funken Hoffnung auf einen erträglichen Frieden hat, wird es keinen Krieg geben.» Sollte es aber doch zum Krieg kommen, so würde nicht Deutschland die Schuld daran tragen, sondern seine Gegner, die nicht dulden wollten, dass alle Deutschen in einem Reich friedlich und in Wohlstand miteinander lebten.

Daran glaubten wir, und darum gab es auch keinen unter uns, der sich nicht mit jedem Gebot Hitlers identifiziert hätte. Wir gingen sehr

schweigsam auseinander, nachdem die Schulleiterin das, was jeder empfand, in ein paar knappen, halblaut gesprochenen Sätzen zum Ausdruck gebracht hatte.

Werde nicht ungeduldig, wenn ich in Folgendem versuche, dir die geistig-seelische Verfassung zu schildern, mit der ich in den Krieg eingetreten bin. Sie entsprach wahrscheinlich der Verfassung sehr vieler gutgläubiger (du wirst sagen: willfähriger, und du hast nur zu recht damit!) Menschen unseres Volkes. Man kann unser späteres Verhalten nicht begreifen, wenn man diese Voraussetzungen nicht überblickt.

Im Zusammenhang mit der von Hitler heraufbeschworenen Sudetenkrise im Herbst 1938 hatten Tausende von Deutschen ihre Heimat aus Angst vor tschechischen Gewaltakten verlassen. Dass diese Panikstimmung planmässig von der deutschen Propaganda geschürt worden war, um den sudetendeutschen Topf am Kochen zu halten, erkannten wohl die wenigsten Deutschen damals. Ich war oft in den Flüchtlingslagern, von denen sich einige in meinem Arbeitsbereich befanden. Die Hitler-Jugend hatte Jungen und Mädchen für viele Arten von Hilfeleistungen in die Lager geschickt. Das Unglück vor allem der alten und kranken Flüchtlinge berührte mich schmerzlich. All das bestärkte mich in der naiven Annahme, dass das deutsche Volk an der weltpolitischen Krise nicht schuld sein könne. Es schien mir undenkbar, dass die deutsche Politik eine Lage mutwillig verursacht hatte, aus der ein solches Flüchtlingselend resultieren musste. Ausserdem hatte Hitler seine Intelligenz nach unserer Meinung durch die Erfolge der letzten Jahre immer wieder bewiesen. Es konnte also nicht die Ungeschicklichkeit seiner Politik sein, die zu einer solchen Zuspitzung der Situation geführt hatte, sondern nur die Machtgier und der Neid unserer Feinde.

Diese Milchmädchenrechnung stellten meine Freunde und ich damals immer wieder auf. Die echten und die eingebildeten Fakten, die ihr zugrunde lagen, bestimmten unsere Einstellung gegenüber dem Krieg.

Fast jeder von uns kannte eine Familie, die nach dem ersten Weltkrieg aus ihrer Heimat im Osten vertrieben worden war. Wer immer den polnischen Korridor durchquert hätte, um nach Ostpreussen zu gelangen, dem musste das Unsinnige einer solchen Auseinanderreissung des Landes deutlich geworden sein. In jedem Sommer kamen Fahrtengruppen von Jugendlichen aus allen Teilen Deutschlands in die östlichen Provinzen und sahen, wie die Grenze mitten durch Bauernhöfe verlief und alte Dörfer in eine deutsche und eine polnische Hälfte auseinanderriss.

Ich habe selbst oft dort gestanden und habe empfunden, was für ein Unrecht an den Menschen geschieht, die die Opfer solcher Grenzziehung sind. Dabei hatte ich schon vor dem Krieg Sinn für das besondere Un-

glück solcher Grenzgebiete, in denen die staatliche nicht mit der Volkstumsgrenze übereinstimmt. Im Zeitalter der Nationalitätenkämpfe war ihr Schicksal in eine ausweglose Tragik verstrickt. Der Sieger steht unter dem Zwang, die Besiegten auszutreiben. Und die Besiegten werden so lange Rache schüren, bis dann sie es sind, die den alten Widersacher von den Höfen jagen. In dem schrecklichen Kreislauf der Vergeltung schien uns ein Ende nur absehbar, wenn eine der beiden Gruppen sich definitiv als die stärkere erwies. Die Hoffnung auf den freiwilligen Gebietsverzicht eines Siegers oder eines Besiegten war in unseren Augen eine Utopie. 1939 waren die Deutschen es, denen zuletzt Unrecht geschehen war, und die auf eine Revision hofften. Nach dem polnischen Feldzug geschah das Unrecht an den Polen. Dass wir Unrecht an ihnen taten, empfand ich in den späteren Kriegsjahren, in denen die Erinnerung an das von den Deutschen erlittene Unrecht langsam verblasste, durchaus. Aber ich beugte mich dem tragischen – und wie ich meinte, unabänderlichen – Gesetz dieses Landes, das da lautete: Wer nicht Unrecht erdulden will, muss Unrecht tun. Herr dieses Landes ist nur, wer die Macht besitzt und sie ausübt.

Bei Kriegsausbruch war ich durchdrungen von dem Bewusstsein der moralischen Überlegenheit unserer Position. Die Nachricht vom «Bromberger Blutsonntag», an dem (wie es in der deutschen Presse hiess) 60'000 Volksdeutsche unter schrecklichen Grausamkeiten ermordet worden sein sollten, rechtfertigte in meinen Augen durchaus einen Krieg gegen Polen. Musste, so meinte ich, einer solchen Bestialität nicht Einhalt geboten werden?

Über die Zahl der damals getöteten Volksdeutschen habe ich in dem Buch von Martin Broszat «Nationalsozialistische Polenpolitik 1939 bis 1945» (Herausgegeben im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Nummer 2) folgende Stelle gefunden: . Auf volksdeutsche Einwohner hatte sich in den Tagen unmittelbar nach Kriegsausbruch Zorn und Hass der von Hitlers Überfall mit Recht erbitterten Polen vielfach blindlings entladen. In einigen deutschbewohnten Orten, so vor allem in Bromberg am 3. September . . . waren Deutsche in grösserer Zahl von polnischer Miliz und Militär erschossen worden. Nach der deutschen Besetzung des Landes stellte man fest, dass insgesamt an die 6'000 Volksdeutsche meist aus Westpreussen, der Provinz Posen oder Oberschlesien umgekommen waren bzw. vermisst wurden . . . Berechtigter Schmerz über das Geschehene diente jedoch bald nur noch einer wütenden Hasspropaganda und wurde schliesslich zum Alibi einer Polenpolitik, der es nur noch um planvolle Auslöschung des Eigenlebens des polnischen Volkes ging. Offenbar auf Hitlers persönlichen Befehl wurde die amtlich festgestellte Zahl der getöteten und vermissten Volksdeutschen kurzerhand verzehn-

facht. Alle in Frage kommenden deutschen Dienststellen erhielten die Weisung, künftig die Zahl von 58'000 als verbindliche Angabe zu benutzen . . .»

Es wird wohl kaum noch genau festgestellt werden können, wieviele Volksdeutsche damals ermordet worden sind. Für meinen Zusammenhang hier ist die Höhe der Zahl auch nicht wichtig, aber etwas anderes scheint mir bezeichnend zu sein: In meinem Gedächtnis hatte sich die Meinung festgesetzt, der Angriff gegen Polen sei erst von uns geführt worden, nachdem die Kunde vom «Bromberger Blutsonntag» Berlin erreicht hatte. Tatsächlich vollzogen sich die Ereignisse in umgekehrter Reihenfolge. Aber meine Version, an der ich bis vor wenigen Monaten festhielt, war viel geeigneter, unser schlechtes politisches Gewissen zu entlasten.

Ich schreibe dir das, um dir an einem Beispiel deutlich zu machen, wie schwierig es selbst für einen Gutwilligen ist, das Gestrüpp seiner kleinen und grossen politischen Irrtümer zu entwirren.

In den ersten Kriegstagen reiste ich nach Schneidemühl, das nahe der polnischen Grenze lag. Ich weiss nicht mehr, was ich dort zu tun hatte, aber die Fahrt selbst ist mir noch in Erinnerung. Das Entsetzen über den Kriegsausbruch war abgeklungen und hatte in mir einer ernsten Gefasstheit Platz gemacht. Draussen auf den Feldern wurde das letzte Getreide eingefahren. An den Bahnschranken stauten sich die Erntewagen und die Lastautos mit den jungen Soldaten. In den Bauerngärten blühten Sonnenblumen, und Maiskolben trockneten an den südlichen Mauern unter Strohdächern. Die Menschen im Zug waren eine einzige grosse Familie, erfüllt von der gleichen Sorge und voller Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges. Jeder war schneller als gewöhnlich bereit, seinen Platz einem Müden abzutreten und seinen Proviant zu teilen. Die Augen der Frauen und Mädchen ruhten voll heimlicher Angst auf den Gesichtern der Soldaten, auf denen der jungen zumal: Werdet ihr gesund zurückkommen? Wird der gesund zurückkommen, auf den ich warte?

Damals hatte ich ein unvergessliches Zwiegespräch mit mir selbst. Während ich aus dem fahrenden Zug in die spätsommerliche Landschaft hineinblickte, sagte plötzlich eine Stimme in mir: «Es ist Krieg, jetzt brauchst du keine Angst mehr zu haben!» – «Wie meinst du das?» fragte ich zurück, «ich verstehe dich nicht.» Eine Zeitlang war es still in mir, dann antwortete die Stimme: «Wenn man tot ist, muss man keine Angst mehr haben, nicht wahr?» «Nein», sagte ich, «dann wohl nicht mehr.» – «Für dich selbst bist du jetzt tot. Alles, was einmal *Ich* war, ist aufgegangen in dem Ganzen.» Diese Abgelöstheit vom Ich und die gleichzeitige Identifikation mit dem Übergeordneten (dem Volk oder der Volksgemeinschaft) bewirkten eine innere Gestimmtheit, die mich während des



ganzen Krieges beschützt hat, wie ein Palladium. Nicht vor den äusseren Gefahren, vor den Bomben, den polnischen Partisanen und später vor den russischen Scharfschützen, sondern vor der grössten seelischen Gefahr: der Angst.

Oft hatte ich den Eindruck, dass ich den Schrecken des Krieges weniger preisgegeben war als viele meiner «Gefährten», der Menschen, die mit mir in Gefahr waren. Ich fürchtete mich wenig, obwohl ich von Hause aus alles andere als ein mutiger Mensch bin. Während meiner Kindheit hatte ich jahrelang Angst vor jedem dunklen Zimmer und schlief nie ein, ohne mich überzeugt zu haben, dass kein Dieb oder böser Geist unter meinem Bett sass. Nach dem Krieg war eine quälende Angst lange die Grundstimmung meines Lebens.

Aber während des Krieges fühlte ich mich auf eine geheimnisvolle Weise gefeit. Dies hing damit zusammen, dass ich mich von mir selbst gelöst hatte. Ich hatte keine Angst um mich. Es war nicht wichtig, was mir zusties. Das Ganze, dem ich diene, war in den Gefahren, die mir drohten, nicht mitgefährdet. Und um das Ganze begann ich erst in den allerletzten Kriegsmonaten Angst zu haben.

Während ich dies schreibe, frage ich mich, mit welcher Einstellung ich von heute her auf diese abgelöste Existenz zurückblicken soll, und zwar nicht unter politischen, sondern unter persönlicheren Gesichtspunkten. Viele, vor allem junge Nationalsozialisten mögen die Zeit ähnlich erlebt haben wie ich, mit dieser fast mönchischen Radikalität im Absehen von sich selbst und in der Hingabe an das «Reich». Obwohl sie sich weniger schonten als die meisten anderen, lebten sie geschützter. (Wer ein Wofür zu leben hat, erträgt fast jedes Wie). Aber die Frage stellt sich jetzt in anderer Sicht: Bedeutete solche Abgelöstheit nicht zugleich eine gefährliche Einbusse an Kontakt mit dem Allgemeinmenschlichen? Bedeutet sie es nicht immer, welches Motiv ihr auch zugrunde liegen mag; und erst recht da, wo die Hingabe an einen Götzen vollzogen wird, den der betrogene Anbeter für einen Gott hält?

Sicher sind damals viele wertvolle Ansätze für eine persönliche Entwicklung in die Breite und Weite verkümmert, weil alle Potenzen in eine einzige Richtung getrieben wurden. Dass es die falsche und schliesslich die böse war, war das Unglück nicht der Schlechtesten unserer Generation.

An einem Spätnachmittag im November 1939 kam ich zum erstenmal nach Posen. Der Hitler-Jugend-Führer der Mark Brandenburg war zum Führer der wartheländischen Hitler-Jugend ernannt worden und hatte mich gebeten, die Pressearbeit in dem neuen Gebiet zu übernehmen. Damals hatte ich gerade beschlossen, als Volontärin in eine Zeitungs-

redaktion einzutreten, um meine Schriftleiterausbildung zu absolvieren. Nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen war diese Ausbildung die Voraussetzung dafür, dass man eine Zeitung oder Zeitschrift verantwortlich herausgeben durfte. Es lag also im Interesse der Hitler-Jugend, dass ich das Schriftleiter-Examen ablegte, um später als Redakteurin für ihre Publikationen tätig werden zu können.

Das Angebot, im Wartheland zu arbeiten, war verlockend für mich, weil dort etwas Neues aufgebaut werden musste. Als mir versprochen wurde, dass ich gleichzeitig in der Redaktion und in der Hitler-Jugend arbeiten dürfte, erklärte ich mich bereit, nach Posen zu gehen.

Meine Ankunft dort ist mir deutlich in Erinnerung. Es war kalt, düster und regnerisch. Eine junge Frau, die ich nach einer Strasse fragte, sah mich feindselig an, dann drehte sie mir stumm den Rücken zu. Nach diesem Misserfolg hatte ich keine Lust mehr, Erkundigungen einzuholen. Ich stieg in eine der Pferdewagen, die in langer Reihe vor dem Bahnhof warteten. Diese altertümlichen Vehikel erinnerten mich an die Schuten von Heilsarmee-Soldatinnen. Wie sich herausstellte, hatte ich ein besonders museumsreifes Exemplar erwischt: Aus den zerrissenen Polsterkissen quoll stinkende Holzwole, und durch das löchrige Verdeck rann Regen in meinen Schoss. Das Klappern der Hufe auf dem Kopfsteinpflaster klang wie in den Filmen über die Zeit der Postkutsche, aber das war auch das einzig Idyllische an meiner Situation. Während mir der Regen kalt ins Gesicht fuhr, spürte ich zum erstenmal die Feindschaft des Landes, in dem ich künftig arbeiten wollte.

Nach meiner Besprechung auf der Dienststelle der Hitler-Jugend geleitete mich ein wortkarger Bursche vor das Haus, in dessen drittem Stockwerk ein Zimmer für mich beschlagnahmt worden war. Als ich an der Wohnung klingelte, öffnete die Tür sich sofort. Ich war erwartet worden. Eine ältere Frau geleitete mich in mein Zimmer. Dort war auf einem Sofa ein Bett für mich zurechtgemacht. Obwohl der Raum einen sauberen Eindruck erweckte, strömte er einen penetrant muffigen Geruch aus. Offenbar hatten die Leute mir ihre gute Stube abgetreten, die nur selten benützt und gelüftet wurde. Sie unterschied sich nicht von den kleinbürgerlichen Wohnstuben, die ich aus Deutschland kannte. Es gab Plüschessel, Häkeldeckchen und Jugendstilschnörkel an den Möbeln.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Ich fror in dem ungeheizten Zimmer, dessen Fenster ich geöffnet hatte, weil der muffige Geruch mir den Atem verschlug. In den Nachbarräumen hörte ich Männer und Frauen leise miteinander reden und manchmal weinten Kinder. Ich hatte das Gefühl, dass die Wohnung sehr viele Menschen beherbergte. Irgendwann riss mich eine kurze Schiesserei aus dem Halbschlaf. Ich tappte fröstelnd

zum Fenster. Nebenan wurde immer noch gesprochen. Während ich auf die Strasse hinuntersah, beschlich mich das Gefühl, in einem Turm verbannt zu sein, in dem feindliche Menschen mir die Flucht verwehrt. Etwas später stand ich noch einmal auf und rückte einen Sessel vor meine Tür. Sie hatte keinen Riegel.

Etwa drei Wochen lang bewohnte ich dasselbe Zimmer. Allmählich gewann ich den Eindruck, dass die übrigen Räume der Wohnung mit polnischen Flüchtlingen belegt waren, die wahrscheinlich in notvoller Enge hausten. Wenn ich klingelte, öffnete mir stets dieselbe Frau. Manchmal fragte sie mich ängstlich in gebrochenem Deutsch, ob ich mit meinem Quartier zufrieden sei. Diese Unterhaltungen waren mir unangenehm. Ich wusste nicht, wie ich der Frau begegnen sollte. Als ich auszog, bat sie mich unter Tränen, doch zu bleiben. Offenbar fürchtete sie sich vor dem neuen Zwangsmieter. Damals tauchte der Gedanke in mir auf, dass die Flüchtlinge, die ich nie gesehen, aber umso deutlicher gehört hatte, sich in der Wohnung versteckt hielten.

Obwohl sich die kleinbürgerliche Schicht der polnischen und der volksdeutschen Bevölkerung nur wenig voneinander unterschied, schärfte sich mein Blick bald dafür, wer Pole und wer Deutscher war. Polen der Intelligenz oder des wohlhabenden Bürgertums suchte man vergeblich unter den Leuten, die einem begegneten. Erst in den letzten Kriegsjahren erfuhr ich, dass diese Schicht in Mittelpolen Zuflucht gesucht hätte, und heute weiss ich, dass auch davon kaum die Rede sein kann: die meisten Angehörigen der polnischen Intelligenz wurden von den Deutschen deportiert oder getötet. Die wenigen, die geblieben sein mögen, werden sich verborgen gehalten und hinter einer kleinbürgerlichen Mimikry versteckt haben. Die Tatsache, dass man Polen der gehobenen Schichten nirgends traf, verleitete mich zu dem Trugschluss, das polnische Volk setze sich aus Proletariern, kleinen Bauern und ärmlichen Bürgern zusammen. Kein Wunder, so sagte ich mir, dass es in seiner Geschichte immer wieder lange Perioden der Fremdherrschaft erleiden musste. Offenbar war es nicht imstande, eine dauerhaft tragfähige Führungsschicht heranzubilden.

Diese Gedankengänge erleichterten mir das Leben als einer Angehörigen der feindlichen Besatzungsmacht. Im Posenschen fühlte ich mich freilich zu Hause und sah in den Polen ungern geduldete Eindringlinge, deren Bleiben hier nur noch solange von Dauer sein würde, als wir sie brauchten. Anders verhielt es sich mit den östlichen Kreisen des Landes. Hier war die Situation der Besatzungsmacht unverkennbar gegeben, obwohl auch dieses fast rein polnische Gebiet als deutsches Land bezeichnet wurde. Selbst wenn man es nicht wahrhaben wollte, man hatte ein

deutliches Gefühl dafür, dass man günstigstenfalls von einer noch recht fernen deutschen Zukunft des östlichen Warthegaues reden konnte.

Was die Polen, denen man in Posen und den benachbarten Kreisen begegnete, von den Volksdeutschen unterschied, war – abgesehen von einer Vorliebe für bestimmte etwas «schreiende» Farbzusammenstellungen in der Frauenkleidung – der Ausdruck ihrer seelischen Situation. Den Deutschen sah man an, dass sie sich als Sieger fühlten. Den Polen war das Unglück ins Gesicht geschrieben. In ihren Augen begegnete man allen Abstufungen der Antipathie von kühler Reserviertheit bis zu Hass. Selbst die wenigen, die einem mit Unterwürfigkeit entgegenkamen, hatten eine beklemmende Ausstrahlung der Niedergeschlagenheit. Das Bedrückende, dem man sich nur schwer entziehen konnte, ging auch von der Verwahrlosung der Stadt aus. Während des ersten Spätherbstes, in dem ich sie mit weit offenen Sinnen durchstreifte, schien sie mir einen bestimmten Geruch nach durchnässter Kleidung, sauerem Brot, ungewaschenen Kindern und billigem Parfüm zu haben. Man lief stets durch die gleichen dunklen und engen Strassen, vorbei an Mietskasernen, deren Putz abblätterte, und über ein löchriges Pflaster, in dessen Vertiefungen sich Pfütze neben Pfütze gesammelt hatte. Aus stinkenden Höfen kamen Kinder, die Fetzen um die Füsse gewickelt hatten und denen man den Hunger ansah. Sie verfolgten mich bis in die Träume. Während des ersten Kriegswinters wimmelte es in Posen noch von bettelnden Kindern, aber auch Alte und Krüppel streckten einem die Hand entgegen. Anfangs ging ich an keiner dieser Hände vorbei, ohne etwas hineinzulegen. Als ein alter Mann in dem Augenblick, in dem ich ihm eine Münze geben wollte, vor mir mit dem Gesicht in den Schnee fiel und wie ein Brett liegen blieb, überkam mich Entsetzen. Ich fürchtete mich davor, ihn anzufassen und auf den Rücken zu drehen. Die Verstümmelungen und Hautausschläge mancher dieser Bettler liessen mich glauben, dass sie unter schrecklichen Seuchen litten.

Ich wohnte in der Nähe des Kernwerkes, einer Festungsanlage aus dem letzten Jahrhundert. Dort lagen oft grosse Berge von Koks und Kohlen, die für die Soldatenunterkünfte bestimmt waren, auf der Strasse. Diese Vorräte wurden von patrouillierenden Posten bewacht. An manchen Abenden beobachtete ich, wie polnische Kinder sich in der Dunkelheit an die Kohlen heranschlichen, um kleine Eimer oder Säcke damit zu füllen. Wenn sie ertappt wurden, jagten die Soldaten Schreckschüsse hinter ihnen her oder verfolgten sie mit einem Kokshagel. Wer sich erwischen liess, bekam Prügel. In der ersten Zeit stand ich mit meiner Sympathie ganz auf der Seite der Kinder. Durch Zeichen gab ich ihnen zu verstehen, dass sie sich nicht vor mir fürchten sollten, aber sie miss-

trauten meiner Dienstkleidung. Auf ihren lumpenumwickelten Füßen huschten sie lautlos zurück ins Dunkel. Eines Abends riss ich einem Wachtposten ein vielleicht achtjähriges Mädchen aus den Händen. In seiner Angst vor Prügel hatte es den Eimer fallen lassen und hielt beide Arme über dem Kopf verschränkt. Als es sich frei fühlte, schrie es leise auf und rannte davon. Ich hatte mich nach dem Eimer gebückt. Ehe der Soldat es verhindern konnte, warf ich ihn in das Gebüsch, hinter dem die Kinder sich meistens versteckt hielten. Der Posten starrte meinen silberbetressten Uniformmantel wütend an. Er konnte sich keinen Vers auf mein Eingreifen machen.

Kurze Zeit später nannte ich diese «unkontrollierte» Art und Weise, in der ich auf diese Begegnung mit menschlichem Unglück reagiert hatte, selbst naiv und unpolitisch.

Eine volksdeutsche Kameradin hatte Kritik an meiner «unbedachten Mitleidigkeit» geübt. Sie brachte dabei zum Ausdruck, was ich selbst undeutlich empfunden hatte: Die Polen bleiben, auch wenn sie militärisch besiegt sind, gefährliche Feinde; ihre Stärke liegt in ihrer biologischen Überlegenheit; es ist eine Art Selbstmord, wenn wir ihre Kinder vor dem Hunger zu bewahren versuchen.

Eines Tages, ich weiss nicht mehr wann, kam dann auch ein Verbot der Gauleitung für alle Deutschen, den polnischen Bettlern Almosen zu geben. Ich habe dieses Verbot immer wieder einmal überschritten, um die Pein, die der Anblick der hungernden Menschen mir verursachte, ein wenig zu lindern.

Während der ersten Posener Wochen tauchte ein Erinnerungsbild in mir auf, das sich fortan nicht mehr verwischte: Ich muss noch in die Grundschule gegangen sein, als ich eines Tages eine Landkarte aus unserem Briefkasten zog, die mir wegen ihrer Buntheit gefiel. In leuchtenden Farben hoben sich die Länder Europas voneinander ab, und auf jedem Land sass, krabbelte oder stand ein nacktes Baby. Ich zeigte die Karte meinem Vater, weil ich wissen wollte, was die Babies zu bedeuten hatten. Er erklärte mir, dass jedes dieser Kinder als ein Sinnbild für den Geburtenreichtum seines Landes betrachtet werden müsse. Die deutschen Familien hätten im Durchschnitt viel weniger Kinder als etwa die polnischen. Darum sitze auch nur ein verängstigtes kleines Mädchen auf dem blauen Feld, das Deutschland bedeute. Auf dem gelben Feld, gleich rechts oben, krabbelte ein stämmiger kleiner Bub auf allen Vieren angriffslustig in die Richtung zur deutschen Grenze.

«Sieh dir den Burschen an», sagte mein Vater, «er strotzt vor Gesundheit und Kraft. Eines Tages wird er das kleine Mädchen überrennen.»

Die Bilderkarte hat sich mir unvergesslich eingeprägt. Sie hielt das Gefühl in mir wach, dass dem deutschen Volk Unheil von den Polen drohe.

Später, im Rassenkunde-Unterricht der Oberstufe, wurde die emotionale Erfahrung «wissenschaftlich unterbaut». Du wirst dich daran erinnern: Wir verglichen die Geburtenziffern der slawischen Völker mit denen des deutschen Volkes und wurden über die «mässigen Qualitäten der osteuropäischen Rassen» belehrt. Unter ihnen, so hörten wir, trete das geistige und zumal das schöpferische Element viel seltener auf. Das Edle, Verfeinerte und Geistige sei überall in Gefahr, von der Brutalität des Primitiven erdrückt zu werden. Darum drohe den nordisch bestimmten Völkern die Vernichtung durch die biologische Überlegenheit der Slawen. Mit diesen Anschauungen ausgestattet, kam ich in das Gebiet, das seit Generationen ein Schlachtfeld des Volkstumskampfes zwischen Polen und Deutschen war. Was ich sah und hörte, schien die nationalsozialistischen Theorien zu bestätigen: das fremde Volk schien nur aus Handwerkern, armen Bauern und Kleinbürgern zu bestehen, und die wenigen polnischen Familien, in die ich Einblick gewann, waren erheblich kinderreicher als entsprechende deutsche Familien.

Es muss noch im ersten Kriegswinter gewesen sein, als ich an einem Treffen der Organisation teilnahm, die seit Jahren das Sammelbecken der Volksdeutschen in Westpolen gewesen war. Die Mitglieder der Vereinigung trafen sich ein letztes Mal in Bromberg, um die Auflösung ihres Bundes zu beschliessen und feierlich zu begehen. Er hatte seinen Sinn, die gegenseitige Stütze der Diasporadeutschen, erfüllt. Das Treffen stand im Zeichen der Freude über den deutschen Sieg, der die kühnste Hoffnung all dieser Menschen verwirklicht hatte: Ihre Heimat war wieder ein Teil Deutschlands geworden. Aber viele von ihnen hatten den Sieg teuer bezahlen müssen. Ein erschreckend hoher Prozentsatz der Frauen um mich herum trug Trauerkleidung. Sie hatten ihre Männer, Söhne oder Brüder am «Bromberger Blutsonntag» verlogen. Gerade unter der Führungsschicht der Volksdeutschen mussten die Polen an diesem Wochenende ein Blutbad angerichtet haben. Wo immer man sich an einen Tisch setzte, um dem Gespräch der Leute zuzuhören, war von dem Schrecken der ersten Kriegstage oder von dem «Marsch nach Lowitsch» die Rede. Bei Kriegsausbruch hatten die Polen manche Deutschen, die ihnen besonders unbequem waren, nach Mittelpolen getrieben. In der Nähe von Lowitsch war der Elendszug von deutscher Wehrmacht befreit worden.

Die Fahrt nach Bromberg hatte ich im Auto zusammen mit ehemals volksdeutschen Jugendführern zurückgelegt, die jetzt in der Hitlerjugend mitarbeiteten. Wir kamen durch Dörfer, von denen meine Kameraden mir sagten, dass dort jeder männliche Einwohner, der älter als 14 Jahre war, von den Polen umgebracht worden sei. In einem Dorfkrug berichtete mir die Wirtin unter Tränen, dass ihre alte Mutter und sie die einzigen Überlebenden der Familie waren.

Ich konnte diese Angaben weder damals, noch kann ich sie heute nachprüfen. Schon bei einer anderen Gelegenheit schrieb ich dir, dass die Berichte, die von polnischer oder deutscher Seite über jene Ereignisse abgegeben werden, auch heute noch widersprüchlich sind. Ausserdem darf ich nicht unerwähnt lassen, dass viele polnische Ausschreitungen von deutscher Seite provoziert wurden. Hitler wartete darauf, dass die Polen ihm einen Anlass gaben, militärisch zum Schutz der deutschen Minderheit einzugreifen.

Gerade im Gespräch mit jüdischen Freunden scheuen wir uns, über die Leiden zu klagen, die Angehörigen unseres Volkes während des Krieges von ihren Feinden zugefügt wurden. Ich bin auch der Meinung, dass solche Klagen gegenüber Polen nicht in den Vordergrund treten sollten, auch nicht im Blick auf die Leiden der bei Kriegsende und später aus ihrer Heimat vertriebenen Ostdeutschen. Wir vergessen so leicht, dass jeder fünfte Pole im Krieg umgekommen ist.

Dass ich dir trotzdem mit einiger Ausführlichkeit über diese Erlebnisse berichte, hat folgenden Grund: Ich empfand sie wie einen schmerzlichen Anschauungsunterricht. Was ich über die «polnischen Greuel» in den Zeitungen gelesen habe, war blass geblieben. Das Grauen und die Trauer in den Augen der Hinterbliebenen sprach eindringlicher zu mir. Damals erwarb ich die verhängnisvolle Fähigkeit, das spontane Mitleid, das ich für die in Not lebenden Angehörigen des fremden Volkes empfand, in mir zu unterdrücken. Im Frühjahr 1940 hatte ich ein Erlebnis, das mir die seelische Verkrampfung vor Augen führte, in der manche Volksdeutschen zu jener Zeit lebten. Ich fuhr mit einem Kameraden über Land, der als deutscher Jugendführer jahrelang in der Gegend von Gnesen tätig gewesen war und jetzt der Hitler-Jugend angehörte. In der Nähe seines heimatlichen Dorfes hielt sich ein Bauernfuhrwerk hartnäckig auf der Strassenmitte, obwohl wir durch Hupen signalisierten, dass wir es überholen wollten. Wahrscheinlich war der Bauer auf seinem Wagen eingeschlafen. Plötzlich sah ich, wie mein Begleiter nach der Reitpeitsche griff, die neben seinem Sitz lag, die Tür aufriss und hinaus auf die Strasse sprang. Ehe ich es hätte verhindern können, schlug er wie von Sinnen auf den schwerhörigen Bauern ein. Als er zurückkam, war sein Gesicht weiss und verzerrt. Ich begriff, dass es sinnlos sein würde, ihn sofort wegen seiner Brutalität zur Rede zu stellen. Aber noch als ich es eine Stunde später zu tun versuchte, trat er auf die Bremse und sagte wütend: «Du kannst aussteigen, wenn dir etwas nicht passt.»

Ich war seine Vorgesetzte, und ich hatte ihn bisher zwar als einen verschlossenen, aber nie als einen unfreundlichen Burschen kennengelernt. Bald nach diesem Ereignis habe ich ihn aus den Augen verloren, weil er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Eine seiner alten Mitarbeiterinnen

sagte mir später, dass die Polen seine Mutter und einen Bruder oder eine Schwester (das weiss ich nicht mehr genau) zu Tode gequält hätten. Seitdem hatte ich ein gewisses Verständnis für die impulsiven Racheakte mancher Volksdeutschen, die mich abstiessen. Gerade unter ihnen traf man freilich auch oft sehr gemässigte und vernünftige Leute, die aus dem langjährigen Zusammenleben wussten, dass die Polen «auch Menschen» waren, wie wir alle, und die sie entsprechend zu behandeln versuchten. Ich schreibe «versuchten», weil diese Vernünftigen wahrscheinlich oft fürchten mussten, sich der arg verpönten Fraternisierung schuldig zu machen. Die Erfahrung, dass es schwer war, gegenüber den Angehörigen des fremden Volkes den betonten Abstand der Sieger zu wahren und oftmals das natürliche Mitgefühl zu unterdrücken, mögen viele gemacht haben, die wie ich aus dem «Altreich» nach dem Osten versetzt wurden. Für die Parteileitung ergab sich aus diesem Umstand die Notwendigkeit, uns den Rücken zu stärken.

Ich habe mir nur selten die Zeit genommen, das Schulungsmaterial der Gauleitung zu lesen, weil ich mich für geschult genug hielt, aber ein Beitrag aus diesem Material ist mir erinnerlich. Er erregte mein Interesse dadurch, dass er vertraulich im Kreis der besonders zuverlässigen Führungskräfte weitergegeben wurde. In dieser Schrift war der Brief eines polnischen Priesters an eine Polin abgedruckt. Durch unsere einschneidenden Massnahmen war das offizielle kirchliche Leben der Polen völlig zum Erliegen gebracht worden, aber man hörte immer wieder, dass sich katholische Priester unter der Bevölkerung versteckt hielten und nicht nur seelsorgerische Funktionen ausübten, sondern auch als Führer eines geheimen politischen Widerstandes wirkten.

Einer dieser Priester schrieb einer polnischen Frau, deren Mann von den Deutschen als Fremdarbeiter verschleppt worden war, sinngemäss Folgendes: Die Deutschen haben es darauf abgesehen, das polnische Volk auszurotten. Seine Führungsschicht ist umgebracht worden oder muss sich unter den unwürdigsten Umständen verborgen halten. Zahllose Männer des Arbeiter- und Bürgerstandes wurden von ihren Familien getrennt und ins Ausland abgeschoben. In dieser Zeit der nationalen Gefährdung entscheidet die Opferbereitschaft der polnischen Frauen über unsere Zukunft. Was wir brauchen, sind vor allem Kinder. Wir dürfen den Vorsprung, den wir durch unseren Geburtenreichtum gegenüber den Deutschen haben, jetzt um keinen Preis verlieren. Darum sollten die polnischen Frauen, die vielleicht noch auf Jahre hinaus von ihren Männern getrennt leben müssen, nicht zögern, Kinder zu gebären, deren Väter aufrechte Polen sind. Eine solche Verbindung würde nicht als Untreuehandlung gegenüber dem Ehemann ausgelegt werden. Der Brief schloss mit einer Erklärung, dass in einem derartigen Verhalten der polnischen



Frauen auch kein Ehebruch im kirchlichen Sinne erblickt werde. Die besondere Begründung und Formulierung dieses Schlusses ist mir nicht mehr erinnerlich.

Heute erscheint mir die Echtheit dieses Priesterbriefes fraglich. Ich halte es für möglich, dass er von der Parteileitung fingiert wurde, um eine bestimmte weltanschauliche Tendenz zu festigen. Die besondere Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für Argumente aus dem Bereich der Bevölkerungspolitik war damals bei den Deutschen grösser als bei den Polen. Die heimlichen Führer des polnischen Widerstandes mögen gewusst haben, dass sie sich um die biologische Kraft ihres Volkes die geringsten Sorgen zu machen brauchten. Ausserdem: Fast jedes polnische Kind, das damals geboren wurde, wuchs in einer Welt des Hungers und der Unterdrückung auf.

Der Brief zielte so treffsicher auf eine allergische Stelle des deutschen Selbstgefühls – das Schreckgespenst, einem «sterbenden Volk» anzugehören, stand damals dank entsprechender «Belehrung» deutlich vor uns – dass man meinen möchte, er sei als ein Reizmittel zur Belebung des Hasses gebraut worden.

Nichts von all dem, was ich im Lauf der Jahre über den heimlichen polnischen Widerstand erfuhr, hat mich so beeindruckt, wie dieser Priesterbrief. Er verschärfte meine Angst, dass all unsere Anstrengung um die endgültige Eindeutschung dieses Grenzlandes verlorene Liebeshmühen bleiben werde, weil wir der vitalen Kraft des polnischen Volkes nicht gewachsen sein würden. So oft ich künftig «in Gefahr» war, mein Verhalten gegenüber den Polen von Mitleid bestimmen zu lassen, erinnerte ich mich dieses Briefes. Ich sagte mir: Wenn die Polen mit allen Mitteln darum kämpften, jene umstrittenen Ost-Provinzen, die das deutsche Volk als «Lebensraum» beanspruchte, nicht endgültig zu verlieren, so blieben sie unsere Feinde, und ich sah es als meine Pflicht an, private Gefühle zu unterdrücken, wenn sie den politischen Notwendigkeiten entgegenstanden. Der Gedanke, dass die Sicherung des sogenannten «Lebensraumes» nur auf Kosten unserer Nachbarvölker möglich war, bereitete mir kein moralisches Missbehagen. Wir hatten zwar Angst um die biologische Existenz unseres Volkes, waren aber überzeugt von seinen einmaligen Führungsqualitäten. Eine Gruppe, die sich so wie wir zur Führung berufen und auserwählt glaubt, hat keine Hemmungen, wenn es darum geht, «minderwertigen Elementen» Raum abzugewinnen.

Ich habe mich lange geprüft, aber ich meine, sagen zu dürfen, dass ich die Polen nicht gehasst habe. Wie mir wird es den meisten Menschen ergangen sein, die neu in dieses Land kamen und vorher selbst niemals Opfer des Volkstumshasses waren. Allerdings erinnere ich mich daran, gelegentlich auch «Reichsdeutschen» (so wurden die aus Deutschland dorthin versetzten Personen genannt) begegnet zu sein, die das von den

Nationalsozialisten proklamierte Herrenmenscheneideal so rein verkörperten, dass jeder Pole für sie eine Art Sklave war. Diese Leute verblüfften mich zunächst durch die Sicherheit ihres Auftretens: Kamen ihnen nie Zweifel an ihrer Haltung? fragte ich mich. Im Grunde waren sie mir unheimlich. Ich hatte damals von Psychologie fast noch nichts gehört, aber ich empfand, dass diese «Reichsgermanen» in ihrem politischen Verhalten eine individuelle seelische Verkrampfung oder Krankheit abregierten, und das war mir widerlich.

Freilich ging mir meine eigene anfängliche Offenheit gegenüber den Angehörigen des fremden Volkes ziemlich schnell verloren. Aus den Gründen, über die ich schon gesprochen habe, schien mir die Feindschaft eine bittere Notwendigkeit. Man konnte sie nicht aufrechterhalten, wenn man sich nicht konsequent gegenüber den Männern und Frauen des feindlichen Volkes abschloss.

Diese Situation erzeugte eine nervenbelastende Angespanntheit. Man glaubte, sich – wenn man nicht gerade unter lauter Deutschen war – ständig in Kontrolle halten zu müssen. Vermutlich unterlag man einer Täuschung; aber man wurde das Gefühl nicht los, von den Polen belauert zu werden, als warteten sie nur darauf, dass man sich eine Blöße gab, etwa, indem man Angst verriet.

Während ich eines Nachts auf dem Heimweg durch einsame Strassen Zeuge einer Schiesserei zwischen deutschen Polizisten und betrunkenen Polen wurde, wagte ich es nicht, mich in einen Hausflur zu flüchten. Vielleicht (so meinte ich) stand hinter den Gardinen an einem Fenster ein Pole, dem es eine Genugtuung gewesen wäre, wenn ich mich vor Angst in den Dreck geworfen hätte. Ich beschleunigte übrigens auch niemals meine Schritte, wenn junge Polen – heute würde man sie Halbstarke nennen – in den finsternen Gassen der Altstadt hinter mir herliefen und mir – angeregt durch meine Uniform – Dinge nachriefen, die unfreundlich klangen.

Du wirst sagen, dass ich mich offensichtlich auch zur Herrenmenschenehaltung verpflichtet gefühlt habe. Daran ist etwas Wahres. Ich mochte dieses Wort nicht. Es klang mir zu pathetisch. Aber mein Stolz, Deutschland in diesem Gebiet zu vertreten, erlaubte es mir nicht, gegenüber den Polen menschliche Schwächen zu zeigen. Das Verkrampfte dieser Lebensweise wurde bei den Reisen ins «Altreich» besonders deutlich. Wenn ich, westwärts fahrend, die ehemalige Reichsgrenze bei Neubentschen überschritt, löste sich die innere Angespanntheit jedesmal so spürbar, dass mir war, als werde eine starre Maske von meinem Gesicht genommen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, mich wieder geben zu dürfen, wie ich war. Ich konnte selbst den Fremden, die mir begegneten, zulächeln, ohne dadurch eine «unpolitische Vertraulichkeit» zu zeigen, und

ich durfte ihre Sorgen, ihren Schreck und ihre Freude mit aller Offenheit teilen.

Wenn dann die Rückreise in den Osten bevorstand, war ich von zwiespältigen Empfindungen erfüllt: Ich fürchtete mich vor dem kalten Panzer, hinter dem ich meine menschlichen Reaktionen so oft verbergen musste, und ich freute mich doch zugleich auf die starke Faszination, die von der Arbeit in diesem Land ausging.

Wenn ich nicht gerade besonders erschöpft war, war die Freude immer grösser als die Furcht. Ich war glücklich, im Wartheland arbeiten zu dürfen, und ich hätte meinen Platz mit keinem anderen in Deutschland vertauschen mögen. Meine Gefährten und ich empfanden es als eine Auszeichnung, dass wir mithelfen durften, dieses Gebiet für unser Volk und für die deutsche Kultur zu «erobern». Wir hatten durchaus den hochmütigen Elan des «Kulturbringers».

Manches südostpreussische Dorf, das ich während meiner Arbeitsdienstzeit kennengelernt hatte, war nicht weniger armselig und (hinsichtlich der Bewirtschaftungsweise) rückständig gewesen, wie die Dörfer, in die wir jetzt kamen. Damals hatten wir den Hochmut der Kulturbringer sorgfältig in uns unterdrückt. Unsere Verherrlichung des Bauerntums durch die Blut- und Boden-Ideologie hinderte uns daran, hier Überlegenheitsgefühle zu entwickeln. Im Wartheland, das angeblich nur durch seine «Verpolung» so rückständig war, konnte man das Bewusstsein, eine kulturelle Mission zu haben, in vollen Zügen geniessen.

Du siehst, ich bemühe mich, der «doppelten Moral» in unserer Reaktionsweise auf die Spur zu kommen, aber wie die Dinge lagen, ist es nur zu verständlich, dass wir uns bei einem grossen Teil unserer Arbeit wohl fühlten.

Hier herrschte noch nicht die Bürokratie, hier war fast jeder in seinem Wirkungsbereich ein kleiner König. Es gab Spielraum für Mut, Phantasie und Unternehmungsgeist, und wenn unser aller Verantwortungsbewusstsein auch fixiert war auf die Frage: «Was dient deinem Volk zum Nutzen?» – so gab es doch auch Raum für persönliche Verantwortung. Selbst die Atmosphäre der Feindseligkeit in der Begegnung mit den Angehörigen des anderen Volkes war nicht immer Anlass zu Bedrückung. Manchmal empfand man sie wie ein Stimulans.

Wie sollten nicht gerade junge Menschen ein solches Leben lieben? Es ist wahr: wer in die östlichen Kreise des Warthelandes kam, konnte sich unmöglich vormachen, hier auf verlorengangenen deutschen Boden zu stehen, der nur wieder heimgeholt werden musste zum Reich. Dieses Land war durch und durch polnisch. Hitler hatte es nicht heimgeholt, sondern im Krieg erobert. Dass hier Macht vor Recht gegangen war,

wussten wir. Wahrscheinlich hätten wir damals argumentiert, dass das Recht des Stärkeren im Kampf um den Lebensraum gesiegt hatte.

Für diejenigen unter meinen heutigen Freunden, die damals schon ahnten, bis zu welcher Masslosigkeit sich Hitlers Machtanspruch noch steigern würde, ist es kaum verständlich, dass ich im Wartheland so bereitwillig dieser Machtpolitik gedient habe. Erinner dich an unseren Geschichtsunterricht, auch an den, den wir vor 1933 genossen haben: Wer waren denn die grossen Männer der Weltgeschichte, deren Taten uns noch nach vielen Jahrhunderten gerühmt wurden, obwohl sie Kriege über Kriege geführt hatten? Napoleon, Cäsar, Alexander . . .

Wir hatten gelernt, wie England sich ein Weltreich eroberte, wie die Franzosen Kolonie um Kolonie erwarben. Und wir glaubten, dass nun endlich auch Deutschlands geschichtliche Stunde gekommen sei. Dass der Traum von seiner Grösse zu unserer Lebzeit Wirklichkeit werden würde in dem Reich des «Führers».

Aus Erfahrung weiss ich: es ist wohl nur für wenige, die damals «ausserhalb» standen, möglich, nachzufühlen, welche unwiderstehliche Faszination Worte wie «Reich» oder «Führer» auf uns ausübten. Ich weiss auch, dass manche Menschen, die unter diesem «Führer» gelitten haben, Feststellungen wie die hier getroffenen kaum ertragen können. Aber darf ich sie deshalb unterlassen?

Unsere Existenz in dieser Zeit kam uns vor wie ein grosses Abenteuer. Wir waren umso glücklicher, als wir dieses Abenteuer nicht aufgesucht hatten, um unsere individuelle Unternehmungslust zu befriedigen. Wir fühlten uns in einen schweren und schönen Dienst hineingerufen, mit dem wir glaubten, unsere Pflicht gegenüber dem «Reich» zu erfüllen. Für den Einzelnen bedeutete das mehr als eine Steigerung seines Selbstgefühls. Die Klage über Deutschlands Niederlage im ersten Weltkrieg und über sein Elend in den Nachkriegsjahren ist in unserer Kindheit nie verstummt. Ich möchte meinen, dass es verhängnisvoll ist, in einem Volk aufzuwachsen, in dem eine solche Stimmung die Gemüter beherrscht. Junge Menschen wollen sich ihres Vaterlandes nicht schämen müssen. Mehr als die Älteren sind sie darauf angewiesen, verehren und bewundernd lieben zu dürfen.

Dass wir nun dort «auf vorgeschobenem Posten» eine Art «Kolonisationsarbeit» verrichten durften, heilte das in unserer Kindheit und frühen Jugend so sehr verletzte nationale Ehrgefühl. Deutschland verlangte nicht nur eine Leistung, sondern den ganzen Menschen von uns. Diese Erfahrung steigerte sich in manchen Augenblicken zu einem berauschenden Gefühl. Ich muss dich nicht daran erinnern, dass junge Menschen in der Regel wenig Freude daran haben, sich selbst aufzusparen. Sie wollen mit ihrer ganzen Person gefordert sein.

Dass wir in dieser Lage dazu neigten, unsere Vorposten-Existenz zu romantisieren und dass wir auch viel von dem anmassenden Übermut entwickelten, den «Kolonisatoren» gegenüber den «Zu-Hause-Geblienen» leicht haben, versteht sich.

Aber die Leistung, die der Alltag von uns verlangte, und die uns oft bis zur äussersten Grenze unserer Kraft zu gehen zwang, wirkte ernüchternd und ausgleichend.

Ich war die erste reichsdeutsche BDM-Führerin, die ins Wartheland versetzt wurde, und blieb längere Zeit die einzige. Zwar hatte ich keinen Führungsauftrag – ich war ja nur als Presseabteilungsleiterin der HJ-Gebietsführung nach Posen gekommen –, aber ich fand schnell engen Kontakt mit den volksdeutschen Mädelführerinnen und wurde in ihre Arbeit einbezogen.

Ihnen allen stand eine Enttäuschung bevor, auf die ich sie langsam vorzubereiten versuchte: Eines Tages würde ein Stab von erprobten reichsdeutschen Führerinnen nach Posen kommen und die alteingesessenen Jugendführerinnen in die zweiten und dritten Ränge abdrängen. Man liess den Volksdeutschen die Ehre, Vorkämpfer des Deutschtums in der Diaspora gewesen zu sein und dafür im Gefängnis gesessen zu haben, aber man wollte sie nicht in den Führungsspitzen.

An meine Arbeit in jenen ersten Posener Wochen habe ich kaum noch Erinnerungen. Sie wird in der Einrichtung einer Dienststelle – teils für die Mädelführung, teils für die Presseabteilung – bestanden haben. Ich weiss noch, dass wir ein leerstehendes Haus, das angeblich einem polnischen Offizier gehört hatte, als Wohnheim für die Mädelführerinnen beschlagnahmen liessen. Genauere Auskunft gibt mein Gedächtnis über die Einrichtung einer Führerinnenschule. Jemand hatte uns auf einen verlassenem Adelssitz aufmerksam gemacht, von dem es hiess, dass er in den letzten Generationen mehrfach zwischen deutschen und polnischen Besitzern hin- und hergegangen sei. Er lag in einem westlichen Kreis nahe der alten Reichsgrenze. Seine letzten Besitzer mussten ihn fluchtartig verlassen haben, oder vielleicht waren sie dort auch vom Vormarsch der deutschen Truppen überrascht worden. Die Einrichtung des Hauses zeugte von einer alten, gediegenen Kultur. Als die Umräumungsarbeiten begonnen hatten, kam ich eines Tages wieder in das Haus. In der grossen, dunkelgetäfelten Bibliothek waren alle Bücher aus den Regalen gerissen und lagen in einem wüsten Haufen auf dem Parkett. Jemand sagte mir, dass sie eingestampft werden sollten. Ich begann in dem Berg herumzustöbern. Dabei fiel mir das schönste Buch in die Hand, das ich je in Besitz genommen habe, wenn ich auch nicht sein rechtmässiger Eigentümer wurde: eine Gesamtausgabe der Werke Shakespeares in englischer Sprache, herausgegeben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie war auf Dünndruckpapier gedruckt und hatte

einen biegsamen roten Ledereinband und Goldschnitt. Was mich besonders faszinierte, waren die skurrilen Illustrationen des Buches. Ich nahm es heimlich an mich, unsicher, ob ich mir nicht einen Akt der Plünderung zuschulden kommen liess. Aber sollte man etwas so Kostbares der Vernichtung übergeben? Nur zu gern hätte ich stundenlang weiter in dem Bücherhaufen gewühlt, aber dafür durfte man seine Zeit nicht opfern. Das Buch blieb in meinem Besitz, bis Posen von den Deutschen geräumt wurde. Mit allen meinen Büchern dürfte es polnischen oder russischen Soldaten in die Hände gefallen sein. Vielleicht hat es unter ihnen wieder einen Liebhaber gefunden, der es vor den Flammen bewahrte. Es war der einzige Gegenstand aus fremdem Besitz, an dem ich mich jemals bereichert habe.

Meine Arbeit als Pressereferentin der Hitler-Jugend beschränkte sich darauf, dass ich für reichsdeutsche Tageszeitungen oder Jugendzeitschriften Berichte über die volksdeutsche Jugend und die Anfänge der HJ-Arbeit im Wartheland schrieb.

Wir alle, die wir später ein Fachgebiet innerhalb der Jugendführung ausbauen sollten, beteiligten uns zunächst an der Bestandsaufnahme dessen, was wir von der Vorkriegs-Jugendarbeit übernehmen konnten, und am ersten Aufbau der Hitler-Jugend-Einheiten, -Heime, -Dienststellen- und Schulen. Das hört sich wahrscheinlich grossartiger an, als es war. Im Allgemeinen bestand es darin, dass man in einem klapprigen Auto, auf das die Gauleitung verzichtete, weil es ihr nicht mehr stabil genug war, über Land fuhr, um irgendwo in einem Dorf ein halbes Dutzend Jungen und Mädchen zu treffen. Nie in meinem Leben habe ich so gefroren, wie bei diesen Fahrten meines ersten Wartheland-Winters. Die Strassen waren wenig befahren und schlecht vom Schnee geräumt. Immer wieder blieb man in einer Verwehung hängen und musste den Wagen freischippen. Geling es nicht, so konnte man unter Umständen stundenlang durch den Schnee stampfen, bis man einen Bauern gefunden hatte, der das Auto mit seinen Pferden wieder flottzumachen half.

Wenn man an das Ziel der Fahrt kam, traf man ein kümmerliches Häuflein von Mädchen und Jungen, das sich in einem dörflichen Klassenzimmer dicht um den Kanonenofen scharte. Eine dieser Gruppen lauschte – als ich den Raum betrat – gerade andächtig der Lebensgeschichte eines polnischen Nationalhelden. Im Schein einer Petroleumlampe las das älteste Mädchen sie aus einer polnischen Zeitung, die zwei Jahre alt war, vor. Diese Kinder hatten keine deutsche Lektüre. Sie hätten auch nichts damit anfangen können, denn bis Kriegsausbruch waren sie gezwungen gewesen, polnische Schulen zu besuchen. Diese örtlichen Verhältnisse dürfen allerdings nicht verallgemeinert werden, denn es gab in Polen vor

dem Krieg eine grosse Zahl öffentlicher und privater Volksschulen, in denen in polnischer und deutscher Sprache unterrichtet wurde.

Für die meisten dieser Jungen und Mädchen war ich der erste Mensch aus Deutschland, den sie zu sehen bekamen. Was man ihnen von dem Leben ihrer Altersgenossen im «Reich» erzählte, muss in ihren Ohren wie ein Märchen oder wie Hochstapelei geklungen haben.

Ihnen selbst konnte man nur sagen: Seid nicht ungeduldig. In zwei, drei Jahren werdet ihr nicht mehr die einzigen deutschen Jungen und Mädchen in eurem Dorf sein. Bald kommen die Deutschen aus dem Baltikum, aus Wolhynien und Galizien, und viele von ihnen sollen hier angesiedelt werden. Bis dahin müsst ihr euch anstrengen, deutsch lesen und schreiben zu lernen. Ihr wollt doch nicht hinter denen zurückstehen, die aus den anderen Ländern hierherkommen. Manche hatten es besser als ihr. Sie konnten deutsche Schulen besuchen. Aber euer Vorteil ist, dass ihr hier zu Hause seid. Ihr kennt das Land. Ihr sollt die tüchtigsten Bauern werden . . .

Wenn man nach zwei Stunden davonfuhr, hatte man keineswegs immer das Gefühl, wenigstens einen winzigen Kristallisationskern für eine künftige Jugendgruppe gefunden zu haben.

Das Lodz des ersten Kriegswinters ist mir als die hässlichste Stadt in Erinnerung, die ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Wie viele ältere Fabrikstädte – es hat eine grosse Textilindustrie – wirkte es schmutzig. Selbst im Stadtzentrum wechselten verwahrloste Mietskasernen mit ebenerdigen Holzhäusern. Vielleicht täuscht mich meine Erinnerung, aber ich glaube, dass damals dort fast nirgends Schnee geräumt wurde. In graugelben Massen versperrte er die Wege, und auf den Dächern lag er unter einer Russschicht. Der weitaus grösste Teil der Bevölkerung, nämlich die Polen, lebte in Not. Es gibt wenig Unbeugsame, die, wenn sie einschneidende Entbehrungen erleiden müssen, der äusseren Verwahrlosung entgehen. Damit mag es Zusammenhängen, dass meine Erinnerung mir ein so trostloses Bild malt: Zerlumpte Menschen, die mühsam durch den dreckigen Schnee stampfen, Kinder, die mit Brotkanten handeln. In dieser Stadt blühte der Schwarzmarkt. Es hat auch unter den Polen Leute gegeben, die reich dabei wurden, aber das Gros lebte in Armut.

Als ich zum erstenmal auf die Dienststelle der Hitler-Jugend kam, traf ich dort auch den Kreisleiter. Er sagte mir am Ende unseres Gespräches: «Meine Sekretärin gibt Ihnen eine Liste der Geschäfte, in denen Sie alles Wünschenswerte ohne Bezugschein kaufen können.» Ich antwortete ihm unbefangen, dass ich nichts bräuchte. Erst später begriff ich, dass dieser Hinweis auf die Bezugsquellen eine Art Test gewesen war, ob ich nach «Litzmannstadt»\* gekommen sei, um zu arbeiten oder um «einzu-

---

\* Litzmannstadt war von 1939-1945 der deutsche Name für Lodz.

kaufen». Nachdem ich erfahren hatte, dass Parteigrößen und Offiziere eigens nach Lodz gekommen waren, um dort hemmungslos zu hamstern, schwor ich mir, niemals auch nur ein Knäuel Stopfgarn hier zu kaufen. Ich war der Meinung, dass man die schrumpfenden Vorräte an Textilien den Nicht-Nationalsozialisten überlassen sollte. Für die Leute, die nicht einsahen, warum der Krieg nötig war – ich dachte dabei etwa an meine Eltern – bedeuteten die vielerlei Einschränkungen ein schweres Opfer. Für «uns» war es nicht wichtig, ein neues Kleid zu haben oder rauchen oder Kaffee trinken zu können. Wir litten nicht unter diesen Entbehrungen.

Von allen Volksdeutschen, die ich im Wartheland kennengelernt habe, hat die Direktorin des deutschen Lodzer Gymnasiums den stärksten Eindruck auf mich gemacht. Diese Frau hatte, soviel ich weiss, vor dem Krieg die deutsche Schularbeit in Mittelpolen geleitet. Ich sehe ihr klares, kluges, von geistiger Arbeit geprägtes Gesicht vor mir, und es hat den Ausdruck tiefer Sorge. Sie war, noch aus der Zeit ihrer Vorkriegsarbeit, die besondere Freundin und Ratgeberin der Jugendführung, aber sie muss mehr Distanz von dem allen gehabt haben, als irgendjemand von uns und auch mehr, als wir ahnen durften.

Nur einen Abend habe ich in ihrer Wohnung allein in ungestörtem Gespräch mit ihr verbracht, und an diesem Abend bekannte sie sich mit überraschender Offenheit zu ihren Sorgen.

Nie vorher und auch niemals nachher hatte ein Mensch, der die Dinge mit kritischem Abstand sah, den Mut gehabt, offen zu mir zu sprechen. Ich gestehe, dass es einige Angehörige älterer Jahrgänge gibt, denen ich diese «Unterlassungssünde» manchmal im Stillen zum Vorwurf mache. Aber ich gebe dir recht, wenn du hier einwendest, dass es vielleicht ein lebensgefährliches Wagnis gewesen wäre, mir und meinesgleichen die Augen öffnen zu wollen. Selbst jemand, der mich näher gekannt und darauf vertraut hätte, dass ich menschlich nicht unanständig handeln würde, hätte allen Grund gehabt, vorsichtig zu sein. Es war nicht vorauszusehen, ob ich mich nicht – trotz meiner persönlichen Sympathie – verpflichtet gefühlt hätte, jemanden, der sich mir als ein «Gegner des Nationalsozialismus» offenbart hätte, auch als einen solchen zu «brandmarken».

Vermutlich hätte es eines sehr behutsamen und geduldigen Einflusses bedurft, um mich zu belehren, dass ich auf falschem Wege war. Diese Möglichkeit bot sich jener Lodzer Direktorin nicht, oder sie suchte sie nicht. Ihre Tage waren wie die meinen von Arbeit überfüllt.

An dem Abend, von dem die Rede ist, gab sie mir zu verstehen, dass sie die Behandlung der Polen für falsch halte. Sie seien Menschen wie wir auch, und müssten als solche respektiert werden. Genauso gefährlich



und unwürdig sei die Art, wie mit den Juden verfahren werde. Man könne sie nicht in Ghettos sperren, als ob das Mittelalter noch einmal heraufbeschworen werden solle.

Ich sehe die Frau vor mir, die den Mut hatte, an meine geistige und ethische Selbständigkeit zu appellieren: Unter dem weissen Haar hatte sie ein junges, schmales, etwas kühles Gesicht, in dem ein gewisser Ausdruck von Kühnheit lag. Sie kam später noch darauf zu sprechen, dass es ein Fehler sei, die religiöse Erziehung in Schule und Hitler-Jugend zu unterdrücken. Ich halte es für möglich, dass sie mich aus christlicher Überzeugung zu warnen versuchte, möchte es aber nicht behaupten.

Wahrscheinlich war sie selbst in schwere innere Konflikte verstrickt, denn dass sie zunächst glücklich gewesen war, jetzt in ihrer Heimat unangefochten als deutsche Erzieherin wirken zu können, empfand man deutlich. Ohne die Machtergreifung der Nationalsozialisten im Innern Deutschlands und ohne ihren kriegerischen Expansionsdrang hätten sich die Verhältnisse in Mittelpolen niemals geändert. Jetzt, da sie den Nationalsozialismus aus der Nähe kennengelernt hatte, mag sie erschrocken und tief enttäuscht gewesen sein. Trotzdem fühlte sie sich wohl verpflichtet, den Kontakt mit jenen ihrer alten Freunde, die zu blinden Gefolgsleuten Hitlers geworden waren, nicht abreißen zu lassen. Wenn ich es recht sehe, bemühte sie sich, einen mässigenden Einfluss geltend zu machen.

Zu Herzen genommen habe ich mir ihre Warnung erst, als es zu spät war: nach dem Krieg. Damals – im Jahr 1941 – ging ich traurig fort von ihr. Wie schwer muss es sein, so dachte ich, als älterer Mensch ganz in den Nationalsozialismus hineinzuwachsen. Solange man sich nicht restlos mit ihm identifiziert, begreift man die Notwendigkeit all dieser Härten nicht, und wahrscheinlich leidet man unter ihnen, auch wenn sie einen selbst nicht treffen. Der Gedanke, der mich vor allem traurig stimmte, bezog sich auf meine Freunde und mich; und er war nicht frei von Selbstmitleid: Wenn ein so ungewöhnlicher Mensch wie diese Frau uns nicht verstand, wer aus der Generation vor uns verstand uns dann überhaupt? Die vielen Funktionäre, die ein Geschäft aus ihrer Parteizugehörigkeit machten, waren uns widerlich. Von ihnen konnte man sich nicht wünschen, verstanden zu werden. Aber wo war ein Rat, dessen menschliche und geistige Überlegenheit uns half, reifer zu werden? Mussten wir alles aus uns selbst schaffen?

Kürzlich erfuhr ich, dass die Frau, für deren warnende Stimme ich damals taub war, auf der Flucht vor den Russen eine schreckliche Verletzung erlitten hat und schliesslich im Wald liegengelassen und erfroren ist.

## 7

Ich habe den «Brief» zwei Monate lang in der Schreibtischschublade ruhen lassen. Mir war der Mut vergangen, weiterzuschreiben. Ob du verstehen wirst, warum?

Bei Freunden traf ich einen amerikanischen Arzt deutscher Abstammung, einen älteren, sympathischen und sehr temperamentvollen Mann, von dem ich erst nachträglich erfuhr, dass er Deutschland 1935 aus rassistischen Gründen verlassen hat. Wir kamen in ein erregendes Gespräch über Probleme der modernen Kunst. Erregend war es für mich, weil dieser Arzt mit einer überlegenen Bildung und Denkschulung, der ich fast nichts entgegensetzen konnte, einen überraschend konservativen Standpunkt vertrat. Ich konnte die modernen Künstler im Grunde nur mit einem Bekenntnis meiner Liebe zu ihnen verteidigen. Dass ich damit unterliegen musste, wird dich nicht wundern.

Du bist 1938 oder 39 fortgegangen aus Deutschland. Ich wünschte sehr, du hättest danach noch einen Weg gefunden, dich gründlich zu bilden. Viele Menschen unseres Jahrganges (und der benachbarten Jahrgänge) fanden ihn nicht mehr. Zu ihnen gehöre ich. Als wir eben so weit waren, dass wir hätten lernen können, zu denken und uns einen geistigen Besitz zu erarbeiten, begann die Zeit, in der das Denken als eine bionegative Betätigung entarteter Gehirne betrachtet wurde. Wir haben uns nicht gebildet, wir haben immer nur «erlebt». Viel zu viel. Jedenfalls mehr, als im Zeitraum eines Jahrtausends von einem Menschen «verkräftet» (wie es so schön heisst) werden konnte. Darum sind wohl auch manche unserer Erlebnisse unfruchtbar in uns geblieben. Sie lassen sich nicht «auflösen» in einem allgemeinen Reifungsprozess. Sie führen zu nichts mehr, ausser zu schlechter Laune.

Aber das war es nicht, was ich dir sagen wollte, verzeih diese Abschweifung. Ich sprach von dem amerikanischen Arzt, dessen Klugheit und Bildung mir eine der Niederlagen bereitete, die Menschen meines «Herkommens» in derartigen Begegnungen oft einstecken müssen. Während des Abends geriet der Arzt ins Gespräch mit einem anderen Mann, der, wie ich jetzt weiss, früher deutscher Berufsoffizier war. Dieser Offizier sprach von seinen Kriegserlebnissen im Osten. Vielleicht wusste er, dass sein Partner Jude war. Er hatte eine gequälte Art zu sprechen, man hörte ihm ungern zu. Plötzlich kam er auf eine jener berüchtigten Vergeltungsaktionen gegen Partisanen. Damals wurde ein Dorf in der südlichen Ukraine von deutschen Soldaten dem Erdboden gleichgemacht.

Ich spürte den Widerstand des amerikanischen Arztes. Er empfand es wohl als eine Belästigung, sich diesen Bericht anhören zu müssen. Aber zugleich fühlte ich mit dem Offizier: Er wollte sich nicht entschuldigen,

aber er wollte erklären, wie es zugegangen war, dass er in diese schrecklichen Vorgänge hineingezogen wurde.

Später sagte der Arzt, der nichts über meine politische Vergangenheit wusste, zu mir: «Habe ich es nötig, mir die Seelenwäsche dieses Menschen anzuhören? Solche Leute sollen mich in Ruhe lassen!» Vielleicht verstehst du, warum mir diese Bemerkung den Mut zur Rückkehr an meinen «Brief» für eine Weile genommen hat.

Es ist mir inzwischen auch keine Erwiderung eingefallen, die ich dem Arzt in der Sache des Offiziers (und in eigener Sache) hätte entgegenhalten können. Ich schreibe also weiter, obwohl ich fürchte, dass du auch von mir «in Ruhe gelassen werden» möchtest. Gerade im Hinblick auf das, was nun zu schreiben sein wird, wäre eine solche Abwehr nur zu verständlich. Aber ich hätte diesen «Brief» nicht anzufangen gewagt, wenn meiner Furcht nicht Hoffnung entgegenstünde.

Im Frühjahr 1940 begleitete ich einen hohen HJ-Führer auf eine Dienstreise in die östlichen Kreise des Warthelandes. Wir hatten dabei ein Erlebnis, dem ich verdanke, dass mir diese Reise nicht wie zahllose andere aus dem Gedächtnis entschwunden ist.

Bei K. überfuhren wir eine Brücke, die wenige Minuten später vom Hochwasser der Warthe fortgerissen wurde. Es war eine hölzerne Wehrmachtsbrücke. Ihre Pfosten waren vom Treibeis angesägt, und sie ragte kaum noch über den Wasserspiegel hinaus. Dort, wo sie normalerweise festen Boden erreichte, ergoss sich ein breites Gewässer. Wir überschauten unsere Lage erst, als wir schon mitten auf der Brücke waren, und es blieb uns nichts anderes übrig, als Vollgas zu geben und den Versuch einer Durchquerung des überschwemmten Geländes zu wagen. Mitten in dem Gewässer blieb der Wagen stehen. Die Räder schienen sich im Leeren zu drehen. Das Wasser reichte bis zu ihrem oberen Rand, und man sah, wie es stieg. Während wir uns darauf vorbereiteten, durch die Fenster auf das Verdeck des Wagens zu klettern, schlug ein am Ufer stehender Wachtposten Alarm. Aus den Häusern in der Nachbarschaft stürzten unter aufgeregtem Geschrei Männer heraus, dürre, schwarz gekleidete, meist bärtige Leute, deren flatternde Emsigkeit mich an einen Krähenschwarm erinnerte. Sie holten ein Pferdegespann, machten einen Kahn flott und brachten uns schliesslich wohlbehalten ans Ufer.

Wir waren auf einer Insel in der Warthe gelandet, auf der die Juden der Umgebung ghettoartig zusammengetrieben waren. Aufgeregt liefen sie um unseren Wagen herum, und während sie sich beeilten, ihn vom Schlamm zu reinigen, unterhielten sie sich gebärdreich und laut. Als wir schon wieder einsteigen wollten, zog ein junger Mann mich am Ärmel meines Mantels zurück, weil er noch eine Verschmutzung im Wa-

gen entdeckt hatte, die er vorher entfernen wollte.

Danach fuhren wir ab, ohne uns auch nur mit einem Wort bedankt zu haben. Ich glaube mich genau zu erinnern, was dabei in mir vorging: Während der ganzen Zeit hatte ich es vermieden, einem dieser Leute ins Gesicht zu sehen. Ich schämte, mich gleichsam für sie. Wussten sie nicht, wie sehr sie von uns verachtet wurden und dass ihnen Böses von den Deutschen drohte? Wie war es ihnen möglich, sich unter diesen Umständen schier zu überschlagen vor Hilfsbereitschaft?

Aber ich schämte mich auch unserer eigenen hochmütigen Undankbarkeit. Es war unwürdig, diese Menschen, deren schnellem Eingreifen es zuzuschreiben war, dass wir fast trockenen Fusses an Land kamen, zu behandeln wie Maschinen, die zu unserer Abschleppung eingesetzt worden waren.

Du kennst die osteuropäische Mentalität nicht. Vielleicht findest du das Verhalten dieser Männer, so wie ich es dir geschildert habe, auch unverständlich. Im vorletzten Kriegsjahr hat eine alte Polin mir einmal – obwohl ich sie immer wieder abzuwehren versuchte – lange und inbrünstig den Saum meines Rockes geküsst. Sie hatte gefürchtet, dass ich sie und ihre Familie aus ihrem Haus hatte vertreiben wollen, und als sie begriff, dass ich nur auf dem Fussboden ihrer Küche übernachten wollte (die Betten wären mir zu schmutzig gewesen), riss das Glück, noch einmal verschont zu sein, sie zu solchen «Huldigungen» hin. Damals hatte ich mich im Moor verirrt und war selbst sehr erleichtert, einen einsamen Hof als nächtliche Zuflucht gefunden zu haben.

Das Verhalten der Juden auf der Ghettoinsel hatte im letzten wohl ähnliche Motive wie die absolut unbegründete Dankbarkeit der alten Polin: Diese Armen, die in Angst und Not lebten, verhielten sich wie das Kind im Märchen: sie streichelten das Raubtier, von dem ihnen Vernichtung drohte, weil sie hofften, seine Grausamkeit damit besiegen zu können.

Im ersten Kriegsjahr stand ich eines Tages unerwartet vor dem Kutnoer Ghetto. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, befand es sich im Gelände einer zerschossenen Zuckerfabrik, nicht weit vom Bahnhof entfernt. Mein Weg führte mich an einem hohen Drahtzaun entlang, vor dem ein bewaffneter Posten patrouillierte. Hinter dem Zaun lag das zerstörte Fabrikgebäude. Durch Mauerbreschen konnte man an vielen Stellen bis in die innersten Räume blicken. Überall, wo ein Dach Schutz vor dem Regen bot, drängten sich die Familien zusammen. Ich sah in einen zerborstenen Kessel hinein, in dem die Eingesperrten dicht nebeneinander im Stroh lagen. Auf die Wand des Kessels war mit roter Farbe, die in blutigen Tränen ausgelaufen war, ein grosses Kreuz gemalt. Eine ge-

spenstische Ironie: War dieser Kessel das Lazarett der Juden? Viele Männer, Frauen und Kinder lagen auf dem nackten Boden, manche hatten Stroh mitnehmen können, einige wenige Federbetten. Über allen breitete sich beklemmende Lethargie aus. Vielleicht waren die meisten dieser Geschlagenen schon zu hoffnungslos, um noch miteinander zu sprechen und herumzugehen.

Nur dicht am Zaun standen ein paar zerlumpte Kinder und streckten bettelnd die Hände durch den Maschendraht. Unter ihnen war ein einziger Erwachsener, ein Mann, dessen blödes Grinsen darauf schliessen liess, dass er schwachsinnig war. Über seinen weit abstehenden Ohren hing eine unförmige Schirmmütze.

Während ich vorbeiging, beobachtete ich, dass jemand eine Tute über den Zaun warf. Die Kinder stürzten sich auf ihre Beute. In der Hand des einen sah ich dann eine Streichholzschachtel.

Ich hatte mich ängstlich nach dem Posten umgesehen: Wurde er eingreifen? Es war einer jener jungen volksdeutschen Hilfspolizisten in Räuberzivil, die überall zu halb-militärischen Zwecken herangezogen wurden. Er blickte mich genauso ängstlich an wie ich ihn. Meine Uniform verriet, dass ich zur Führungskaste der Partei gehörte. Wahrscheinlich befürchtete er, ich könnte ihn wegen seiner Lässigkeit rügen.

Ich ging eilig weiter, und von jetzt an warf ich keinen Blick mehr durch den Zaun in das Judenlager. Ich hatte ohnehin nur flüchtige Blicke hineinzuwerfen gewagt. Das Elend der bettelnden Kinder trieb mir ein Schluchzen in die Kehle. Aber ich biss die Zähne zusammen. Allmählich lernte ich es, meine «Privatgefühle» in solchen Situationen schnell und radikal auszuschalten. Das hier ist schrecklich, sagte ich mir, aber die Austreibung der Juden gehört zu den schlimmen Dingen, die wir mit in Kauf nehmen müssen, wenn der Warthegau ein deutsches Land werden soll.

Auf dem Rückweg, der mich wieder am Ghetto vorbeiführte, hörte ich von weitem ein lautes Geschrei. Am Zaun stand ein alter, verwahrloster Pole und drohte mit erhobenen Fäusten zu den Juden hinüber, dabei schimpfte er mit kreischender Stimme. Die Kinder hatten sich ängstlich zurückgezogen. Nur der schwachsinnige Jude hing grinsend am Drahtgeflecht. Den Posten schien dieser Auftritt zu amüsieren. Er näherte sich dem schreienden Polen gemächlich von hinten und fuhr mit dem Lauf seines Gewehres unter den Hut des Alten. Dann stülpte er ihn einem kleinen Mädchen auf den Kopf, das gaffend dabeistand. Schliesslich gab er dem Schreienden einen fast freundschaftlichen Tritt und forderte ihn auf, sich davonzumachen.

Während ich langsam weiterging, hörte ich zwei deutsche Eisenbahner miteinander reden. Einer von ihnen sagte: «Allen Kollegen, die hier durchkommen, muss ich das zeigen. Sie wollen es alle sehen. So ein paar

hundert Juden auf einem Haufen, ein widerliches Gesindel, dreckig und ohne Ehrgefühl. Manchmal stehen sie zu Dutzenden hier vorn am Zaun und betteln.»

Ich fing einen vor Neugier und gruseligem Behagen lüsternen Blick aus einem rotbäckigen Spiessergesicht auf. Ein Gefühl heftigen Ekels trieb mich fort.

Ekel bereitete mir alles, was ich hier sah und hörte. Der Anblick der Juden aus zwei Gründen: weil ich gelernt hatte, dass sie die gefährlichsten Feinde Deutschlands wären, und weil ihr Elend mir eine Möglichkeit menschlichen Geschicks vor Augen hielt, von der niemand wusste, ob sie nicht eines Tages auch für ihn zur Wirklichkeit werden würde.

Ekelhaft war auch das Geschrei des Polen, der die Wehrlosen verhöhnte. Aber am ekelhaftesten war die Würdelosigkeit dieser Bahnbeamten. Sie kamen an den Zaun, wie man an die Käfige der eingesperrten Tiere im Zoo geht. Um seine Neugier zu befriedigen und um sich angenehm zu unterhalten. Nein, der Vergleich hinkt, denn die Tiere betrachtet man ohne Schadenfreude und Hochmut.

Vielleicht möchtest du mich an dieser Stelle unterbrechen und an das erinnern, was ich im Zusammenhang mit meinen Bemerkungen über die «Kristallnacht» gesagt habe. Dass mir die Berührung mit dem Leid der Verfolgten damals zu meinem Unglück erspart geblieben sei. Hier nun, wirst du sagen, hätte ich es in aller Unverhülltheit vor mir gehabt.

Gewiss, aber es war zu spät, um mich erkennen zu lassen, dass ich einer Weltanschauung anhing, deren Kernstück ein primitiver und in seinen Auswirkungen verbrecherischer Rassenwahn war. Der Krieg hatte begonnen. Seitdem ich das Leid der Deutschen gesehen hatte, deren Angehörige von den Polen umgebracht worden waren, glaubte ich zu wissen, dass man sich hart gegen den Anblick menschlichen Elends machen musste.

Englische Freunde, mit denen ich gelegentlich über diese Zeit gesprochen habe, fragten mich, warum es denn für die «Kunst der Fuge» nicht zu spät gewesen sei, verschüttete Empfänglichkeit aufzudecken, wohl aber für das Unglück der Juden? Dem Schönen und Beglückenden öffnet sich das Herz bereitwillig, auch wenn es nur von einem verirrtten Lichtstrahl berührt wird. Genauso «natürlich» ist ihm aber auch die Abwehr des Dunklen, Schmerz Verursachenden. Wenn das begegnende Leid als eine unvermeidliche Folge der Situation – hier des Krieges – verstanden oder missverstanden wird – von der man sich nicht in seiner Haltung irritieren lassen darf, so wird das Herz sich erst recht hermetisch abschliessen.

Auf meinem Weg durch Kutno kam ich auch in die Strassen, in denen die Juden gelebt hatten, ehe sie in der Zuckerfabrik zusammengetrieben wurden. Über den Hauseingängen und an den Geschäften waren noch

die Namen zu lesen, und ich konnte fast überall feststellen, welchen Beruf die vertriebenen Bewohner ausgeübt hatten. Erinnerunglich ist mir nur noch ein Beispiel: Ich las, dass ein Mann namens Jakob Biggeleisen eine Schusterei betrieben hatte. Andere waren Metzger, Schneider, Schmiede, Kesselflicker, Ofensetzer usw. gewesen. Diese Feststellungen überraschten mich: Offenbar dünkten die Juden sich hier nicht zu gut für eine grobe und harte Arbeit. Hatte ich nicht gelernt, dass sie zu faul und zu eingebildet seien, um eigenhändig mühevoll Handarbeit zu verrichten? Bezeichnenderweise hütete ich mich davor, weiterzufragen, was in aller Welt diese armseligen Kesselflicker und Schuster mit den Dollarmillionären in New York zu tun haben könnten. Wenn das jüdische Kapital überall in der Welt gegen Deutschland hetzte (wie unsere Zeitungen uns glauben machten), warum musste Jakob Biggeleisen dann mit seiner Frau und seinen Kindern aus dieser düsteren Kiste verjagt werden, in der er seine Werkstatt hatte?

Wer niemals unter der Vormundschaft einer «Weltanschauung» gelebt hat, wird schwerlich begreifen können, wie es möglich ist, dass Fragen von solcher Dringlichkeit sich nicht durchsetzen. Aber du erinnerst dich an das, was ich dir von der Direktorin des Lodzer Gymnasiums berichtet habe, nicht wahr? Ihre Einwände gegen den Nationalsozialismus waren gewiss überzeugend. Ich verschloss mich ihnen genauso, wie ich mich den drängenden Fragen, die hier in Kutno auftauchten, verschloss.

Hier wie da hätte eine andere Haltung vielleicht zu selbstmörderischen Konsequenzen geführt. Hätte ich weitergefragt, ich wäre unabweislich in Konflikte verstrickt worden, die den totalen Zusammenbruch meiner «Welt» bewirkt hätten. Offenbar setzten unsere unbewussten Seelenkräfte – ich darf hier für viele meiner Gefährten sprechen – alles daran, uns vor solchen Krisen zu bewahren. Im Jahr 1940 hatte ich auch wiederholt Gelegenheit, einen flüchtigen Blick in das Lodzer Ghetto zu werfen. Es bestand aus einem Stadtteil, der durch einen Zaun von der übrigen Stadt abgetrennt war. Eine der Hauptausfahrtstrassen führte mitten durch das Ghetto. Man durfte sie zu Fuss nicht benützen, aber Strassenbahnen und Autos passierten sie ständig. Während der ersten Zeit nach der Einrichtung des Ghetto war der Zaun, der es gegen die Strasse abschloss, nur aus einem dünnen Drahtgeflecht. Jenseits dieses Zaunes drängten sich Scharen von Spaziergängern, die hier einen Blick in die Freiheit hinauswerfen wollten. Die Seitenstrassen, in die man hineinsehen konnte, waren menschenleer.

Ich erinnere mich noch an meinen ersten Eindruck bei einer Fahrt durch die Ghettostrasse. Damals sagte ich zu meinem Begleiter: «Sieh dir diese Leute an, sie gehen spazieren, als ob sie sich im tiefsten Frieden auf dem Kurfürstendamm befänden.»

Zu meiner Überraschung gab es nicht wenig gepflegte Männer und Frauen unter den Eingesperrten. Ich sah kostbare Pelzmäntel und sorgfältig geschminkte Gesichter. Was mich aber nicht nur verblüffte, sondern ärgerte, war die Tatsache, dass offenbar keine Arbeitsleistung von den Häftlingen verlangt wurde.

Unter den Deutschen in Lodz erzählte man sich, dass die Juden riesige Reichtümer an Gold, Juwelen, Pelzen und Stoffen versteckt hielten, und dass man sie nur zur Hergabe ihrer Schätze zwingen könnte, indem man ihnen mit Sperrung der Lebensmittellieferungen drohte.

Als ich die Ghettostrasse nach einiger Zeit wieder einmal passieren musste, war sie beiderseits von einem hohen, fugenlosen Holzzaun abgeschlossen. In weiten Zwischenräumen waren Türen eingelassen, die sich manchmal für Augenblicke öffneten: Dann hetzte ein Ghettopolizist knüppelschwingend ein paar hohlwangige, bleiche Juden über den Fahrdamm, die jenseits wieder von einer anderen Tür verschluckt wurden.

Eine meiner Kameradinnen hatte während des ersten Kriegsjahres Gelegenheit, das Ghetto zu betreten. Sie begleitete den Kreisleiter von Lodz auf einem Inspektionsgang zu den Juden, wohl aus keinem anderen Grund als aus Neugier. Aus demselben Grund beneidete ich sie um diese Gelegenheit. Sie wollte etwas von den Gebräuchen der Juden und von ihrer Lebensweise sehen. Damals mussten die Ghettoinsassen wohl noch keine Quälereien erdulden, abgesehen davon, dass sie hier zusammengepfercht worden waren.

Ihr Bericht ist mir mit einiger Deutlichkeit in Erinnerung. Sie hatte zunächst ein Ritualbad für Frauen und eine Geflügelschlächterei gesehen. Danach führte ihr Begleiter sie zu einem Rabbiner, der in einer Dachkammer hauste und umgeben war von alten heiligen Büchern und Gerätschaften.

Er war wohl noch ein junger Mann, aber er muss eine faszinierende Ausstrahlung echter Religiosität und Geistigkeit gehabt haben. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, verlangte der Kreisleiter von ihm, dass er auf der Stelle eine komplizierte Gebetsübung verrichten solle, so wie ein orientalischer Fürst von einem Artisten, mit dessen Geschicklichkeit er vor seinem Ga^t prahlen möchte, verlangen mag: Schlage einen dreifachen Salto!

Für meine Kameradin war diese Situation so beschämend, dass sie wie auf glühenden Kohlen stand. Der Rabbiner gehorchte, aber in jeder seiner Bewegungen muss eine abgrundtiefe Verachtung für den Mann zum Ausdruck gekommen sein, der ihm das Gebet befohlen hatte.

Während des Betens schien der junge Mensch alles um sich herum zu vergessen. Auch die Verachtung für seine Feinde. Meine Kameradin sagte später: «Während ich dem Rabbiner zusah, habe ich eine Ahnung



davon bekommen, was beten sein kann. Gegenüber diesem jungen Juden hatte ich das Gefühl einer vollkommenen Niederlage.»

Du wirst dich, während du diese Seite gelesen hast, vielleicht gefragt haben, ob ich hier nicht den Anstoss zu einer inneren Umkehr bekommen hätte, wenn ich selbst Zeuge des Gebetes gewesen wäre.

Es wird dich enttäuschen, aber: nein, ich glaube nicht, dass sich etwas Derartiges ereignet hätte. Meine Kameradin war eher sensibel als dickhäutig, und sie war ... genauso blind wie ich. An solchen Erfahrungen wird die schreckliche Macht erkennbar, die sogenannte Ideologien über junge Menschen ausüben können. Wenn sie sich ihnen verschrieben haben, sehen sie ohne zu sehen und hören ohne zu hören.

## 8

Bei meiner Versetzung nach Posen hatte ich es zur Bedingung gemacht, dass mir dort eine Möglichkeit eröffnet würde, die Schriftleiterausbildung zu absolvieren.

Es dauerte monatelang, bis der «Ostdeutsche Beobachter» sich bereit erklärte, mich als Volontärin aufzunehmen. Verlag und Redaktion dieser Zeitung befanden sich in dem Haus der ehemaligen «Gazetta Polska». Der «OB» war das parteiamtliche Organ des Gaues und hatte mit seinen Filialen in Lodz und Hohensalza das Pressemonopol im Wartheland.

Unter meinen Kollegen gab es keinen, der nicht der Meinung war, Frauen seien ausser als Sekretärinnen in Redaktionen fehl am Platz. Wenn du auch nur in grossen Umrissen über das unterrichtet bist, was sich damals in Deutschland ereignete, so wird dir die allgemeine «männerstaatliche Tendenz» innerhalb der Partei nicht unbekannt geblieben sein. Die meisten führenden Männer vertraten den Standpunkt, dass der Aufgabenbereich der Frau streng auf die Familie und das soziale Feld zu beschränken sei, dementsprechend sollte auch ihre Bildung eingegrenzt werden.

Gegenüber dieser Auffassung, die ich rückständig fand, hegte ich von Anfang an den Verdacht, dass sie in den meisten Fällen aus Angst vor der Konkurrenz der Frau vertreten wurde. Ich war mir mit vielen Kameradinnen einig darüber, dass wir uns dieser Tendenz unter keinen Umständen beugen wollten. Während des Krieges stieg der «Kurswert» der auch ausserhalb der Familie verwendungsfähigen Frauen ohnehin ständig. Wir sahen voraus, dass wir jetzt an vielen Stellen als «Ersatz» für die eingezogenen Männer gebraucht wurden, an denen wir nach dem Krieg als lästige Konkurrenten wieder ausgeschaltet werden würden.

Es gehörte damals zum guten Ton, über die Frauenbewegung, insbeson-

dere über die Frauenrechtlerinnen zu schimpfen und zu spotten. Ich hatte mir nie die Zeit genommen, mich gründlich über diesen Fragenkomplex zu informieren, und ich empfand eine deutliche Abneigung gegenüber agitatorisch auftretenden Frauen, die flammende politische Reden hielten. Aber ich war fest entschlossen, für eine Gleichberechtigung der Frau zu kämpfen, sobald die Sorge um die Existenz unseres Volkes nicht mehr all unsere Kraft in Anspruch nehmen würde.

Zurück zum chronologischen Bericht: Meine neuen Kollegen waren, wie gesagt, eine Art «militanter Männerrechtler» und entsprechend freundlich war der Empfang, den sie mir bereiteten. Nach Monaten gestand mir einer von ihnen, dass man sich in der letzten «frauenfreien» Redaktionskonferenz darauf geeinigt hatte, mich so schnell wie möglich wieder hinauszubeissen. Ich glaube mich zu erinnern, dass im Scherz sogar ein Preis für den ausgesetzt worden war, dem es gelingen würde, mich auf eine halbwegs salonfähige Art hinauszugraulen. Allzu rüde Methoden konnten dabei nicht in Frage kommen, weil ich auf Wunsch der Parteileitung in die Redaktion hatte aufgenommen werden müssen.

Für die mir entgegengebrachte Begeisterung hatten meine Kollegen auch persönliche Gründe: Die meisten von ihnen hatten ihre Familien im «Altreich» gelassen und genossen hier ein unbekümmertes Junggesellendasein. Da ich weder Zeit hatte noch Lust verspürte, an ihrem Privatleben teilzunehmen, sahen sie einen unbequemen, weil kritischen Aussenseiter in mir.

Dass wir uns dann aber doch überraschend schnell miteinander abfanden, hatte zwei Gründe: Meine Kollegen merkten bald, dass ich eine vollwertige Arbeitskraft (und nicht ein Anfänger wie die übrigen Volontäre) war und es beruhigte sie, dass ich mich nicht berufen fühlte, ihnen Moral zu predigen.

Dass die meisten von ihnen sich gerne betranken und dass manche ein Verhältnis zu ihrer Sekretärin unterhielten (was sie nicht hinderte, zärtlich besorgte Familienbriefe nach Deutschland zu schicken), nahm ich zur Kenntnis, ohne dass es mich entrüstete. Ich huldigte damals einer Art theoretischer doppelter Moral: An diesen Männern, sagte ich mir, wäre jede pädagogische Mühe verschwendet. Offenbar müsste man sehr weltfremd sein, um anzunehmen, dass der Durchschnitt solcher Männer asketisch und in ehelicher Treue lebt. Mochten meine Kollegen treiben was sie wollten, mich interessierte nur unsere Zusammenarbeit. Ein grundlegend anderes moralisches Verhalten erwartete ich von meinen Kameraden. Ein Jugendführer war nach meiner Meinung verpflichtet, persönlich vorbildlich zu leben. Dazu gehörte auch, dass er sich – vor allem während des Krieges – nicht zu Alkoholmissbrauch hinreissen liess. Diese Vorbildlichkeit verlangte ich ursprünglich von jedem, der führend in der

Partei mitarbeitete. Dass das eine utopische Forderung war, hatte ich mit Enttäuschung zur Kenntnis genommen. Der dickbäuchige, versoffene Ortsgruppenleiter oder Arbeitsfrontfunktionär waren allmählich zu einem Typus für mich geworden, den ich mehr hasste als jeden Gegner der Partei. Eines Tages, so rechnete ich, würden diese mediokeren Bonzen ausgestorben sein, und dann würde eine Generation in die Verantwortung hineinwachsen, die als Jugendführer gelernt hatte, freiwillige Selbstdisziplin zu üben.

Meine neuen Kollegen gehörten nicht in diese Bonzenkategorie, sie waren Journalisten und nicht Funktionäre, obwohl sie die Parteizeitung machten. Unter ihnen wurde mehr gelästert und gewitzelt über die Partei, als ich es je in einem anderen Kreis erlebt hatte. Vermutlich dachten die meisten in Bezug auf ihre linientreuen Leitartikel: «Wes Brot ich ess, des Lied ich sing.» Mit dieser Einstellung waren sie mir nicht sympathisch, aber es ergab sich bald, dass man tadellos mit ihnen zusammenarbeiten konnte. Wir halfen uns gegenseitig, und im Allgemeinen herrschte gute Laune in der Redaktion.

Die Hauptschwierigkeit meiner Lage bestand darin, dass ich drei Aufgaben hatte, deren jede eine volle Arbeitskraft in Anspruch nahm. Ich war Redaktionsvolontärin (musste aber zeitweise das Feuilleton-Ressort schon selbständig versorgen) und leitete ausserdem die Presse- und Propagandaabteilung des BDM-Stabes und des HJ-Stabes.

Niemals gab es einen freien Sonntag oder auch nur eine freie Stunde für mich, und in der Regel musste ich mit fünf bis sechs Stunden Schlaf auskommen. Wenn ich nachts gegen drei aus der Redaktion nach Hause kam, war ich so aufgeputscht, dass ich stundenlang keinen Schlaf fand. Allmählich gewöhnte ich mich daran, vor dem Zubettgehen ein Quantum hochprozentigen Alkohols zu trinken. Es schmeckte mir nicht, aber ich brauchte es als Schlafmittel. Um acht Uhr stand ich auf und arbeitete einige Stunden für die Hitler-Jugend, ehe ich gegen elf Uhr zur Redaktion ging. Nach dem Mittagessen hatte ich wieder etwas Zeit für meine Jugendarbeit. Um vier Uhr begann der eigentliche Arbeitstag der Redaktion.

Allmählich gelang es mir, dort auch meine Hitler-Jugend-Artikel zu schreiben, ohne dass die Kollegen etwas davon merkten. Wenn ich fortgeschickt wurde, um eine Reportage zu erarbeiten oder eine Veranstaltung zu besuchen, konnte ich meist noch etwas Zeit für meine «Nebenbeschäftigung» herauschlagen. Im Grunde betrachtete ich natürlich die Zeitungsarbeit als Nebenbeschäftigung, aber das durfte niemand in der Redaktion merken.

Die Nötigung, ständig zwischen den vielerlei Verpflichtungen hin- und

herdenken zu müssen, die ich mir aufgeladen hatte, war belastender als der völlige Verzicht auf Freizeit. An ihn war ich seit meinem sechzehnten Lebensjahr gewöhnt. Für keine meiner Aufgaben hatte ich Zeit genug, darum musste ich ständig improvisieren und also das nervenzerreibende Risiko des Misslingens in Kauf nehmen.

Viele meiner Kameraden und Kameradinnen waren in einer ähnlichen Situation. Wir kultivierten eine Spielart des Managertums, die von der jetzt im Wirtschaftsleben modern gewordenen unter anderem dadurch abweicht, dass sie sich auf «idealistische» Impulse berufen konnte. Der Arbeitsfanatismus war eine Leidenschaft für viele von uns geworden. Wahrscheinlich schöpften wir eine Selbstbestätigung aus ihm, die wir brauchten.

Während ich überdenke, was ich eben geschrieben habe, fällt mir eine Frage ein, von der ich meine, dass du sie mir jetzt vielleicht stellen würdest: Warum haben wir uns in diesen Arbeitsfanatismus gestürzt? Sollte es dabei eine Rolle gespielt haben, dass wir keine Zeit zum Nachdenken haben wollten? Oder trifft die Umkehrung zu: Fanden wir keine Zeit zum Nachdenken, weil wir in einem ständigen Hetztempo arbeiteten?

Ich muss dir die Antwort schuldig bleiben. Aber es ist mir inzwischen etwas eingefallen, das in diesen Zusammenhang gehört: Auf einem Empfang aus Anlass seines fünfzigsten Geburtstags soll Hitler sinngemäss Folgendes gesagt haben: Gelegentlich beklagen sich meine Mitarbeiter darüber, dass ich ein zu scharfes Tempo einhalte und dadurch Entwicklungen überstürze, die sich langsam vollziehen sollten. Ich weiss, dass es so ist, aber ich muss Sie bitten, mein Tempo mit durchzuhalten. Das Dritte Reich muss aufgebaut und gesichert werden, solange ich im Vollbesitz meiner Kraft bin. Was wir in dieser Zeit nicht schaffen, wird nie mehr geschafft werden.

Ich erinnere mich nicht mehr, wer mir diesen Ausspruch wiedergegeben hat. Er wurde unter uns gelegentlich zitiert, und er hat mich immer wieder getroffen. Hitler hat recht, dachte ich. Wir dürfen keine Minute mit unserer Kraft sparen. Aus Begeisterung für den Führer sind die meisten Deutschen heute noch bereit, jedes Opfer zu bringen, das er von ihnen verlangt. Allein in dieser geschichtlichen Stunde kann Grossdeutschland gebaut werden. Wenn Hitler stirbt, werden wir nur noch zu bewahren haben. Dann wird die Begeisterung, die von ihm ausgegangen ist, und damit die allgemeine Opferbereitschaft erloschen sein. Diese Überzeugung stand hinter allem, was ich tat und trieb mich in jeder Minute an.

Anfang Mai 1941 legte ich meine Schriftleiterprüfung ab. Ich betrachtete sie als eine reine Formsache und hatte mich nicht auf sie vorbereitet. Soviel ich mich erinnere, konnte ich nur einen Bruchteil der mir gestellten Fragen beantworten. Die erste Frage (und die einzige, die ich behal-

ten habe) lautete: «Welche Orden und Ehrenzeichen besitzt Hermann Göring?»

Zunächst war ich der Auffassung, diese Frage könne nicht ernst gemeint sein und versuchte, sie mit einem Spass zu beantworten. Aber da belehrte mich einer der Prüfer, die aus Berlin gekommen waren, dass jeder deutsche Journalist über diese ernste Frage Bescheid wissen müsse.

Auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik, offenbar war sie das Lieblingsressort von einem der Prüfer, versagte ich völlig. Auch meine ausserpolitischen Kenntnisse waren sehr mässig. Dafür wusste ich einiges über die «Blut- und Boden-Literatur», erregte aber Missfallen, weil ich mir eine spöttische Bemerkung darüber nicht versagt hatte. Mit der Geschichte der NSDAP und der jugendpflegerischen Gesetzgebung konnte ich «glänzen» und bei den technischen Fragen und einer kurzen praktischen Prüfung in der Setzerei schnitt ich gut ab.

Während meiner Volontärzeit hatte ich mehrmals die Lager des weiblichen Arbeitsdienstes im östlichen Landesteil besucht, um über sie zu berichten. Was ich dabei gesehen hatte, hatte mir gefallen. Offenbar hatte der Arbeitsdienst, dadurch, dass er die Mädchen für ein halbes Jahr in seine Lager holte, viel intensivere pädagogische Möglichkeiten als die Hitler-Jugend. Ausserdem schien mir seine Arbeit in den mit deutschen Umsiedlern aus Osteuropa neubevölkerten Dörfern eine besonders nötige und sinnvolle Form weiblichen Kriegseinsatzes.

Dass mir meine Presse- und Propagandatätigkeit im Gegensatz dazu immer ein wenig überflüssig vorkam, schrieb ich dir schon. Es mangelte mir an der Qualität des geborenen Propagandisten, der daran glaubt, dass er die Welt mit seinem Instrumentarium ändern kann. Ausserdem war ich nie ganz sicher, ob meine Arbeit nicht nur einen Beitrag zu dem ehrgeizigen Wettkampf der Parteigliederungen um die höchste Publizität lieferte. Das aber hätte ich nicht nur für überflüssig, sondern für lächerlich und würdelos gehalten.

Da ich meine Tätigkeit in der Hitler-Jugend während des letzten Jahres ehrenamtlich ausgeübt hatte, konnte ich nicht festgehalten werden. Am Ende meiner Volontärzeit «desertierte» ich zum Arbeitsdienst, oder genauer: ich liess mich für die Dauer von zwei Jahren beurlauben, um dort eine, praktische Führungsaufgabe zu übernehmen. Es gab damals die Möglichkeit, probeweise sofort mit einem Führungsrang in den Arbeitsdienst einzutreten. Davon machte ich Gebrauch. Ich wurde als «Maidenführerin in Probe» übernommen und hatte Aussicht, bald selbst ein Lager führen zu dürfen.

Vorher besuchte ich meine Eltern kurz in ihrem Urlaubsort am Bodensee.

Als ich am 22. Juni 1941 nach einer Nachtfahrt morgens in Lindau aus dem Bahnhof trat und zum Ufer ging, hörte ich Bruchstücke einer Lautsprecherübertragung. In einem Gartenlokal am See hatte sich eine Gruppe von Sommerfrischlern um einen Radioapparat versammelt. Ich betrat den Garten, und plötzlich erkannte ich die Stimme Adolf Hitlers. Er verkündete den Einmarsch deutscher Truppen nach Russland. Ich erinnere mich genau, dass ich erschrak: Hatten wir nicht ein Bündnis mit den Russen abgeschlossen? Aber vor allem: War Deutschland nicht schon einmal am Zweifrontenkrieg gescheitert? Würden wir diesmal durchhalten können mit der zweifachen Belastung nach Westen und Osten? Welches Schicksal hat Napoleon in Russland erwartet? In meinen Lesebüchern der Volksschule hatte es schreckliche Bilder vom Rückzug der französischen Soldaten durch den russischen Winter gegeben . . . Würde Hitler erzwingen können, was Napoleon versagt blieb?

Die Menschen um mich herum hatten bedrückte Gesichter. Unsere Blicke wichen voreinander aus und richteten sich über den See. Sein jenseitiges Ufer war unter einem grauen Himmel verhüllt. Etwas Trostloses lag in der Stimmung dieses trüben Sommermorgens. Ehe die Übertragung beendet war, fing es an zu regnen. Ich hatte eine durchwachte Nacht hinter mir und fror. Niedergeschlagen ging ich am Ufer entlang. Das Wasser schwappte grau und gleichgültig gegen die Kaimauer.

Etwas würde der Einmarsch nach Russland gewiss bedeuten: eine um viele Jahre verlängerte Kriegsdauer und eine vielleicht unabsehbare Vermehrung der Opfer.

Diese Morgenstunde des 22. Juni 1941 war bis 1945 der einzige Augenblick, in dem ich mich ernstlich fragte, ob Hitler klug und verantwortungsbewusst gehandelt hatte. Sein Vertragsbruch gegen Russland machte mich einen Augenblick stutzig, aber dann sagte ich mir, dass er Gründe hätte, die sein Verhalten rechtfertigen würden.

## 9

Anfang August 1941 reiste ich in das Lager, in dem ich drei Monate lang nochmal «von der Pike auf» Dienst tun sollte. Ich hatte dafür sorgen können, dass ich in ein Lager kam, mit dessen Führerin ich seit einiger Zeit befreundet war. Es war eines der sogenannten Osteinsatzlager, die dort eingerichtet wurden, wo die deutschen Bauern noch eine kleine Minderheit bildeten. Diese Lager waren darum auch nur mit zwölf bis vierzehn Mädchen belegt. Für mehr hätten in einem erreichbaren Umkreis keine Arbeitsstellen bei den Bauern gefunden werden können.

Ausser der Lagerführerin, sie war dreiundzwanzig Jahre alt, gab es noch

eine neunzehnjährige Wirtschaftsgehilfin. Alles andere waren «Arbeitsmädchen», die schon eine vierteljährige Dienstzeit in einem westlicher gelegenen Lager hinter sich hatten und die freiwillig in den härteren Osteinsatz gekommen waren.

In unserem Dorf hatte der Krieg gewütet. Es gab Gehöfte, von denen er nur rauchgeschwärzte Trümmer übriggelassen hatte. Die meisten bewirtschafteten Höfe machten einen verwahrlosten Eindruck. Viele Leute lebten in Lehmkaten, deren Verputz in hässlichen Flecken abgeblättert war, hier und da waren die Strohdächer tief eingesunken, Türen und Fenster klafften wie schwarze Löcher. Die polnischen Bewohner mochten ahnen, dass ihnen die Vertreibung in östliche Teile ihres Heimatlandes bevorstand. Sollten sie sich für die Fremden müde arbeiten, die nach ihnen einziehen würden?

Die Höfe der wenigen deutschen Bauern waren gepflegter. Aber auch sie trugen Spuren des Krieges und einer seit Generationen herrschenden Armut.

Unser Lager war in einem Haus untergebracht, das sich nur dadurch von den anderen unterschied, dass es besser in Stand gehalten war. Vor dem Krieg hatte es eine Gendarmeriestation beherbergt.

Es war ein Haus, wie es von Kindern gemalt wird, und wir liebten es sofort. Auf dem tief herabgezogenen Strohdach wucherten Moospolster, und rechts und links der Tür standen zwei alte Bäume. Drinnen gab es den Ess- und Aufenthaltsraum, den Schlafräum, den Waschräum, das Zimmer der Lagerführerin, eine Küche und eine Kammer für die Wirtschaftsgehilfin. Alle Räume waren zu klein für ihren Zweck, und wir mussten uns sehr aufeinander einstellen, damit es trotzdem gemütlich war. Zur Beleuchtung dienten uns Petroleumlampen, aber die Petroleumzuteilung war so gering, dass sie nur für den halben Monat reichte. Wenn wir keine Kerzen auftreiben konnten, mussten wir uns abends und während des Herbstes auch morgens im Dunkeln zurechtfinden.

Die Lagerführerin stammte aus wohlhabenden bürgerlichen Verhältnissen. Ihr Vater war Kaufmann und hatte jüdische Freunde gehabt. Als der Krieg kam, unterbrach sie ihr Studium. Nicht aus Begeisterung für nationalsozialistische Parolen, sondern weil Deutschland in eine Not geraten war, in der sie helfen wollte. Diese Gesinnung teilte sie mit vielen Männern, für die es damals selbstverständlich war, Soldat zu werden, obwohl sie keine besondere Sympathie für den Nationalsozialismus empfanden.

Ich war mit ihr befreundet und habe Berichte über meine Erlebnisse bei unseren Bauern für sie geschrieben, die noch in ihrem Besitz sind. Aus den Jahren vor 1945 sind sie die einzige schriftliche Äusserung von mir, die mir jetzt zugänglich ist. Sie haben also gegenüber allem, was ich dir bisher geschrieben habe, den Wert authentischen Materials. Aus diesem

Grund möchte ich einige von ihnen hier wörtlich zitieren. Sie sind breit angelegt, aber wenn ich sie kürzen und dadurch ändern würde, würde die Atmosphäre verfälscht. Du weisst doch, wieviel mir daran liegt, dass das für dich Gestalt gewinnt, was damals mein Lebensinhalt war. Wenn du dir die Mühe machst, sie zu lesen, wirst du wohl auch verstehen, warum die positive Auswirkung der von uns damals geleisteten Arbeit den Blick von allem Negativen abgelenkt hielt.

Vielleicht wird dich die Unbekümmertheit schockieren, mit der hier das von Überheblichkeit nicht freie Selbstbewusstsein jugendlicher «Kolonisatoren» (das Wort in Anführung!) zum Ausdruck kommt.

Du wirst auch Mühe haben, jene Haltung zu verstehen, die damals für uns typisch war: fraglose Bereitschaft zu einem sehr harten Dienst, mit dem wir den «Volksgenossen» helfen wollten, gepaart mit Blindheit für das Leid der «Fremden». Bitte erinnere dich bei allem, was du auf den folgenden Seiten lesen wirst: Ich rechtfertige nicht, was damals geschah, ich will es dir nur so gut ich kann verdeutlichen.

Über meine Arbeit bei der aus der wolhyniendeutschen Volksgruppe stammenden Familie Sch. habe ich Folgendes notiert: «. . . Das Haus ist ein Neubau. Es hat nur ein Zimmer und die Küche. Der dritte Raum ist nicht ausgebaut, im Winter will Herr Sch. hier Dielen legen. Er hofft, dass seine Frau dann wieder zu Hause ist. Sie befindet sich seit Monaten in einer Lungenheilstätte. ‚Sie dürfen nicht erschrecken, liebes Fräulein. Vier Monate lang war keine Frau hier, und sieben Kinder machen Unordnung‘. Der kleine Mann steht mit vor der Brust gefalteten Händen da und sieht mich aus seinen hellen Augen ängstlich an. Später habe ich diese Gebärde immer dann an ihm beobachtet, wenn er von Hitler sprach. Dabei wurde er manchmal von einer Begeisterung übermannt, die ihm die Tränen in die Augen trieb. Merkwürdig, in was für einem altertümlichen, fast biblisch lautenden Deutsch er seine Lobpreisungen vorbrachte. Er war fest davon überzeugt, dass der Führer ganz persönlich an ihn denken und für seine Kinder sorgen würde, wenn der Krieg erst vorüber wäre.

Ausser dem kleinen, eisernen Herd stehen nur noch zwei alte Betten und ein wackliger lisch in der Küche. Die Betten werden auch als Sitzgelegenheiten benützt. Ein drittes Bett befindet sich in der Wohnstube. Neun Menschen müssen also in drei Betten schlafen. Der schwachsinnige Bruder des Bauern schläft in der Scheune. Vor ihm fürchtete ich mich anfangs. Er bringt nur unartikulierte Laute hervor und hat die Gestalt eines Orang-Utans. Beim Essen grunzt er wie ein Her und greift mit beiden Händen in die Schüsseln. Als ich einmal ein Huhn gekocht habe, hat er die Knochen verschlungen.



Unter den sieben Kindern ist nur ein Mädchen. Hildes Zutrauen muss langsam erobert werden. Sie ist dreizehn Jahre alt, aber sie hat den Körper einer Achtjährigen und das Gesicht einer alten Frau. Seitdem die Mutter krank ist, führt sie den Haushalt allein. Monatelang hat es zum Mittagessen immer nur Salzkartoffeln und morgens und abends eine wässrige Mehlsuppe gegeben. Brot ist so teuer, dass es nur für den Sonntag gekauft werden kann.

Aber heute kochen wir Gemüseintopf. Die Zutaten habe ich (auf meine Kosten) gekauft. Der kleine Wilhelm-August erscheint alle fünf Minuten an der Küchentür, streckt seinen runden, kahlgeschorenen Schädel um die Ecke und fragt mit einem köstlichen Spitzbubenausdruck, ob das Essen noch nicht fertig sei. Ich antworte jedesmal ‚Gleich, Willimann‘, und tue, als ob ich ihn fangen will, dann läuft er auf seinen stämmigen O-Beinchen davon, so schnell er kann und kräht vor Vergnügen.

Beim Mittagessen sehen sie erstaunt in ihre Blechnäpfe: Also heute gibt es keine Salzkartoffeln! Aber sie lassen sich nicht lange nötigen. Nur Helmut sitzt mit gesenktem Kopf vor seinem Napf. Als ich ihm zurede, steht er langsam auf und geht in die Zimmerecke. Dort setzt er sich mit dem Gesicht zur Wand auf ein Bett. Hilde bringt ihm das Essen nach, aber er rührt es nicht an. Schon am Morgen, als ich kam, ist er wie ein Häschen davongelaufen, weit über die Felder, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Sein älterer Bruder sagt von ihm: ‚Helmutschen ist unser Traurigster.‘

Nach dem Geschirrabwaschen will ich seine Hose flicken. Sie hat grosse Löcher, und es fängt an, kalt zu werden. Während ich damit beschäftigt bin, hat er sich eine Schürze seiner Mutter umgeschlagen und sitzt regungslos neben mir. Erst als ich ein Märchen zu erzählen beginne, kommt langsam Bewegung in sein blasses Gesicht.

Sein Zwillingbruder Herbert ist ein Spassvogel. Als ich mit dem Schwachsinnigen Kartoffeln hackte, schlich er immer um uns herum. Sobald ich aufblickte, warf er sich platt auf den Boden und verdeckte sein Gesicht mit den Händen. Später lief ich mit einem Butterbrot hinter ihm her. (Ich bringe immer ein paar Brote für die Kinder mit aus dem Lager.) Schliesslich flüchtete er in den Geräteschuppen und verkroch sich unter einen Wagen. Als ich ihm auch dorthin folgte, kniff er die Augen fest zu und sperrte den Mund auf, damit ich ihm das Brot zwischen die Zähne schieben konnte. Ich blieb vor ihm liegen, bis er aufgegessen hatte. Plötzlich warf er mir die Arme um den Hals und biss mich lachend in die Nase.

Eduard, der älteste Junge, ist schon sechzehn. Er ist ein hübscher, intelligenter Kerl. Seitdem ich ihn kenne, läuft er mit einem alten Zylinder herum. Weiss der Himmel, wo er ihn gefunden hat. Er trägt ihn selbst beim Essen mit einem komischen Stolz.

... Die Kinder werden von Tag zu Tag zutraulicher. Ich kann kaum noch

eine Arbeit verrichten, bei der mir nicht viele kleine Hände helfen wollen . . .

Es ist jeden Tag eine neue Freude, für sie zu kochen und ihnen nach und nach Haus und Garten in Ordnung zu bringen. Bald war alles so weit im Stand, dass über die tägliche Arbeit hinaus das Sorgen für die Zukunft beginnen konnte. Die Kinder haben nur sehr abgetragene, fast zerfetzte Kleider. Mit Herrn Sch. rechne ich hin und her, wie wir das wenige Geld und die Punkte der Kleiderkarten einteilen könnten, um das Nötigste zu beschaffen. Anfangs schämte er sich seiner Armut, aber als er spürte, wie ernsthaft es mir darum zu tun war, auf längere Sicht für seine Familie zu sorgen, besprach er alle Fragen mit mir . . . »

Während die Familie Sch. aus Wolhynien ins Wartheland umgesiedelt worden war, lebte die Familie E., über die ich nun berichten werde, seit Generationen auf dem gleichen Hof. Sie gehörte also zu den alteingesessenen Volksdeutschen.

«... Heute war ich zum erstenmal im Aussendienst auf der Wirtschaft des Bauern E. In der Familie sind schon vier Kinder gestorben. Das fünfte ist erst drei Monate alt und auch gefährdet. Es ist entsetzlich mager und blass. Seine Beinchen sind so dünn, dass man Angst hat, sie zerbrechen beim Strampeln.

Ich bin hierher geschickt worden, um nach Kräften dafür zu sorgen, dass der fünfte Säugling nicht auch stirbt. Die Frau beschäftigt zwei polnische Mägde in der Küche und scheint selbst nicht viel zu arbeiten. Sie wollte auch mir keine Arbeit geben. Schliesslich habe ich die Wohnstube und die Küche gescheuert, obwohl ich mir dabei fehl am Platze vorkam, denn die polnischen Mägde waren indes damit beschäftigt, zu nähen und Kartoffeln zu schälen. Ich wollte der Frau damit nur zeigen, dass ich zum Arbeiten zu ihr gekommen bin. . . . Heute habe ich Kartoffeln geschält, Gemüse geputzt und Kirschen entsteint. Nachmittags waren wir auf dem Feld. Die Frau spricht mit ihrem Mann häufig und mit den Mägden ständig polnisch. Ich frage nach jedem Satz, was sie gesagt hat. Vielleicht gewöhnt sie sich wenigstens aus Bequemlichkeit daran, deutsch zu sprechen.

Der Säugling wird nur mit wasserverdünnter Milch ernährt. Sobald er schreit, wird er gewiegt und bekommt zu trinken. Regelmässigkeit in der Ernährung hält Frau E. für überflüssig. Ich glaube, wenn ihr das Schreien lästig wird, gibt sie dem Kind einen mit Zucker gefüllten Schnuller, in den sie ein paar Tropfen Schnaps hineinträufelt. Sobald ich auftauche, verschwindet dieser Schnuller. Aber ich habe ihn auf dem Schrank liegen sehen, er roch nach Alkohol.

Das Kind ist so dick in Tücher eingewickelt, dass kaum das Gesicht und die Händchen hervorsehen. Ich gebe mir alle Mühe, die Frau davon zu

überzeugen, dass ihr Kind bei dieser Ernährungs- und Behandlungsweise wohl das gleiche Schicksal erleiden wird wie seine Geschwister. Aber sie lächelt zu meinen Ratschlägen. Ich habe den Eindruck, dass sie sie nicht ernst nimmt. Als eine meiner Kameradinnen einer wolhynien-deutschen Bäuerin ähnliche Vorhaltungen machte, bekam sie die verblüffende Antwort: ‚Der liebe Gott braucht auch Engelchen‘.

Während der letzten Tage habe ich in der Küche geholfen, zweimal auch selbst Mittagessen gekocht, auf dem Feld gearbeitet (Rüben hacken) und mich vor allem um das Kind gekümmert.

Es bekommt jetzt jeden Tag Möhrensaft. Wenn ich allerdings nicht aufpasse, schüttet die Frau den Saft, den ich trinkfertig zurechtmache, aus und belügt mich dann, das Kind hätte ihn schon getrunken.

Eine Woche lang habe ich es in aller Freundlichkeit und Geduld mit ihr versucht. Am Freitag sagte ich ihr energisch, sie sei verantwortlich für das Leben ihres Kindes und dürfe darum auch wohlgemeinte Ratschläge nicht grundsätzlich überhören. Ihre Antwort war ebenso energisch: ‚Ich werde das Kind so behandeln, wie ich als Kind von meiner Mutter behandelt wurde‘.

Die Bäuerin hält keinen Abstand von den polnischen Mägden. Sie albert den ganzen Tag mit ihnen herum und lässt das Kind dauernd von ihnen küssen. Der Bauer – er ist Ortsvorsteher – meinte auf meine dringende Vorhaltung, er möchte doch Deutsch in seinem Haus sprechen, ‚Deutsch oder Polnisch, das ist mir alles eins‘. Ich war in Versuchung, ihm zu erklären, dass ein Mann mit einer solchen Einstellung nicht geeignet sei, Ortsvorsteher zu sein. Aber ich habe es unterlassen. Die übrigen volks-deutschen Bauern denken wohl kaum anders. Es wäre auch sinnlos, hier mit Zwang oder Drohung vorzugehen. Die Menschen müssen erst lernen, stolz auf ihr Deutschtum zu sein.

Auffallend ist auch die scheinbar deutschfreundliche Einstellung des polnischen Gesindes. Eine der Mägde – sie hat im Haushalt mehr zu sagen als die Bäuerin – singt den ganzen Tag deutsche Lieder. Freilich in einem schauerhaften Kauderwelsch. Zum Beispiel: Es zittern die morschen Knochen. Ausgerechnet diesen Reisser! Ich habe ihr verboten, derartige Lieder zu singen. Mir ist die deutschfreundliche Einstellung dieser Polen unheimlich. Sie kann nicht ehrlich sein.

Wenn ich das Kind nur am Leben halten könnte. Ich habe es jetzt schon so gern. In seiner Erbärmlichkeit tut es mir sehr leid. Wir machen täglich behutsam ein paar Freiübungen zusammen, damit die dünnen Ärmchen und Beinchen sich kräftigen.

Am Sonnabend bin ich mit der Kleinen hinter die Scheune geflüchtet, weil die Frau mir überallhin nachkommt und es kaum zulassen will, dass

ich jeden Tag eine halbe Stunde mit dem Kind an die Luft gehe. Zum erstenmal habe ich es gewagt, das Kind ganz auszuziehen und drei Minuten (nach der Uhr!) nackt in der Sonne strampeln zu lassen. Vorher habe ich es leicht eingecremt und während des Sonnenbades (die Sonne war nicht sehr heiss) dafür gesorgt, dass sein Köpfchen immer im Schatten war. Als ich es gerade wieder einpacken wollte, kam Frau E. und machte ein Riesenlamento. Nun wird sie mich wohl überhaupt nicht mehr an ihr Kind lassen . .

Ich habe diese Aussendienststelle dann aufgegeben, weil die Frau mich wirklich nicht mehr an ihr Kind liess und weil ich für die übrige Arbeit nicht gebraucht wurde. Das kleine Mädchen starb noch im selben Herbst. –

Da ich fünf Jahre älter war als die meisten meiner Kameradinnen, bekam ich die schwierigsten Aussendienststellen. Ich erinnere mich lebhaft an ein junges wolhyniendeutsches Ehepaar, das sein erstes Kind erwartete. Die Leute waren noch kein halbes Jahr auf dem Hof, der früher Polen gehört hatte, und die Verpflanzung in ein fremdes Land schien ihnen wie eine Lähmung in den Knochen zu stecken. Vielleicht waren sie auch nicht daran gewöhnt, zu arbeiten. Hier mein Bericht: «. . . Wenn ich morgens auf den Hof kam, lagen sie noch im Bett, und die beiden Kühe standen hungrig im Stall. Man hatte den Eindruck, dass die Frau in aller Kürze niederkommen würde. Sie selbst wusste nicht, wann sie das Kind erwarten sollte. Jedenfalls traf sie keinerlei Vorbereitungen für die Geburt. Sie hatte weder saubere Bettwäsche, noch Windeln, noch ein Wickeltuch.

Das Bett, in dem sie mit ihrem Mann schlief, bestand aus einem Strohsack, einer alten schmutzstarenden Steppdecke und ein paar zerfetzten, grauen Leintüchern. –

Da ich mit dem ausdrücklichen Auftrag in das Haus geschickt worden war, die nötigen Vorbereitungen für die Geburt zu treffen, machte ich mich sofort an diese Arbeit. Im hintersten Winkel des Dachbodens fand ich unter vielem Gerümpel eine alte Wiege. Ich ersetzte die schadhaften Bretter, trieb ein Stück Stoff für den Strohsack auf und kaufte auf meine Kosten (die Leute behaupteten keinen Pfennig dafür übrig zu haben) ein Dutzend Windeln und zwei Wickeltücher. Dann flickte ich die zerfetzte Bettwäsche und kochte sie mehrmals, damit sie für die Geburt bereitgelegt werden konnte. Dem Mann sagte ich jedesmal, wenn ich mich verabschiedete, er möge nur nicht vergessen, bei Beginn der Wehen sofort in die Stadt zu fahren und die Hebamme zu holen. Es gäbe hier ein Gesetz, nach dem man sich strafbar mache, wenn man es unterlasse, einen Arzt oder eine Hebamme bei der Geburt eines Kindes hinzuzuziehen.

Nachdem wir zwei oder drei Wochen auf das Kind gewartet hatten, sah

ich eines Morgens, dass die Wiege, in Stücke gehackt, beim Brennholz lag. Der Strosack war auseinandergerissen und auf den Misthaufen geworfen worden. Wo sich die Windeln befanden, konnte ich nicht feststellen, aber die Frau lag in dem frischbezogenen Bett. Mein erster Gedanke war: Das Kind ist tot zur Welt gekommen, und der Bauer hat in seinem Schmerz darüber alle Vorbereitungen für die Geburt zunichte gemacht. Aber ich konnte mich schnell davon überzeugen, dass sich nichts an dem Zustand der Frau geändert hatte.

Ich traf den Mann im Stall. ‚Was haben Sie um Himmels willen mit der Wiege gemacht?‘ fragte ich ihn. ‚Haben Sie eine neue gekauft? Und wo sind die Windeln?‘

‚Meine Frau hat sie verschenkt‘, antwortete er mürrisch. ‚Wenn ein Kind erwartet wird, darf man keine Vorbereitungen für die Geburt treffen, sonst stirbt es.‘

Ich war sprachlos. Als ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, ging ich zu der Frau. Sie blickte mir feindselig entgegen. So freundlich ich konnte, fragte ich sie, wie sie sich fühle, aber ehe ich ausgesprochen hatte, schrie sie mich an: ‚Nur weil Sie die Windeln gekauft und die Wiege hergerichtet haben, kommt das Kind nicht auf die Welt. Vielleicht lebt es schon nicht mehr.‘

Ich streichelte sie behutsam. Sie tat mir leid. ‚Schauen Sie‘, sagte ich, ‚glauben Sie wirklich, der liebe Gott behüte Ihr Kindchen weniger gut, nur weil ich die Windeln gekauft habe?‘

Es war nicht möglich, ruhig mit ihr über diese Dinge zu reden. Als ich ein paar Tage später mittags von der Feldarbeit heimkam, wand sie sich in Wehen. Ich beschwor ihren Mann, schnell die Hebamme zu holen oder dafür zu sorgen, dass ein Nachbar sie holte. Aber er wies mich zurück. Wir brauchen keine Hebamme. Das Kind kommt so auf die Welt, wie wir auch auf die Welt gekommen sind.

Aus anderen Familien wusste ich, dass die wolhyniendeutschen Frauen ihre Kinder früher auf dem Schoss ihrer Männer zur Welt gebracht haben. Mangel an Hygiene während der Geburt galt als eine der Hauptursachen für die hohe Säuglingssterblichkeit gerade in dieser Volksgruppe. Obwohl der Mann es gern verhindert hätte, spannte ich das Pferd an und jagte in die Stadt. Ich musste die Hebamme suchen, und als wir zwei oder drei Stunden später auf den Hof kamen, war das Kind geboren. In ein altes Hemd seines Vaters gewickelt lag es neben der Mutter. Die Bettwäsche war inzwischen wieder so schmutzig, als ob sie seit einem Jahr in Gebrauch war.

Abends gingen meine Kameradinnen mit mir an das Fenster, hinter dem die Wöchnerin lag, und wir sangen ein paar Wiegenlieder. Dann brachte ich der Frau Blumen und Gebäck. Der Mann war damit beschäftigt, aus

Brettern eine Kiste zu zimmern, die als Ersatz für die Wiege dienen sollte. —»

Während ich diesen alten Bericht eben für dich abgeschrieben habe, meldete sich an bestimmten Stellen ein deutliches Unbehagen in mir. Vielleicht reagierst du so ähnlich? Merkwürdig, wie fraglos ich mich der Bäuerin überlegen fühlte. Sie wird etwa genauso alt gewesen sein wie ich, es mag sein, dass sie sogar älter war. Jedenfalls begegnete ich ihr mit der Milde und Nachsicht, die man gegenüber einem kranken und in seiner Unwissenheit verstockten Kind aufbringt. Zu solchem Verhalten kamen wir wohl dadurch, dass wir im Grunde fast ständig überfordert waren. Wir mussten uns zu äusserer Überlegenheit zwingen, unabhängig davon, ob wir einer Situation innerlich gewachsen waren oder nicht.

Wahrscheinlich verlor man dabei, ohne es selbst zu merken, allmählich doch das Gefühl für die Proportionen zwischen dem, was man auf Grund seiner Reife und seiner Fähigkeiten wirklich «konnte» und dem, was man «leistete». Dabei machte man in der Tat meistens die Erfahrungen, dass die Dinge, die man in Angriff nahm, «klappten». Mit einem starken Aufwand an Willenskraft und Begeisterung erzwang man ihr Funktionieren. Auf diese Weise manövrierte man sich, ohne im Grunde hochmütig zu sein, in eine gewisse «Unfehlbarkeit» hinein. Daraus konnten sich nur höchst problematische psychologische Folgen für den Einzelnen und für die Sache (des «Dritten Reiches») ergeben. Hier liegt ein Ansatzpunkt für die verschiedensten modi nationalsozialistischer Hybris. Auch die Tatsache, dass es vielen Anhängern dieser «Bewegung» nach dem Krieg so unendlich schwergefallen ist, sich von den alten, gescheiterten Vorstellungen zu lösen, hat eine ihrer Wurzeln hier: Es kostet bitteren Seelenschweiss, Abstand von einer Hoch-Zeit des eigenen Lebens zu finden, in der man – ohne primär besonders geltungsbedürftig zu sein – im Dienst an etwas Grossgegläubtem über sich hinaus gewachsen ist in eine Art «Unfehlbarkeit» hinein.

Noch ein letzter Bericht: «Eines Vormittags schickte eine Bäuerin die Kameradin, die bei ihr arbeitete, zurück mit der Bitte, die Lagerführerin möge doch schnell kommen, ihr Mann wolle sich umbringen. Meine Freundin stieg aufs Rad und jagte ins Nachbardorf. Unterwegs rief sie mir über einen Zaun, hinter dem ich Unkraut jätete, zu: ‚Komm‘ schnell mit, der Herr K. will sich umbringen!‘ Als wir uns seinem Hof näherten, sahen wir, wie er durch die Hintertür flüchtete und querfeldein lief. Was blieb uns übrig, als hinterdrein zu laufen? Seine Frau stand am Küchenfenster und jammerte laut. Wir verfolgten den Flüchtenden und fanden ihn zu guter Letzt auf einem Dachboden, dort war er im Begriff, einen Strick an einem Balken zu befestigen. Nach einiger Zeit hatten wir ihn soweit überredet, dass er mit uns kam. Nach und nach gestand er uns,

was ihn so lebensüberdrüssig machte: Die Familie war erst vor einigen Monaten hier angesiedelt worden. In der Tat hatte der gute Mann, der jetzt wie ein Häuflein Elend vor uns sass, ein «schweres Leiden»: Er war in ein polnisches Mädchen verliebt und wusste, dass solche Beziehungen hart bestraft wurden. Das Mädchen war die Tochter eines früheren polnischen Hofbesitzers. Es war nach der Austreibung heimlich ins Dorf zurückgekommen und arbeitete als Magd bei K.'s.

Der Bauer war ein Mann in den besten Jahren: gross und breitschultrig und mit einem kräftigen, roten Gesicht. In seiner kläglichen Verfassung erging er sich in Lamentos, deren Formulierungen an Texte aus den Psalmen erinnerten. Er sagte: ‚Ich bin wie eine Blume auf dem Feld, und der Herr hat beschlossen, mich abzumähen‘. Seine Verzweiflung rührte und erheiterte uns, und wir überredeten ihn schliesslich, mit auf seinen Hof zurückzukommen. Dort bereitete seine Frau ihm eine kräftige Mahlzeit, und wir berieten in Ruhe, was zu tun sei, damit die Angelegenheit nicht an die grosse Glocke gehängt würde.» –

Zum Abschluss möchte ich dir noch einen Teil eines Briefes zitieren, den ich damals geschrieben habe und aus dem meine innere Beziehung zu der Landschaft, in der wir lebten, spricht:

. . merkwürdig, wie schwankend mein Gefühl für dieses Land ist. Wenn ich in Berlin bin, habe ich Heimweh danach. Ich spreche dann von ihm, als von ‚unserem Land‘. Es ist das Feld, auf dem wir arbeiten und uns bewähren dürfen, und oft sind wir glücklich bei dieser Arbeit. Darum lieben wir es. Aber an Tagen wie dem heutigen fürchte ich mich vor ihm, und fast möchte ich sagen: ich hasse es.

Nichts als Stoppelfelder, verwildertes Weideland, Brache und Strassen, in deren Grundlosigkeit man zu versinken droht. Sie fressen sich nach beiden Seiten in das Ackerland hinein, weil jedes Fuhrwerk nach den festeren Rändern sucht. So formlos und verschwommen wie diese Wege ist das ganze Land. Unter dem trüben Herbstlicht bildet nicht einmal der Horizont eine klare Linie, auch er verschwimmt im Uferlosen. Kleine Gehöfte ducken sich weit umher verstreut unter Pappeln, die nur an der äussersten Spitze ihrer hohen Stämme belaubt sind.

Es ist schwer, in dieser Landschaft heimisch zu werden. Ihre Weite hat etwas Leeres. Sie liegt ohne schöpferische Bewegung vor uns. Aber vielleicht klingt das missverständlich: ‚leer‘ ist dieses Land gewiss nicht, obwohl es nur recht dünn besiedelt ist. Ich meine etwas anderes, wenn ich sage, dass sich mir immer wieder die Empfindung aufdrängt, wir seien von einer ‚Leere‘ umgeben, die uns die Kraft aus Leib und Seele saugt. Was diesem Land fehlt, ist die Geschichtsträchtigkeit, die aus den

Baudenkmalern und Überlieferungen früherer Epochen zu den Menschen der Gegenwart spricht. Wo sind die Dome, wo die Schlösser, die Klöster und Rathäuser? Wo die Niederlassungen alter Handelsgesellschaften und Patrizierhäuser? Hat dieses Land im Laufe der Jahrhunderte keine Menschen hervorgebracht, die ihrer Frömmigkeit, ihrem Bürgerstolz, ihrem Sinn für Schönheit und Mass bauend Ausdruck verliehen?

Am letzten Mittwoch fuhr ich in meiner Freizeit mit dem Rad über Land. Dabei traf ich auf die Reste einer Burg aus der Zeit der Ordensritter. Sie liegt auf einem Hügel am Wartheufer, von dem aus man den Strom in beiden Richtungen weit überblicken kann.

Mit einer Erregung, als hätte ich etwas unerhört Kostbares entdeckt, lief ich zwischen diesen Mauerresten alter Torbögen und Türme umher. Hier ist vor siebenhundert Jahren Geschichte gemacht worden, an die wir anknüpfen müssen. Aber wird unser Volk noch die Kraft des Blutes und Geistes aufbringen, um eine solche Zeitspanne zu überbrücken? . . . » – (Soweit der Brief.) Einige Monate später musste ich an diesen Nachmittag denken. Ich war zu einem Lehrgang in eine Führerinnenschule des weiblichen Arbeitsdienstes einberufen worden. Unter den Referenten, die zu uns sprachen, war ein Mann aus der obersten Behörde des Reichsnährstandes (der nationalsozialistischen Landwirtschafts-Organisation). Er erging sich in kühnen und wie ich fand verantwortungslosen Zukunftphantasien über die Ausweitung des deutschen Lebensraumes nach Osten. Als er davon schwärmte, dass der deutsche Bauer das Land bis zum Ural für unser Volk erobern und sichern werde, verliess mich die Beherrschung. Ich sprang auf und fiel ihm ins Wort: «Was für ein utopischer Irrsinn! Solche Pläne kann man sich nur am Schreibtisch ausdenken. Wer weiss, ob es uns gelingen wird, jemals aus dem Warthegau ein deutsches Land zu machen. Der Osten wird uns in drei Generationen aufsaugen mit seiner Weite und Leere . . . »

Die Heftigkeit, mit der ich ihn unterbrochen hatte, verschlug dem Referenten die Sprache. Unsere Schulleiterin versuchte einzulenken: «Bitte verteidigen Sie Ihren Standpunkt sachlicher. Was wollen Sie sagen?»

«Es fällt mir schwer, sachlich über diese Frage zu diskutieren, die mir auf den Nägeln brennt. Ich lebe jetzt seit über zwei Jahren im Wartheland, und ich bin viel herumgekommen. Manchmal bedrängt mich die Vorstellung, das eigentlich Deutsche sei nur wie ein dünnes Netz über dieses Riesengebiet ausgespannt. Wenn nun das Netz noch weiter gespannt werden muss, noch viel weiter, bis zum Ural . . . – Es wird so hauchdünn werden, dass es an unzähligen Stellen reisst.» Der Mann vom Reichsnährstand lächelte nachsichtig über meine Leidenschaftlichkeit und über mein «geringes Vertrauen zu den deutschen Bauern». Er war



nicht bereit, sich in ein Gespräch mit mir einzulassen. Die Vorstellung, dass Deutschlands Ostgrenze bis zum Ural verschoben werden müsse, faszinierte ihn. Ich stand auf und verliess den Raum, dabei sagte ich: «Dieses Gerede höre ich mir nicht an.» Auf dem Flur überwältigten mich der Zorn und die Verzweiflung über so viel Masslosigkeit, dass ich in Tränen ausbrach. Ich weiss nicht, ob du dich in meine Lage versetzen kannst: Seit dieser Episode wurde das Bild von dem an allen Ecken und Enden reissenden Netz des deutschen Lebens, das über fremdes Land ausgespannt war, zu einer Art Angstvorstellung für mich. Ich unterdrückte sie, indem ich mir sagte: eine so unrealistische Konzeption wie die: Deutschland bis zum Ural! wird an der Vernunft Hitlers scheitern. Irgendwann einmal, wahrscheinlich erst im Sommer 1942, fühlte ich mich so ausgesogen von dem, was ich die «Leere» dieses Landes genannt habe, und hatte ein solches Verlangen nach einer schönen, alten Stadt, dass ich mich zwei Tage und zwei Nächte auf die Bahn setzte, nur um acht Stunden durch Würzburg wandern zu können. An einem Freitagmorgen fuhr ich in Lodz ab, und am Samstagmorgen kam ich in Würzburg an. Ich liebte die Stadt, seitdem ich sie als Kind zum erstenmal gesehen hatte. Stundenlang ging ich über alte Brücken, durch Kreuzgänge und Kirchen, bewunderte den Prunk der bischöflichen Residenz, schlenderte durch die Gassen der Altstadt und stieg endlich jenseits des Maines zum Käppele hinauf. Am Abend, als die Flusslandschaft in ihren sattesten Farben leuchtete, brachte mich eine Pferdekutsche zurück an den Bahnhof. Wenn ich an die Heimfahrt denke, meine ich, ich hätte eine Nacht und einen Tag in dem Zug gesessen, ohne die Augen zu öffnen. Ich wollte nicht eines der Bilder verlieren. Sie mussten in mir ihren Platz finden, ehe sie von anderen Bildern überlagert wurden. Wer konnte wissen, wie viele Jahre ich von dem Vorrat dieser in wenigen Stunden eingesammelten Schönheit würde leben müssen?

Während ich dir von der Reise nach Würzburg berichtet habe, tauchte wieder die Frage in mir auf, wo meine Gedanken dich suchen sollen. Die Menschen, die unter ähnlichen Umständen wie du Deutschland verlassen mussten, sind über die ganze Welt verstreut. Ich weiss von deutschen Emigranten in Island, auf Haiti und im brasilianischen Urwald. Vielleicht lebst du in einer australischen Grossstadt oder auf einer Farm in Paraguay?

Ende Oktober 1941 mussten wir unser Lagerhaus mit den zwei alten Bäumen vor der Tür verlassen. Es lag schon Schnee, und wir hatten, ausser dem Küchenherd, keine Möglichkeit zu heizen.

Als wir uns von unseren Bauern verabschiedeten, gab es viele Tränen und Umarmungen. Immer wieder mussten wir versprechen, dass im Frühjahr eine neue Belegschaft in unser Haus einziehen würde.

Aus den Aufzeichnungen, aus denen ich dir schon einiges zitiert habe, entnehme ich, dass wir unsere Lagerfahne mit dem folgenden Zitat von Fichte eingeholt haben: «Wollen wir uns nicht freuen, des weiten Feldes, das sich vor uns auftut? Wollen wir uns nicht freuen, dass wir Kraft in uns spüren und dass unsere Aufgaben unendlich sind?»

Das Feld, das sich zunächst vor mir öffnete, bot mir wenig reizvolle Entfaltungsmöglichkeiten. Ich wurde in ein grosses Lager unmittelbar an der ehemaligen Reichsgrenze versetzt. Dort ging ich nicht mehr zu den Bauern, sondern sollte die verschiedenen Sparten des Innendienstes kennenlernen. Am längsten musste ich mich mit der Leitung der Küche (für etwa achtzig Personen) beschäftigen, weil ich für diese Arbeit die geringsten Voraussetzungen mitbrachte.

Im Januar 1942 wurde ich dann zu dem Führerinnenlehrgang einberufen, bei dem ich zu meinem Entsetzen erfuhr, dass Deutschlands Ostgrenze künftig am Ural verlaufen werde. Ich habe mich in diesem Lehrgang rechtschaffen gelangweilt. Nur Unwesentliches ist mir in Erinnerung geblieben: Dass die Schulleiterin, die Temperament und Humor besass, es grossartig verstand, mit uns zu singen. Sie hätte uns nachts aus den Betten holen können, ohne auf Protest zu stossen, so gern sangen wir die alten drei- und vierstimmigen Sätze mit ihr.

Dass wir inzwischen im dritten Kriegsjahr lebten, entnahmen wir eigentlich nur aus den täglichen Zeitungsberichten. Tausende deutscher Soldaten fielen damals dem russischen Winter zum Opfer, für den sie nicht ausgerüstet waren. Wir plagten uns indes damit, Kochrezepte, jugendpflegerische Gesetzestexte und Geschichtszahlen auswendig zu lernen. Nach 1945 ist vielfach beteuert worden, der weibliche Arbeitsdienst sei im Grunde eine sozialpädagogische und keine politische Einrichtung gewesen. Diese Feststellung entspricht dem Gefühl, das ich damals hatte, und in meinen Augen war der Mangel an politischer Orientierung bedauerlich.

Mir kamen die Vertreterinnen der Reichsarbeitsdienstleitung, welche uns im Lager besuchten, wie Leute vor, die nur zufällig eine nationalsozialistische Uniform trugen. Die meisten hatten eine pädagogische Ausbildung und waren offenbar nur an sozialpädagogischen und pädagogischen Fragen interessiert, und nicht an der politischen Erziehung. Ihr fundiertes fachliches Wissen unterschied sie vorteilhaft von vielen hohen BDM-Führerinnen, aber sie hatten eine Aura von «Bürgerlichkeit», die mich störte.

In dem sogenannten Seelenstündchen, in dem die Schulleiterin nach Abschluss des Lehrgangs eine Schlussbesprechung mit jeder Kursteilnehmerin machte, sagte ich unbekümmert, wir hätten hier zwar den üblichen Aufguss an weltanschaulicher Schulung vorgesetzt bekommen, aber ich

hätte den Eindruck gewonnen, dass das Führerinnenkorps des weiblichen Arbeitsdienstes eine vaterländische Vereinigung von höheren Töchtern mit pädagogischen Neigungen sei. Vermisst hätte ich eine intensive nationalsozialistische Durchdringung des Gemeinschaftslebens und des Lehrstoffes der Schule. Ausserdem hätte ich die Hinführung zu einer jugendlich kritischeren und dabei selbständigeren Haltung gewünscht, während ich empfunden hätte, dass wir hier zu einer Art Beamtenegensinnung erzogen werden sollten.

## 10

Im Frühjahr 1942 übernahm ich zum erstenmal die Führung eines Lagers. Ich war froh, dass ich ein kleines Osteinsatzlager bekam, weil diese Lager nur mit einem Dutzend Mädchen belegt wurden, die sich freiwillig für den Osten gemeldet hatten und auf seine besonderen Erfordernisse vorbereitet worden waren. Unser Lagerdorf lag 38 Kilometer von der Kreisstadt und der nächsten Bahnstation entfernt. Sieben Kilometer musste man bis zu dem Dorf gehen, in dem der nächste Amtskommissar (ein deutscher Verwaltungsbeamter) sass. Dieses Dorf hatte etwa zweitausend Einwohner. Unter ihnen waren der Amtskommissar, sein Vertreter, zwei Gendarmen und der Postbeamte (jeweils mit Familie) die einzigen Deutschen.

Als ich mich bei dem Amtskommissar vorstellte, sagte er mir: In dem Wald, der hinter Ihrem Lager beginnt, versteckt sich seit Monaten eine polnische Brandstifterbande. Ausserdem muss eine der Polinnen Ihres Dorfes die Anführerin einer Widerstandsgruppe sein. Halten Sie die Augen auf, und melden Sie mir sofort, wenn Sie etwas Verdächtiges beobachten. Im Übrigen wird das Dorf bald geräumt, wir brauchen es für die deutschen Umsiedler.

Was es mit der Brandstifterbande auf sich hatte, erlebte ich ziemlich bald in drastischer Form. Als ich eines Tages auf dem Postamt am Dienstsitz des Amtskommissars zu tun hatte, verwandelte sich das Dorf innerhalb weniger Minuten in einen Hexenkessel. Schon während die Alarmsirene heulte, standen an mehreren Stellen der Ortschaft schwarze Rauchsäulen über den Strohdächern. Die Häuser, die eben noch wie ausgestorben dagelegen hatten, spien eine kaum übersehbare Menschenmenge aus. Alles raste schreiend und in panischer Angst durcheinander. Wer den Kopf nicht völlig verlor, zerrte Vieh aus den Ställen oder schleppte Hausrat ins Freie. Frauen trugen Bettzeug auf den Marktplatz und kämpften um eine geschützte Stelle, auf der sie ihre Kinder oder die Kranken der Familie niederlegen konnten. Hunde, Schweine und Rinder stürzten erschrocken durch das Getümmel der Menschen.

Während ich mich gegen eine Hauswand presste, um nicht zu Boden gerissen zu werden, klammerte sich plötzlich eine Frau an mich. Sie war fast nackt. Wirres, rotes Haar verbarg mir ihr Gesicht, aber ich hörte sie wimmern.

Als Kind habe ich einmal in einer Berliner S-Bahn einen Tobsuchtsanfall eines Geisteskranken miterlebt. Seitdem überfällt mich beim Anblick geistesgestörter Menschen ein unbeschreibliches Grauen. Ich habe das Gesicht der Frau, die sich an mich klammerte, nicht gesehen, aber plötzlich packte mich Entsetzen: Eine Wahnsinnige! dachte ich, im selben Augenblick stiess ich sie mit aller Kraft von mir und flüchtete in die Mitte des Marktplatzes.

Vielleicht eine Minute lang war ich in Gefahr, mich in die allgemeine Panik hineinreissen zu lassen, aber dann kam schnell eine kalte Ruhe über mich.

Ich denke nicht gern an das brennende Dorf zurück. Vielleicht sollte ich versuchen, dir klar zu machen, warum. An diesem Tag begegnete ich dem-Bösen in mir, ohne es zu erkennen. Erst viele Jahre später habe ich es – rückerinnernd – als solches erkannt. Äusserlich betrachtet habe ich damals sogar Gutes getan: Ich trieb die Verzweifelten aus ihrem Fatalismus auf, damit sie ihre Häuser vor den Flammen zu retten versuchten. Dabei dachte ich freilich nicht an ihr künftiges Elend der Unbehaustheit, sondern daran, dass sie die deutsche Versorgungslage belasten würden. Aber diese Vorstellung hatte wohl noch nichts eigentlich «Böses». Böse war die innere Kälte, mit der ich mich unter diesen Unglücklichen bewegte. Ich sah ihre Angst und Not, wie in einem Film: nirgends berührte sie mich selbst. Es ist mir deutlich in Erinnerung, dass ich eine besondere Schärfe des Beobachtens hatte. Ich wollte es genau sehen, wie der Verzweifelte sich in einer solchen Lage verhält. Die Scheu, die den leidenden Mitmenschen vor sezierenden Blicken bewahrt, hatte sich in ihr Gegenteil verkehrt: In eine lieblose Gier des Durchschauen-Wollens. Und als ich die Leute dann antrieb – stossend und zerrend und mit einem Knüppel drohend – (was für ein Anblick mag es gewesen sein . . .!) da erfüllte mich ein kaltes, fast rauschhaftes Gefühl der Überlegenheit: ich kämpfte gegen ihren Fatalismus, ihre verzweifelte Kopflosigkeit und gegen das Feuer, und ich empfand diesen Kampf, in dem ich selbst nichts zu verlieren hatte, wie ein Kräftemessen mit einer unheimlichen Macht. Bei den schweren Bombenangriffen, die ich während der letzten Kriegsjahre erlebt hatte, habe ich manchmal auch mit ganzer Kraft versucht, in der allgemeinen Panik kühle Überlegung walten zu lassen, weil ich helfen wollte. Aber dabei hatte das Böse keinen Raum in mir. Ich erinnere mich, dass ich in D. einen alten, erschöpften Mann unter Stössen aus der Zone tödlicher Gefährdung herauszutreiben versucht habe. Er ist dann

doch verbrannt. Er war zu ermattet, und ich konnte ihn nicht tragen. Ihn stiess und zerrte ich, weil ich mit ihm litt. Und ich litt mit ihm, weil ich empfand, dass er zu der grossen Familie meiner Volksgemeinschaft gehörte.

Die Polen, deren Häuser verbrannten, waren meine Feinde. Ich litt nicht mit ihnen, auch wenn ich mich äusserlich so verhielt, wie es nützlich für sie war.

Wer angesichts solcher Not im bedrohten Mitmenschen nur den Feind und nicht zuerst den «Nächsten» sieht, wird selbst wehrlos gegenüber bösen Mächten. Das ist es, was ich erst viele Jahre später in der «Erinnerung» jener Vorgänge verstanden habe.

Der Brand wurde mit einer Handpumpe und mit Eimerketten bekämpft. Ihre Bildung wäre wohl nie zustande gekommen, wenn die beiden Gendarmen, die zum Amtskommissariat gehörten, nicht mit Gummiknüppeln und Pistolen vorgegangen wären. Allmählich wich die Lähmung von den Polen, und sie liessen sich auf die Dächer ihrer Häuser jagen, um von dort aus dem Funkenflug entgegenzuwirken. Die Männer bildeten Gruppen und versuchten, indem sie alle greifbaren Gefässe mit Wasser gefüllt herbeischleppten, die Brandherde abzuriegeln. Aber überall lagen noch Frauen vor den brennenden Häusern auf den Knien, rauften sich die Haare und schrien verzweifelt. Viele beteten. Von allen Seiten hörte man denselben Aufschrei: U Jäsus, u Jäsus!

Mich hatte einer der Gendarmen gebeten, an der Handpumpe stehen zu bleiben und zu verhindern, dass die Polen sie im Stich liessen. Sie sollte in erster Linie das Gebäude des Amtskommissariats vor den Flammen schützen. Ehe der Polizist davonlief, holte er eine handteller-grosse Pistole aus seiner Hosentasche. «Wollen Sie die, für alle Fälle?» «Danke», antwortete ich ihm, «ich verstehe nicht, wie man mit so einem Ding umgeht.»

Offenbar schien er die Situation für gefährlich zu halten. Ich wusste nicht, wovor ich mich fürchten sollte. Ausserdem hatte ich mir einen Knüppel aus einem Zaun gebrochen, nachdem ich mir die rechte Hand halb lahm an einem Kupferkessel geschlagen hatte. Den Kessel wollte ich einem Mann abnehmen, damit er für eine Eimerkette benützt werden konnte. Als er das Gefäss festhielt, schlug ich nach seinen Händen und traf den Henkel.

Vermutlich wäre das Dorf vom Erdboden verschwunden, wenn nicht ein starker Regen die Löscharbeiten begünstigt hätte. Am Abend berichtete der Amtskommissar, der sich tagsüber in der Kreisstadt befunden hatte, dass dort und in anderen Ortschaften zur selben Stunde Brände ausgebrochen seien. Polnische Sabotage-trupps, denen es nicht darauf ankäme, ihren eigenen Landsleuten das Dach über dem Kopf anzustecken, würden auf diese Weise versuchen, die allgemeine Versorgungslage zu stören.

Viele Polen hätten mehr Angst vor ihnen, als vor den Deutschen. Aus diesem Grunde wagten sie es oft nicht, die Brandherde zu löschen. Jene Partisanen hätten sich schon grausam an denen gerächt, die ihre Pläne zu durchkreuzen versuchten. Erst kürzlich sei auch ein deutscher Verwaltungsbeamter von ihnen «liquidiert» worden, der wegen seiner ungewöhnlichen Polenfreundlichkeit bekannt gewesen sei.

Das abendliche Gespräch mit dem Amtskommissar fand unter seinem aufgestapelten Hausrat im Hof statt. Die Sachen waren für alle Fälle ins Freie gebracht und noch nicht wieder eingeordnet worden. Der kleine, rundliche Mann stand vor einem goldgerahmten Ölbild: Heidelandschaft bei Sonnenuntergang. Seine Frau zeterte, dass ihr ein Paar kostbare Stiefel gestohlen worden seien. Mindestens drei oder vier Paar Schaftstiefel aus weichem Leder sah ich auf den Plüschmöbeln liegen. «Und ausserdem fahre ich morgen zurück nach Deutschland. Wer soll denn das hier aushalten?»

Es war deutlich, dass der Mann nur zu gerne mitgefahren wäre. Er starrte melancholisch auf seine violettglühende Heidelandschaft. – Das Dorf, in dem ich mein Lager einrichten sollte, glich den meisten Dörfern der Gegend. Kaum zwei Dutzend strohgedeckter Lehmhäuser schoben ihre struppigen Vorgärten in unregelmässigen Abständen bis zu der Strasse vor. Wie ein breiter Streifen Ödlands kam sie aus der Uferlosigkeit der Ebene, mündete zwischen den Höfen in ein schmaleres Bett und verlor sich jenseits des Dorfes wieder in ihrer profillosen Breite.

Etwas Besonderes hatte B. freilich aufzuweisen: Eine Kirche aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. In einem uns grotesk anmutenden Missverhältnis ragte ihre Grösse und geschmacklose Pracht über die Armut der Bauernkaten hinaus. Das Haus, das uns als Lager angewiesen worden war, hatte –, so hiess es – früher dem Priester zur Wohnung gedient. Es lag gegenüber der Kirche, und sein Garten grenzte an einen alten, verwilderten Friedhof. An manchen Tagen kamen die Trauerzüge der Polen durch das Dorf. Von weitem hörte man sie singen: schrill und klagend, in immer gleichen, monotonen Melodiebögen. Jedesmal wunderte ich mich von Neuem über die grosse Zahl derer, die dem Leichenwagen – einem Bauerngefährt, auf dem der Sarg stand – folgten. Man wusste nie, woher sie kamen und wohin sie wieder verschwanden. Es war, als ob der Wald sie verschluckte. Die Menschen, die in einem abgetragenen Trauerstaat steckten, waren hager und elend. Ihre Gesichter hatten jenen Ausdruck von Gier und Verschlagenheit, den Hungernde fast immer bekommen, selbst wenn der Egoismus nicht in ihnen überhandnimmt. Auf dem Friedhof senkten sie ihre Toten mitten unter Gestrüpp und Unkraut in die Erde. Wenn man eine Stunde später danach

suchte, fand man die Stelle kaum noch. Niemals habe ich einen Priester in dem Trauerzug entdeckt, trotzdem wollten die deutschen Bauern jedesmal wissen, dass einer am Grabe die Gebete gesprochen habe.

Die Kirche war geschlossen. Ich bekam den Schlüssel, von wem weiss ich nicht mehr. Ihre Fensterscheiben waren eingeschlagen worden, und jemand musste den Altar abgeräumt haben. Später fand ich in der Sakristei eine Truhe mit grossen braunen Altarkerzen. Ich nahm sie mit ins Lager. Obwohl sie kaum leuchteten und sehr stark russten, halfen sie uns ein wenig, wenn uns das Petroleum ausgegangen war. Niemals habe ich vor der Tür dieser Kirche Betende knien sehen, wie vor den Portalen mancher Posener Kirchen. Dort knieten selbst während der Wintermonate oft stundenlang in Lumpen gehüllte Gestalten. Dieser Anblick störte mich. Ich möchte fast sagen: jene Knienden waren die einzigen Polen, die ich gehasst habe. Ich hasste sie, weil sie Gott so ernst nahmen. Es machte ihnen nichts aus, den Zorn der Deutschen herauszufordern, und ihre Gebete schienen so inbrünstig zu sein, dass sie nichts von der Eiseskälte mehr spürten, in der sie knieten. Musste Gott sie nicht dafür lieben?

Aber verzeih, ich habe wieder einmal einen Gedankensprung gemacht, zurück zu meinem Bericht:

Das ehemalige Pfarrhaus, das wir bewohnen sollten, war leidlich im Stand, nur schloss vorläufig kaum ein Fenster und keine Tür. Unser Mobiliar war im grössten Raum abgeladen worden, schon ehe ich ins Dorf kam. Nun wartete ich auf die Ankunft der «Arbeitsmädchen», um das Haus mit ihnen zusammen fertig einzurichten. Aber statt ihrer kam ein Telegramm, aus dem ich entnahm, dass über das Lager, in dem sie für den Osteinsatz vorbereitet wurden, eine Scharlachsperrung verhängt worden sei.

Wie viele Wochen ich allein bleiben musste, weiss ich nicht mehr. Es war eine ungemütliche Zeit unter den Fremden, von denen ich mich feindselig belauert fühlte. Nachts lauschte ich manchmal beklommen auf die Geräusche in dem leeren Haus, dessen Türen nicht schlossen. Dann war mir auch die Nachbarschaft des Friedhofs, auf dem verwilderte Katzen ihr Spiel trieben, nicht eben anheimelnd. Bei der Einrichtung des Hauses liess ich mir von Polinnen aus der Umgebung helfen. Zu meiner Überraschung drängten sie sich danach, obwohl sie nicht dafür belohnt wurden. Vermutlich kamen sie aus Neugier in ihr ehemaliges Pfarrhaus.

Manchmal holte ich mir auch ein paar Männer zu Hilfe. Sie mussten die Türen und Fenster richten oder den Zaun reparieren. Ich ging dann in eines der nächsten Häuser, und wo ich einen Mann traf, forderte ich ihn durch Zeichensprache auf, mir zu folgen. Niemals erlebte ich dann auch nur ein sekundenlanges Zögern. Unser Verhältnis war unproblematisch: ich befahl, und diese Leute führten meine Befehle aus. Dabei war es nie

nötig, laut zu werden oder sonst irgendwie mit Nachdruck aufzutreten. Wiederholt erlebte ich es, dass mir die Polen, die mehr von den praktischen Dingen verstanden als ich, Gegenvorschläge machten, wenn ich eine ungeschickte Anordnung traf. «Nix gutt, Panni, nix gutt!», und dann zeigten sie mir, wie wir es zweckmässiger machen sollten.

Diese völlige Reibungslosigkeit der Beziehung war mir unheimlich. Bis heute kann ich dir ihre Gründe nicht recht klarmachen. Ich fragte mich oft, woher ich die Autorität hatte, die ich in den Augen dieser Kleinbauern und Handwerker zu besitzen schien. In mir selbst war keine Sicherheit, der eine solche Dienstbereitschaft entsprochen hätte.

Wenn ich mich nicht mit den Polen verständigen konnte, musste ich einen sogenannten Volksdeutschen zu Hilfe holen: einen alten, verschlagenen Kerl, der widerlich vor mir katzbuckelte. Er hatte angeblich vierzig Jahre lang in Chicago gelebt, von wo er kurz vor dem Krieg zurückgekehrt war. Nachprüfbar war seine deutsche Abstammung nicht für mich; jedenfalls sprach er so wenig Deutsch wie die Polen. Aber ich konnte englisch mit ihm sprechen, und er verständigte sich dann mit den Handwerkern. Er war der einzige Volksdeutsche im Dorf. Die wenigen anderen Deutschen, die schon angesiedelt worden waren, stammten aus Bessarabien. Sie sprachen nur «Schwäbisch» und Russisch. Eines Tages erlebte ich eine Panne mit meinem Dolmetscher: Ich hatte ihn gebeten, dafür zu sorgen, dass ein paar Fuder Steine (genug davon lagen an allen Ackerrändern) in unseren Garten gebracht würden. Mit ihnen sollte der Umkreis des Brunnens provisorisch gepflastert werden, damit wir trockenen Fusses zwischen Haus und Brunnen hin- und hergehen könnten. Als ich von einem Bauernbesuch nach Hause kam, waren zwei Polen eben dabei, schaufelweise Steine in den Brunnenschacht zu schütten. Der Brunnen war unsere einzige Bezugsstelle für Wasser. Wenn er unbenützlich geworden wäre, hätten wir das Lager nicht eröffnen können. In meinem Zorn drohte ich den beiden Polen, dass ich sie wegen Sabotage beim Amtskommissar melden würde, falls der Brunnen nicht innerhalb von zwölf Stunden wieder in Ordnung sei. Sie begriffen sofort und holten sich Verstärkung. Es ist unwahrscheinlich, dass sie mir einen Streich hatten spielen wollen. Vermutlich hatte der Dolmetscher mich nicht verstanden. Als die Lagerbelegschaft schliesslich anreiste, waren kurz vorher fast alle Gehöfte des Dorfes mit bessarabien- und galizien-deutschen Umsiedlern belegt worden. Unsere neuen Dorfgenossen hatten daheim auf stattlichen, zum Teil auf reichen Höfen gesessen. Immer wieder versuchten sie, mir ihren Wohlstand zu beweisen, indem sie mir



die mitgebrachten Fotos zeigten. Jetzt hatten die meisten von ihnen ein Jahr und länger in Lagern vertrödelt, und das Verlangen nach Arbeit hatte wie ein Durst in ihnen gebrannt. Sie machten kein Hehl daraus, dass die Armseligkeit ihrer neuen Höfe sie erschreckte, trotzdem hörte man sie nicht klagen. «In ein paar Jahren haben wir es hier so schön, wie in unserer alten Heimat», sagten sie. Ihr Arbeitsfanatismus steckte uns alle an. Wenn wir sie in mondhellen Nächten pflügen oder die Scheuendächer reparieren hörten, wären wir am liebsten aufgestanden. Immer wieder baten mich die Mädchen, länger im «Aussendienst» bleiben zu dürfen, als die Vorschrift erlaubte.

Unser Ortsvorsteher war ein alter, schwerhöriger Mann, der nach und nach all seine Verpflichtungen an mich abtrat, ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren. Ich wurde «Gemeindeschreiber», «Friedensrichter», «Arzt», «Lehrer» und schliesslich sogar «Pfarrer». Leider musste ich manchmal auch «Gendarm» sein. Das war die einzige Aufgabe, die ich ungerne erfüllte.

Wenn die polnischen Knechte zu faul oder zu frech waren oder wenn sie stahlen, holten die Bäuerinnen, deren Männer eingerückt waren, mich zu Hilfe. Ich setzte dann eine strenge Miene auf und erging mich in allerhand Drohungen. Das Äusserste, womit ich drohen konnte, war eine Anzeige beim Amtskommissar. Die Leute wussten, dass ihnen dann unter Umständen eine Verschickung ins «Altreich» bevorstand.

Einmal entschloss ich mich, einen jungen Burschen zu ohrfeigen. Im Dorf erzählte man sich, er stamme aus Warschau und sei Student, aber dafür schien er mir zu jung. Seine Bäuerin hatte ihn mit der Garderobe ihres eingerückten Mannes ausgestattet und hatte ihm nicht die Knechtskammer im Stall, sondern ein Zimmer im Haus angewiesen.

Ihrer Fürsorge dankte er, indem er ihr Nacht für Nacht Korn vom Fruchtboden stahl, vermutlich sammelte er Vorräte für eine Widerstandsgruppe. (Damals verschwand nachts auch häufig Vieh von den Weiden.) Ich hatte beschlossen, den Jungen beim Amtskommissar zu melden. Als er dann vor mir stand – ein Bürschchen mit einem hübschen, intelligenten Kindergesicht voller Sommersprossen – brachte ich es nicht über mich, ihn anzuzeigen, obwohl ich ein schlechtes Gewissen bei dieser Unterlassung hatte. Er verstand genau, was ich sagte, und plötzlich sprang er an den Herd, riss den Schürhaken aus der Holzkiste und hielt ihn mir hin. Ich sollte ihn selbst damit schlagen, nur anzeigen sollte ich ihn nicht. Ich schlug ihn dann auch mit der Hand ins Gesicht und drohte ihm: «Wenn du noch ein einziges Mal stiehlt, wirst du unweigerlich angezeigt!»

Glücklicherweise habe ich ihn später nicht anzeigen müssen.

Das Vertrauen der Umsiedler fiel mir nicht in den Schoss, aber ich hatte

bald eine Gelegenheit, es mir zu erobern. Dabei war freilich viel Glück mit im Spiel. Zunächst half mir Daniel.

Eines Tages fand ich ihn schluchzend im Strassengraben liegen. Er war elf oder zwölf Jahre alt. Sein linker Fuss steckte in einem Knäuel dreckiger Lumpen. Ich setzte ihn auf den Sattel meines Rades und nahm ihn mit ins Lager. Dort wickelte ich die Lumpen auseinander. Sein Fuss war ein formloses, blau verfärbtes Gebilde. Jemand hatte dem Jungen eine Kompresse aus Fliederblättern, die mit Hühnermist bestrichen waren, auf die Wunde gelegt. Ich ging zu seinen Eltern und beschwor sie, sofort mit dem Kind in die Stadt zu fahren. Aber sie hielten es nicht für nötig, einen Arzt aufzusuchen. Da machte ich mich selbst mit Daniel auf den Weg. Ich wagte kaum noch zu hoffen, dass sein Fuss gerettet werden könnte. Er ist dann gerettet worden. Daniel brachte viele Tage in meinem Zimmer zu, und obwohl ich ihm bei der Behandlung schreckliche Schmerzen zufügen musste, war er anhänglich wie ein Hündchen.

Später bin ich mehrmals in der Woche auf dem Rad mit meiner Apothekentasche durch die umliegenden Dörfer gefahren und habe meine «Patienten» besucht, vorher musste ich freilich die «Konkurrenz» einer Gesundheitsbetlerin aus dem Feld schlagen. Dazu ergab sich Gelegenheit bei einer Durchfallepidemie, die fast alle Säuglinge des Dorfes in Lebensgefahr brachte.

Die Kurpfuscherin war eine alte Frau, die (soviel ich mich erinnere), aus Galizien stammte; sie muss seltsame Dinge getrieben haben. Ich weiss nur, dass sie an den Kindern, die zu ihr gebracht wurden, mit einem Haar, bestimmte Messungen vornahm, das Haar dann verbrannte und seine Asche von den Kranken essen liess.

Nachdem ich den Ortsvorsteher, dessen Zwillingsbuben immer elender wurden, überredet hatte, mit diesem Hokusfokus zu brechen und es stattdessen mit «dene schwarze Knöpfle» (Kohletabletten) zu versuchen, war die erste Bresche geschlagen. Die beiden Kinder wurden schnell gesund. Das veranlasste den Mann, mich zu der Kurpfuscherin zu begleiten. Mit einer beklommenen Amtsmiene stand er dabei, während ich der Frau erklärte, dass ihr Handwerk in Deutschland unter schwerer Strafan drohung stehe. Wir hätten andere und wirksamere Mittel, Krankheiten zu bekämpfen.

Bald danach versuchte ich an einem Sonntagvormittag mit den Bauern darüber zu reden, warum wir so hart gegen die alte Frau hatten vorgehen müssen, die vielleicht selbst an ihre Heilmethoden glaubte. An diesen Vormittagen versammelten sich die meisten Männer des Dorfes, und es kamen immer auch ein paar Frauen mit, in der Schule. Wir besprachen die wichtigsten Fragen miteinander und dann berichtete ich, was es an den Fronten und in der Politik Neues gegeben hatte. Wir betrieben auch

ein wenig «Erwachsenenbildung», etwa, indem wir uns eine Weltkarte betrachteten und ich von den fremden Ländern erzählte.

Unvergesslich bleibt mir, wie Oma Müller, eine schwere alte Frau, für die die Schulbänke zu eng waren, mit einem Strohalm die Entfernung zwischen ihrer Heimat in Galizien und ihrem neuen Wohnort abzumessen versuchte. Mit demselben Strohalm wollte sie dann messen, um wieviele weiter die Entfernung zwischen Posen und «Land Amerika» sei. In «Land Amerika» lebte ihr Sohn. Er war kurz nach dem ersten Weltkrieg ausgewandert. Als sie mit ihren Messungen bis zur Mitte des Atlantiks gelangt war, verliess sie der Mut. So unerreichbar weit hatte sie sich «Land Amerika» nicht einmal in ihren Angstträumen vorgestellt.

An manchen Sonntagvormittagen luden wir die Bauern der Umgebung zu Morgenfeiern ein, diese Veranstaltungen waren genauso beliebt wie die fröhlichen Sonntagnachmittage, an denen wir mit unseren Gästen tanzten, sangen, Märchen erzählten und spielten. Vor allem die älteren Leute, die die Kirche schmerzlich entbehrten, kamen gern zu unseren Morgenfeiern. Allmählich war das Misstrauen, das die Partei gegenüber den Kirchen hegte, durch alle Poren in mich eingedrungen. Ich hatte mir nicht die Mühe einer Auseinandersetzung mit der christlichen Lehre gemacht, aber ich empfand zunehmend eine verschwommene Feindschaft gegenüber der Kirche.

Von der ablehnenden Haltung, die sich während meines Konfirmandenunterrichtes herausgebildet hatte, unterschied diese Feindschaft sich durch ihren politischen Akzent: Die Kirchen waren gegen den Nationalsozialismus. Diese Feststellung hatte ich nicht nachgeprüft. Ich übernahm sie, sie lag in der Luft.

Obwohl es sich so verhielt, glaubte ich, dass die Existenz der Kirchen für das religiöse Bedürfnis anspruchsloser Gemüter unentbehrlich, und dass es ein politischer Fehler sei, die Umsiedler, die durch ihre Verpflanzung ohnehin grossen seelischen Belastungen ausgesetzt waren, in dieser Beziehung darben zu lassen.

Unsere Morgenfeiern waren zunächst nur als Stunden der Sammlung für meine Kameradinnen und mich gedacht. Auch wir «brauchten» eine Art gläubiger Besinnung, und wir suchten nach einer Form, die sich mit den von uns als Lebensinhalt erfahrenen Werten deckte. Die Themen boten sich uns in Fülle an. Wir feierten die Heiligkeit des Brotes, oder der Heimat, oder der Arbeit, oder des Mutterseins usw. Ein andermal stellten wir politische Themen in die Mitte unserer Besinnung, etwa die Berufung, Führer eines Volkes zu sein.

Bald empfanden wir, dass wir auch diese Stunden mit unseren Bauern teilen sollten, mit denen wir eine immer engere Gemeinschaft anstrebten. Nun suchten wir nach einfacheren Worten und Liedern. Es stellte

sich schnell heraus, dass unsere Gäste wenig mit den Versen und dichterischen Prosatexten anfangen konnten, die wir bisher reichlich verwendet hatten. Sie wollten persönlich in ihrem Schicksal, in ihren täglichen Nöten und Freuden angesprochen werden. Was blieb mir übrig, als von jetzt an eine Art Predigt in den Mittelpunkt unserer Besinnung zu stellen? Es kostete mich einige Überwindung, aber nachdem ich die ersten Versuche unternommen hatte, machte mir auch das Freude. Es gab damals kaum eine Aufgabe, die mir keine Freude gemacht hätte. Die Bauern saßen mit gefalteten Händen vor mir, und ihre Blicke hingen an meinen Lippen. Die Augen der Frauen füllten sich oft mit Tränen.

Angesichts dieser Aufgeschlossenheit war es nicht schwer, einfache Worte zu finden, die aus meinem Herzen kamen und zu den Herzen dieser Männer und Frauen sprachen. Ich hatte das Glück, niemals etwas sagen zu müssen, das ich nicht selbst mit innerster Anteilnahme glaubte; und ich empfand es als eine besondere Gunst meiner Lage, dass meine Kameradinnen und ich in der oftmals schweren Arbeit der Woche für das einstehen konnten, was ich am Sonntag zu sagen versuchte. Nur weil wir uns selbst auch körperlich nicht schonten, fühlte ich mich zu dieser geistigen Führung berechtigt.

Manchmal erzählten mir die Mädchen dann lachend, was die Bauern am nächsten Tag dazu sagten. Etwa: Die Frau Führerin hat so scheen gered' wie der Herr Pfarrer.

Die «Frau Führerin» war damals 24 Jahre alt und keineswegs ein besonders frühreifer Mensch. Im Gegenteil, ich empfand oft, dass ich kaum älter war als meine 17- und 18jährigen Mädchen. Es war mir klar, dass ich die vielerlei Rollen, die ich in der Dorfgemeinschaft spielen musste, nicht kraft eigener Überlegenheit spielen konnte. Wenn es Streit unter den Bauern gab, was gelegentlich zwischen den Angehörigen verschiedener Volksgruppen (Bassarabier contra Galizier usw.) der Fall war, und ich dann schlichten sollte, fühlte ich mich sehr wenig wohl in meiner Haut. Aber ich wurde von den Leuten als Repräsentantin der nationalsozialistischen Führung in Anspruch genommen, und da ich mich als solche fühlte, sah ich keine Möglichkeit, mich diesem Anspruch zu entziehen. Es lag mir auch nichts mehr am Herzen, als dass die Menschen, mit denen wir lebten und für die wir arbeiteten, sich hier wohl fühlten. Der Gedanke: Wären wir doch in unserer alten Heimat geblieben, sollte niemals in ihnen wachwerden. Sie sollten das Land, in das Adolf Hitler sie gerufen hatte, lieben lernen.

Wenn ich dann mit den alten Bauern und Bäuerinnen verhandelte, die so viel mehr Lebenserfahrung besaßen als ich, empfand ich das in gewissem Sinne «Hochstaplerische» meiner Position durchaus, und es störte mich. Aber ich hatte einen Auftrag, den ich erfüllen musste und wollte.

Dabei durfte es keine Rolle spielen, ob ich innerlich das war, was äusserlich in mir gesehen wurde.

Damals bekam das Wort «Demut» eine eigene Bedeutung für mich. Lange Jahre hindurch war es mir unsympathisch gewesen. Es gehörte nach meinem Empfinden zu dem besonderen Wortschatz der Christen und zwar in die Kategorie jener Begriffe, die am schwersten in Einklang mit der Vorstellung von einem «heldischen Leben» zu bringen waren. (Das Wort «heldisch» war mir übrigens immer unangenehm. Ich benützte es nie. Es klang mir zu pathetisch, in derselben Weise wie «Herrenmenschen», aber das, was es inhaltlich meinte, war mir wesentlich.) Vielleicht gelingt es mir, dir klarzumachen, was ich von jetzt an unter Demut verstand, und warum sie mir wichtig wurde: Ich deutete sie mir als die mir notwendige innere Haltung zu meiner Situation und Aufgabe. Ich musste den Mut haben, zu dienen, auch da, wo das Gefühl meines eigenen Ungenügens mich überreden wollte, den Dienst zu verweigern. Und ich musste ihn leisten, nicht indem ich mir mein Ungenügen verheimlichte, sondern indem ich es deutlich vor Augen hatte. Meine Aufgabe war grösser als ich. Es war nicht so, dass sie mir anvertraut war, sondern ich musste mich ihr – im Bewusstsein meiner Schwäche – anvertrauen und musste hoffen, dass mir aus ihr die Kraft zuwachsen würde, die ich brauchte. Als mir diese Gedanken eines Tages klar geworden waren, fühlte ich mich befreit und gestärkt. Ich grübelte nicht mehr über meine Lage, sondern arbeitete mit all meiner Kraft.

In neue Auseinandersetzungen geriet ich freilich, als es den ersten Toten im Dorf gab. Bei der Ausgestaltung von Namensgebungen und Eheweihen haben die Lager des weiblichen Arbeitsdienstes oft mitgewirkt. Ob wir in B. eine Gelegenheit dazu hatten, erinnere ich mich nicht mehr.

Wie sollten die neuangesiedelten Bauern das Begräbnis ihres ersten Toten feiern? Sie hatten keinen Friedhof und keine Kirche und keinen Pfarrer. Es war auch niemand unter ihnen, der sich berufen gefühlt hätte, als Laie in die Bresche zu springen. Während der Tod des alten Bauern bevorstand, war eine allgemeine Unruhe und Ratlosigkeit im Dorf. Ich hatte mich daran gewöhnt, die Bauern zu vertrösten, dass eines Tages auch die Kirchenfrage für sie geregelt würde. Freilich glaubte ich nicht, dass die Regelung ihren Wünschen entsprechen würde, aber das verschwieg ich. Es lag mir daran, zunächst alle inneren Beunruhigungen von ihnen fernzuhalten, damit sie sich ungestört dem Aufbau ihrer Höfe widmen könnten.

Wie du dir denken kannst, nützten meine Vertröstungen für den Augenblick wenig. «Sollen wir den Toten irgendwo einscharren, wie ein Stück Vieh?» murrten die Bauern, und ich musste ihnen recht geben. Ich erbot

mich, die Beerdigung gemeinsam mit meinen Kameradinnen auszugestalten. Es war niemand da, der ihnen sonst hätte helfen können.

Wir übten einen Satz von «Kein Hälmlein wächst auf Erden» ein, und ich überlegte mir eine kurze Rede. Was ich gesagt habe, weiss ich nicht mehr, aber ich erinnere mich, dass ich lange schwankte, ob ich eine Stelle aus der Bibel einbeziehen sollte. Während ich an dem Bett des Sterbenden in der Bibel geblättert hatte, war sie mir aufgefallen: «Ich will euer Gefängnis wenden, und euch sammeln aus allen Völkern und von allen Orten, dahin ich euch verstossen habe, und will euch wiederum an den Ort bringen, von dem ich euch habe wegführen lassen.» Es wäre verlockend gewesen, diesen Text in Zusammenhang mit dem Schicksal der Deutschen aus Osteuropa zu bringen, aber ich unterliess es. Warum weiss ich nicht mehr. Vermutlich hatte ich Bedenken, die Juden des Alten Testaments, wenn auch nicht ausdrücklich, in meine Besinnung einzubeziehen.

Als ich zu Ende gesprochen hatte, herrschte eine beklommene Stille um mich herum. Ich sah, wie sich die gleiche Ratlosigkeit auf allen Gesichtern abzuzeichnen begann. Manche Frauen hoben die gefalteten Hände zum Gesicht empor. Da wurde mir klar, dass ich jetzt beten musste. Ich hatte ein Gebet in meinem «Programm» nicht vorgesehen. Vermutlich war ich dem Nachdenken darüber ausgewichen, weil ich mich vor der Entscheidung scheute. Jetzt blieb mir keine Wahl mehr: ich musste das Vaterunser beten.

Während des Sprechens hatte ich die Empfindung, dass die Sonne senkrecht über meinem Scheitel stand und so stach, als sei der Himmel voller Gewitterwolken. Ein Gefühl der Schwäche trieb mir den Schweiß aus allen Poren.

Ich hatte das Vaterunser auch früher kaum je gebetet und war überzeugt, dass ich an eine Stelle gelangen würde, an der ich nicht weiter wusste. Erst als ich die Leute in meiner Umgebung halblaut mitbeten hörte, löste sich meine Verkrampfung. Diese Scheu, zu beten, hing nicht mit der Tatsache zusammen, dass ich jede Art kirchlicher Betätigung für verboten hielt. (Ich habe erst nach dem Krieg von meiner damaligen Vorgesetzten erfahren, dass eine solche Mitwirkung an christlichen Feiern für Arbeitsdienstführerinnen nicht verboten gewesen sei.) Es hat mein Gewissen nie belastet, mich über Verbote hinwegzusetzen, wenn ich überzeugt war, dass ihre Einhaltung nicht den Erfordernissen des Augenblicks entsprach.

Offiziell war der weibliche Arbeitsdienst eine Institution, die vor allem erzieherische und – in der Bauernarbeit – soziale Funktionen erfüllen sollte. Im Widerspruch zu dieser «amtlichen Tendenz» hielt ich es für notwendig, dass er in den Ostgebieten vorzugsweise ein politisches Instrument sei. Wo es Konflikte zwischen einer – im weitesten Sinne – politischen Forderung und einer Dienstvorschrift gab, entschied ich bedenkenlos zugunsten der politischen Forderung. Ich bemühte mich frei-

lich, diese Vorgänge nicht an die grosse Glocke zu hängen. Alle Auseinandersetzungen mit übergeordneten Dienststellen, die sich daraus hätten ergeben müssen, betrachtete ich als unnötige Zeit- und Kraftverschwendung.

Auch die Ausgestaltung der Beerdigung war eine «politische Aufgabe». Sollte ich meine Hände aus dem Spiel lassen, und dadurch mitverschulden, dass ein Herd der Unzufriedenheit gegenüber den Führungsstellen unter den Bauern entstand?

Aber unsere Mitwirkung war nicht nur aus Gründen der politischen Zweckmässigkeit beschlossen worden. Wir hatten ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit für unsere Bauern, und wir empfanden, dass sie ein Recht darauf besaßen, diese Stunde in würdiger Weise mit uns zu feiern.

Dass ich dem Gebet hatte ausweichen wollen, hatte persönliche Gründe. Meine innere Einstellung gegenüber dem Göttlichen war damals ganz ungeklärt. Manchmal erging ich mich in einem romantisierenden Pantheismus, manchmal – etwa bei einer Morgenfeier – wendete ich mich in aller Einfachheit an einen persönlichen Gott. Bei all dem hatte ich das Gefühl, dass ich dieser zentralsten Frage der menschlichen Existenz nicht genug Aufmerksamkeit schenkte. Ich hatte weder Zeit noch Kraft dafür übrig.

Zuweilen formulierte sich in mir eine Bitte, die ungefähr folgenden Wortlaut hatte: Du ewiges Geheimnis über uns allen, lass mir Zeit bis nach dem Krieg! Jetzt muss ich immer arbeiten. Du siehst es. Aber später, im Frieden, wird nichts mehr mich daran hindern dürfen, dass ich über dich nachdenke.

In dieser inneren Situation hatte ich das Gefühl, eine Unehrllichkeit zu begehen, während ich an dem Grab des Bauern vorbetete.

## 11

In diesem Sommer kamen wir auch in nahe Berührung mit der Umsiedlungsaktion, das heisst mit der Austreibung der polnischen Bauern und der Ansiedlung volksdeutscher Familien auf den leer gewordenen Höfen. Ich kann nicht behaupten, dass ich dir darüber gern berichte. Aber ich habe kein Recht, dir dieses Kapitel zu unterschlagen.

Im ersten Morgengrauen brachte uns ein Pferdefuhrwerk in das Dorf, in dem die Polen während der Nacht den Räumungsbefehl bekommen hatten. Ein SS-Führer erklärte uns, wozu wir gebraucht wurden: Wir sollten die leeren Häuser putzen, um sie für den Einzug der deutschen Bauern vorzubereiten, die in der Regel noch am selben Tag erwartet wurden. Seit Monaten hatten die Polen damit gerechnet, dass man sie eines Nachts innerhalb weniger Stunden von Haus und Hof vertreiben würde. Begreiflicherweise hatten viele ihr Anwesen unter diesen Umständen

verwahrlosen lassen, manche mögen diesen Prozess mutwillig beschleunigt haben. Es gab Fussböden, auf denen der Schmutz in einem so harten und dicken Belag festgetreten war, dass wir ihn mit der Spitzhacke aufreissen mussten.

Vermutlich hätten sich unsere Mädchen geweigert, in einem deutschen Haus zu arbeiten, das so weit heruntergekommen war, und ich hätte es ihnen auch kaum zugemutet. Hier schien ihnen der Schmutz nichts anhaben zu können, mit Feuereifer machten wir uns an die Arbeit. Dass die meisten Häuser dreckig waren, bestätigte uns in unserem Hochmut: hier herrschte eben die berüchtigte «polnische Wirtschaft», und wir fanden, es sei an der Zeit, dass endlich «ordentliche deutsche Bauern das Land und die Höfe übernahmen». (Wenn später unter den Umsiedlern auch Leute waren, die – obwohl sie nicht von der Erwartung ihrer Ausreibung gepeinigt wurden – die Häuser verkommen liessen, dann fiel es uns nicht schwer, ein Auge zuzudrücken. Wir entschuldigten sie, indem wir sagten: Diese Menschen müssen die Umsiedlung erst seelisch verarbeiten, ehe strenge Forderungen an sie gestellt werden dürfen.)

Wenn wir uns ausmalten, wie unglücklich die Umsiedler über die schmutzigen Häuser sein würden, machte uns die Arbeit Freude. Sobald die Zimmer leidlich gereinigt waren, kochten wir ein Eintopfgericht und stellten es für den Empfang der deutschen Bauern bereit. Dann gingen wir an die feineren Putzarbeiten und setzten sie so lange fort, bis die neuen Hausbewohner eintrafen.

Anfangs sahen wir kaum noch etwas von den Polen, wenn wir früh morgens in die Dörfer kamen. Manchmal fuhr einer der hochbeladenen Wagen in der Dämmerung an uns vorbei, dann konnte man den Blick abwenden.

Als wir eines Morgens wieder aus dem Schlaf geweckt und in ein Räumungsdorf gebracht worden waren, erklärte mir der SS-Offizier, der die Aktion leitete, er habe nicht mehr genug Männer zu seiner Verfügung und er hoffe, dass wir in die Bresche springen würden. Während der letzten Tage sei seine Dienststelle wieder einmal nach wehrdiensttauglichen Männern durchgekämmt worden, und er wisse nun nicht, wie er die Umsiedlung ohne unsere Hilfe durchführen solle. Mehr als drei volksdeutsche Hilfspolizisten könne er nicht dalassen, und er werde sie über das Dorf verteilen. Den Rest der Arbeit müssten wir tun. Die Polen seien noch dabei, ihre Sachen zu packen. Bis sechs Uhr müssten sich ihre Fuhrwerke am Dorfausgang versammeln. Jede Familie dürfe nur mitnehmen, was auf einem Wagen Platz habe; ein bestimmtes Minimum von Einrichtungsgegenständen müsse für die künftigen Bewohner in den Häusern bleiben. Ich solle die Mädchen sofort auf die Höfe verteilen,



und sie hätten mit dafür zu sorgen, dass die Polen sich an die Vorschriften hielten.

Meine erste Reaktion war Empörung darüber, dass uns diese «Männerarbeit» zugemutet wurde. Ich wusste genau, dass meine vorgesetzte Dienststelle mir jede Unterstützung geben würde, wenn ich mich nicht bereit fände, den gewünschten Dienst zu leisten. Würde ich aber bereit dazu sein, so war es ziemlich sicher, dass ich mit einer scharfen Rüge zu rechnen hatte. (Ich bekam sie übrigens, quasi posthum, noch zehn Jahre später, als ich mit meiner ehemaligen vorgesetzten Führerin über diese Dinge sprach.)

Was war zu tun? Ich konnte erklären: wir sind keine Hilfspolizisten, wir warten, bis die Polen das Dorf verlassen haben, dann machen wir uns an die Arbeit.

Aber was hätte das für die deutschen Umsiedler bedeutet? Dass die meisten von ihnen in fast leere Häuser gekommen wären. Immer wieder hatte ich von den Männern, die bei den früheren Umsiedlungen geholfen hatten, Klagen darüber gehört, wie geschickt die Polen es fertigbrächten, selbst wenn man neben ihnen stehe, auch noch das Minimum an Inventar, das im Haus bleiben sollte, beiseite zu schaffen. Konnte ich es verantworten, dass die Umsiedler in leere Häuser kamen, nur weil wir uns vor einer so «harten» Arbeit scheuten?

Schliesslich fragte ich die Mädchen selbst, ob sie bereit wären, unter diesen Umständen auf die Höfe zu gehen. Keines von ihnen zögerte auch nur einen Augenblick.

Ich glaube zu wissen, welche Gedanken dir durch den Kopf gingen, während du diese Abschnitte gelesen hast. Du wirst denken: unter diesen Mädchen waren gewiss auch einige, die Angst oder Abscheu vor der Aufgabe empfanden, die ihnen übertragen wurde. Aber sie schämten sich, diese Gefühle zu bekennen. Wahrscheinlich wären sie von ihren Kameradinnen verachtet worden.

Wenn du berücksichtigst, dass alle Mädchen meines Lagers sich freiwillig für den «Osteinsatz» gemeldet haben, wirst du mir glauben, dass die meisten von ihnen beherzt und manche auch ein wenig abenteuerdurstig waren. Ich selbst habe mich bei dieser Arbeit niemals gefürchtet, und meine Sicherheit muss sich auf meine Kameradinnen übertragen haben. Sie sagten mir manchmal: Wenn wir sehen, wie ruhig Sie sind, fühlen wir uns ganz sicher.

Ich scheue davor zurück (weil du wahrscheinlich überhaupt keine Möglichkeit hast, dich in unsere Lage hineinzufühlen), trotzdem möchte ich dir etwas zu sagen versuchen, was ausserhalb des rational Mitteilbaren liegt: Wir empfanden wohl alle, dass wir «im Auftrag Deutschlands» dort standen, und dass dieser Auftrag uns die Sicherheit des Handelns und einen geheimnisvollen Schutz gewährte.

Meine englischen Freunde (es war schon einmal die Rede von ihnen) fielen mir zornig ins Wort, als ich ihnen diese Situation zu schildern versuchte. «Sage was du willst», entrüsteten sie sich, «aber dieser Auftrag Deutschlands genügt nicht, um aus gutartigen Menschen Räuber zu machen.»

Ich will hier keine ausführlichen psychologischen Betrachtungen anstellen, aber das ist doch gerade das Schreckliche, *dass* er genügte! In der Tat, wir liessen uns zu Helfershelfern einer räuberischen Hasspolitik machen, aber beweist das unsere verabscheuungswürdige Herzlosigkeit?

Vielleicht erinnerst du dich: Wir hatten in der Schule die Haltung: «Right or wrong – my country» nie ganz eindeutig interpretiert bekommen. Zwar zeuge sie (so hörten wir von unseren Lehrern) nicht für ein besonders humanes Gerechtigkeitsgefühl, aber Völker, die Weltreiche erobern wollten, könnten es sich nicht leisten, moralisch besonders zimperlich zu sein.

Während des Krieges träumten wir von der Gründung eines deutschen Imperiums. Ohne es selbst zu merken, glitten wir nach und nach in eine Haltung hinein, für die der Zweck die Mittel heiligte. Es gab keine unter uns, der die Situation an diesem Morgen nicht höchst widerwärtig war. Aber wurden die Soldaten gefragt, ob sie einen Angriff machen wollten? Wir fühlten uns als Soldaten an der Front der Heimat. Unzählige Männer hatten im Krieg lernen müssen, Menschen des feindlichen Volkes kaltblütig zu töten, obwohl sie ihrer Veranlagung nach sensibel, rücksichtsvoll und hilfsbereit waren. Und sie haben es gelernt, weil sie glaubten, Deutschland damit einen Dienst zu leisten, und weil es leichter ist, selbst zu *so* persönlichkeitsfremdem Verhalten zu gelangen, wenn man nicht als Einzelner, sondern «in der Gruppe» handelt.

Heute weiss ich, dass dieser «Einsatz» in den Aussiedlungsdörfern den Mädchen zum Schaden gereichte. Sie waren wohl eine besonders aktive Auslese, aber sie waren nicht herzlos. Die Aufgabe, vor die sie gestellt waren, zwang sie dazu, sich selbst zu vergewaltigen, um eine kriegerische Männerrolle zu spielen. Es gehörte eine andere psychische Konstitution als die unsere dazu, ungekränkten Gemütes mitanzusehen, wie ganze Familien von ihren angestammten Höfen vertrieben wurden. Und nun gar eingreifen zu sollen, wenn diese Leute, die ins Elend zogen, liebgewordenen Besitz unter den Augen ihrer Austreiber heimlich mitzunehmen versuchten . . . Ehe die Mädchen auf die Höfe gingen, sagte ich ihnen: Es ist schwer, was hier von uns verlangt wird, aber denkt daran: nach dem vorigen Krieg mussten die deutschen Bauern ihre Höfe verlassen! (Dass sie auch für Verbleiben optieren konnten, habe ich damals noch nicht gewusst.)

Während die Mädchen, über die Höfe verteilt, ihre Posten bezogen hat-

ten, eilte ich mit dem Fahrrad von Hof zu Hof, um mich möglichst oft auf jedem Anwesen zu zeigen. Manchmal blieb mir nichts anderes übrig, als ein Fuhrwerk wieder abladen zu lassen und dann genau zu bestimmen, welche Gegenstände neu aufgeladen und welche zurückgelassen werden sollten. Da die Polen meine Anordnungen oft nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten, musste ich die eindeutigeren Gebärdensprache zu Hilfe nehmen. Ich pflegte mich dabei mit einem kräftigen Kleiderbügel zu bewaffnen, diese Amazonenbewaffnung empfahl ich auch meinen Kameradinnen.

Wenn ich vor den Fuhrwerken stand, die auf meinen Befehl wieder abgeladen wurden, sah ich um mich herum Blicke ohnmächtigen Hasses und geballte Fäuste. Ich hörte den wütenden und verzweifelten Protest in einer Sprache, die ich nicht verstand, und manchmal dachte ich: Jetzt greift hinter deinem Rücken einer nach dem Messer.

Den Mädchen hatte ich eingeschärft: Sorgt dafür, dass ihr den polnischen Männern und vor allem den jungen unter ihnen nie den Rücken zukehrt. Ihr müsst genau überblicken, was vor sich geht. Da sie jeweils zu zweit auf den Höfen waren, liess sich das einigermaßen einrichten. Ich selbst kehrte gerade den besonders wütenden und mich bedrohenden Polen mit einer betonten Ruhe den Rücken zu. Das wäre wohl «mutig» gewesen, wenn ich Angst gehabt hätte, aber ich hatte damals keine Angst.

Als wir uns bei einem der SS-Führer erkundigten, wohin die Polen, deren Vertreibung wir miterlebten, kämen, wurde uns geantwortet: sie kommen auf die durch Aussiedlung der Deutschen leer gewordenen Höfe, oder: sie werden im General-Gouvernement angesiedelt. Mit diesen Auskünften gaben wir uns zufrieden. Ich sagte wohl schon, dass wir gross darin waren, einen Bogen um heikle Fragen zu machen. Unser Unterbewusstsein sorgte in der Regel mit Erfolg dafür, dass das Bewusstsein sich nicht erst in gefährliche Diskussionen einliess. Wären wir bis zu der Einsicht vorgestossen, dass es unmöglich genug freistehende Höfe für die Ausgesiedelten im General-Gouvernement geben konnte, und dass viele von ihnen der Heimatlosigkeit und bitterster Armut preisgegeben wurden, so hätte uns wohl auch diese Feststellung nicht beängstigt: Die Polen waren unsere Feinde. Wir mussten den Augenblick, in dem wir mächtiger waren als sie, ausnützen, um sie in ihrer «völkischen Substanz» zu schwächen. Solche Argumente bezeichneten wir als «Realpolitik». Dass wir im Grunde einen «Volksmord» planten, habe ich mir niemals eingestanden.

Als ich während der letzten Tage über meine Mitwirkung bei der Umsiedlung nachdachte, fiel mir ein Erlebnis aus dem Sommer 1941 ein, das nur scheinbar nicht in diesen Zusammenhang gehört. Ich will es dir

erzählen. Du wirst bald einsehen, warum es gerade jetzt wieder in meiner Erinnerung aufgetaucht ist:

Ehe ich im Sommer 1941 in den Arbeitsdienst eintrat, schickte meine Posener Redaktion mich zur Berichterstattung nach Südsteiermark und Kroatien. Der jugoslawische Feldzug war eben erst abgeschlossen, und ich sollte über die «Heimkehr» des südsteirischen Gebietes (das vorher zu Jugoslawien gehört hatte) schreiben. Dabei sollte ich die besonderen «völkischen» Probleme dieses Landes zu den wartheländischen Problemen in Beziehung bringen.

Auf meiner Reise durch das Grenzgebiet zwischen Südsteiermark und dem neuen Staate Kroatien hatte ich ein aufregendes Erlebnis. Die in jenem Grenzstreifen ansässigen Slowenen sollten, wie ich erfuhr, ausgesiedelt werden, weil im äussersten Süden des Reiches ein «rein deutschblütiger Grenzwall» angelegt werden sollte.

Man erkannte die slowenischen Höfe leicht an dem farbenprächtigen Verputz der Wohnhäuser. Die weissgekalkten Mauern hatten breite, leuchtend bunte Streifen als Umrandungen der Fenster und Türen.

Auf einer meiner Wanderungen hatte ich mich weit ins dünn besiedelte Land hineinbegeben. Plötzlich begegnete mir ein zerlumpter Landstreicher, dem ich ansah, dass er keinen normalen Verstand hatte. Er redete in einer mir unverständlichen Sprache wild gestikulierend auf mich ein und geriet dabei offenbar immer mehr in Zorn. Schliesslich bedrohte er mich mit dem Knüppel, den er als Wanderstab benützt hatte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als möglichst schnell davonzulaufen. Der Landstreicher verfolgte mich, und es bestand kein Zweifel, dass er mich auf die Dauer einholen würde. Da er mir die Richtung nach dem Dorf zu abgeschnitten hatte, musste ich immer tiefer in die Einsamkeit hineinlaufen. Hinter einem Wäldchen sah ich schliesslich ein slowenisches Gehöft vor mir liegen. Ich war froh und lief in den Garten hinein. Der Mann gab die Verfolgung auf. Langsam trottete er davon.

Nach diesem Schreck hatte ich das Bedürfnis, mich der Nähe vernünftiger Menschen zu vergewissern. Ich betrat das Haus und klopfte an die Küchentür.

Die Frau, die mir öffnete, bat ich durch Zeichensprache um ein Glas Wasser. Meine Erinnerung zeigt mir diese alte, slowenische Bäuerin als einen der schönsten Menschen, denen ich jemals begegnen durfte. Einzelheiten sind mir entfallen, aber ich sehe die Umrisse einer hohen Gestalt von zugleich stolzer und anmutiger Haltung. Das Gesicht unter den weissen Haaren muss einen Ausdruck von Güte und Trauer gehabt haben, der mich betroffen machte. Während ich das Wasser trank und das Brot ass, das die Frau mir ungebeten vorgesetzt hatte, sah ich sie in der Küche umhergehen und viele Dinge nachdenklich in die Hand nehmen,

um sie entweder zurück an ihren Platz oder in einen grossen Schliesskorb zu legen. Ich nahm sofort an, dass sie sich mit diesem Tun auf ihre Aussiedlung vorbereitete, und mir wurde beklommen zumute.

Als ich aufstand, deutete sie mit einer vagen Gebärde nach dem Parteiabzeichen, das ich am Aufschlag meines Staubmantels trug. Dann winkte sie mir, ihr zu folgen. Wortlos gingen wir durch alle Räume des Wohnhauses, durch die Scheunen und in die Ställe. Wiederum sind mir Einzelheiten nicht mehr gegenwärtig, ich erinnere mich nur, dass ich dachte: diese Bauern leben und arbeiten wie vor hundert oder zweihundert Jahren. Zugleich bewunderte ich die Ordnung, die überall herrschte und den Schönheitssinn, den die Formung der alten Gerätschaften verriet.

Ich habe nie erfahren, was die Frau veranlasst haben mag, mich durch ihren Besitz zu führen. In ihrem strengen, dunklen Gewand (vermutlich einer Witwentracht) ging sie langsam vor mir her, und wenn wir einen neuen Raum betraten, lud sie mich mit einer Handbewegung ein, mir alles ruhig anzusehen. Vielleicht täuschte ich mich, aber ich war überzeugt, dass sie mir sagen wollte: Blicke dich um. Dies alles macht seit Generationen die Heimat meiner Familie aus. Aber du und deine Freunde, ihr werdet uns vertreiben und ins Elend stossen.

Ich folgte ihr mit immer grösserer Scheu. Was sie mir ohne ein Wort sagte, klang nicht hasserfüllt, nicht einmal vorwurfsvoll, aber in einer Weise traurig, die mir das Herz schwer machte. Am Ende geleitete sie mich durch eine Hecke kleiner, gelber Rosen bis an die Gartentür. Als sie mir die Hand reichte, sah ich ihr Gesicht nur undeutlich durch einen Tränenschleier. Niedergeschlagen lief ich in der entgegengesetzten Richtung davon, in der ich vor dem Landstreicher geflüchtet war.

Es ist schwer und vielleicht sogar unmöglich, dir von heute aus zu sagen, was ich damals empfunden habe. In meiner Vorstellung gab es keinen Platz für den Gedanken, dass Nachbarvölker anders als in der Rivalität der Macht nebeneinander leben könnten. Während unserer Kindheit waren die Klagen über die Not der Deutschen in den verlorenen Grenzgebieten (Elsass-Lothringen, Posen-Westpreussen, Memelgebiet, Hultschiner Ländchen, Nord-Schleswig, Eupen-Malmedy, Saargebiet, Oberschlesien), nie verstummt. Erinnerst du dich: Wir waren früh belehrt worden, dass Deutschland von seinen französischen, polnischen, litauischen, tschechischen, dänischen und belgischen Nachbarn am Ende des verlorenen Weltkrieges um wertvolles Land beraubt worden sei. Das Schlagwort von den «blutenden Grenzen» hatte sich uns schmerzhaft eingeprägt. Unsere ganze Erziehung – auch die, die wir vor der Machtergreifung durch Hitler genossen hatten – hatte dahin gewirkt, dass wir im Patriotismus, in der Liebe zum Vaterland, eines der höchsten Ideale

menschlicher Gesittung erblicken mussten. Je inniger wir uns mit dem Vaterland identifizierten, umso schmerzlicher litten wir mit an «den blutenden Grenzen». Damals hielt ich es für ein Naturgesetz, dass es in der Rivalität der Nachbarvölker nur Unterdrücker und Unterdrückte geben könne. Durfte man, so empfand ich, für sein eigenes Volk etwas anderes wünschen, als dass es nicht der unterdrückte Teil sei? Wenn die geschichtliche Stunde uns die Macht zugespielt hatte, mussten wir sie nicht brauchen, um sie zu festigen?

Freilich, niemand konnte den Einzelnen davor bewahren, dass er einen Menschen aus dem Nachbarvolk liebte. Das «slowenische Problem» ging mich persönlich nichts an. Ich hatte mit diesen Leuten nichts zu tun, war nicht an ihrer Aussiedlung beteiligt. Das erlaubte mir, sie mit einer gewissen Distanz zu sehen. Ich konnte zum Beispiel sachlich feststellen, dass ihre Höfe sauber waren, und ich hatte den Blick frei für die Begegnung mit einem besonderen Menschen. Insofern gewann ich hier Einsichten, für deren Aufnahme ich im Umgang mit den Polen innerlich versperrt war. Die Polen musste ich «minderwertig» finden, sonst hätte es mir an der Härte gefehlt, bei ihrer Vertreibung mitzuhelfen.

Aber auch in der Berührung mit den Slowenen wäre es mir sinnlos vorgekommen, wenn ich mich gegen das vermeintliche Naturgesetz der Feindschaft hätte stemmen wollen. Wenn mir damals jemand gesagt hätte: die Deutschen sollten versuchen, sich mit den Polen oder Slowenen oder Franzosen zu befreunden, ich hätte mitleidig über den Phantasten gelächelt und hätte ihm geantwortet: sollten wir nicht versuchen, den Winter abzuschaffen, weil es so viel schöner ist, im Sommer zu leben? Ich weiss nicht, wo du jetzt lebst und wie engen Anteil du an den politischen Gegebenheiten des Landes nimmst, das dir (wie ich hoffe) zur Heimat geworden ist. Jedenfalls wirst du mir wohl folgen können, wenn ich sage: es ist in gewisser Weise einfacher in einem Staat zu leben, in dem alle Bereiche «weltanschaulich reglementiert» sind. Aber, glaube mir: dass ich heute von der realpolitischen Möglichkeit eines friedlichen Miteinanderlebens benachbarter Völker (ihre Verwirklichung ist freilich noch immer – jedenfalls was die östlichen Nachbarn betrifft – schmerzlich weit entfernt) überzeugt sein kann, empfinde ich wie die Befreiung von einem bösen Fluch. Es ist qualvoll, in einer Vorstellungswelt zu leben, für die der Hass und die Feindschaft zwischen den Völkern die ultima ratio und der einzige Ausweg sind.

An der inneren Umkehr, von der hier die Rede ist, habe ich erfahren, wieviel glücklicher wir leben könnten, wenn wir Ernst machen würden mit dem utopischen: Liebe deinen Nächsten! – Auch in der Rivalität der Völker.

Jetzt meine ich, dass die Erschütterung, die ich auf dem slowenischen Bauernhof erlebt habe, mir als eine eindringliche Warnung zgedacht war, in dem Augenblick, in dem ich mich anschickte, feindlich in das Leben von Menschen einzugreifen, denen die gleiche Not bevorstand wie jener Bäuerin.

Wenn ich die Polen beobachtete, die oft mit versteinerten Gesichtern, oft weinend oder laut fluchend ihre Höfe verliessen, habe ich niemals an die slowenische Bäuerin gedacht.

## 12

Den Umsiedlern eines Nachbardorfes fühlte ich mich besonders eng verbunden. Dass sie in einem ausgezeichneten Sinne meine Schutzbefohlenen wurden, hing mit den Umständen ihrer Ansiedlung zusammen.

Gewöhnlich wurden die Leute von SS-Offizieren des Ansiedlungsstabes in ihre neuen Höfe gebracht. Eines Tages wurde mir mitgeteilt, dass ein schon länger von den Polen geräumtes und von uns für den Einzug der Deutschen vorbereitetes Dorf im Laufe des Nachmittags von seinen neuen Bewohnern in Besitz genommen werden sollte.

Der erwartete Treck kam erst nach Mitternacht und diesmal nicht in Begleitung einer Abordnung des Ansiedlungsstabes. Die Leute hatten sich allein bis zu ihrem Dorf durchgefragt. Erst am nächsten Mittag erschien der SS-Offizier und entschuldigte sich mit einer Panne seines Autos.

Meine Kameradinnen hatten den Umsiedlern helfen wollen, aber gegen Mitternacht gingen wir nach Hause und ich schickte sie zu Bett. Dann fuhr ich mit dem Rad zurück in das Dorf. Inzwischen hatte ein starker Regen eingesetzt. Die Finsternis war so undurchdringlich, dass man kaum die Landstrasse erkennen konnte. Erst als ich schon im Dorf war, sah ich die Fuhrwerke der Umsiedler: ihre Windlaternen verbreiteten einen matten Kranz von Helligkeit. Die Leute standen in Gruppen auf der Strasse und unterhielten sich flüsternd. Hier und da hörte ich eine Frau weinen. Die Stille der leeren Gehöfte und die Fremdheit des dunklen, regenüberraschten Landes wirkte beängstigend auf die Ankömmlinge. Während ich von Gruppe zu Gruppe ging, wurde mir der Grund ihrer Unentschlossenheit und ihres Misstrauens deutlich: in dem Lager, in dem sie seit über einem Jahr gehaust hatten, hatten wilde Gerüchte über angebliche Racheakte der vertriebenen Polen die Runde gemacht. Man flüsterte sich zu, dass ganze Familien am Morgen nach der ersten Nacht mit durchschnittener Kehle aufgefunden worden seien. Trotz des Regens brauchte ich mehr als eine Stunde, bis ich den ersten Bauern dazu überredet hatte, mit mir in sein neues Haus zu gehen, und dann liessen sich

auch die anderen Familien einweisen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wahrscheinlich hatte ich inzwischen meine Lagerbelegschaft wieder aus den Betten geholt, so dass die meisten Umsiedler für den Rest der ersten Nacht jemanden bei sich hatten, der sich Mühe gab, ihre ängstliche Stimmung zu vertreiben.

Ich selbst blieb bei einer Frau, die acht kleine Kinder hatte und deren Mann an der Front war. Sie war besonders übel dran: das Haus, das ihr zugedacht war, stand völlig leer. Seine Bewohner hatten früh genug fast alle Habe verkauft oder versteckt, so dass sie bei der Vertreibung nur noch besaßen, was sie mitnehmen durften. In dieser Nacht machten wir ein grosses Strohlager in der Wohnstube, und dann trug ich die Kinder von der Strasse herein. Jedesmal, wenn ich mit einem der schlaftrunken stöhnenden Bündel im Dunkeln vorsichtig tastend die Schwelle überschritt, bildete sich in mir ein Segenswunsch: Mögest du gesund heranwachsen in diesem Haus zu einem guten, glücklichen Menschen. Möge dieses Land deine Heimat werden!

Später, als das Notwendigste getan war, sass ich neben der jungen Bäuerin auf der Strohschütte, und wir sprachen miteinander wie Freunde.

Sie war eine mutige und – wie ich in den folgenden Wochen feststellen konnte – sehr fleissige Frau, aber vor diesem Anfang in einem leeren Haus und mit leeren Ställen und Scheunen fürchtete sie sich. Ihr Mann hatte sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet, weil er das untätige Lagerleben nicht mehr aushielt. Jetzt stand sie allein mit ihren acht Kindern vor einem schier unübersehbaren Berg von Arbeit, Sorge und Verantwortung. Würde sie einen guten Knecht bekommen? Würden ihr die Nachbarn helfen, wie sie es versprochen hatten?

Während sie leise vor sich hinweinte, rumorten in der Stube nebenan die Stute und das Fohlen, die sie aus Angst vor polnischen Dieben nicht in den Stall hatte bringen lassen.

Auf einem Koffer qualmte eine dicke, braune Kerze.

In dieser Nacht versprach ich der Frau jede Hilfeleistung, zu der ich in der Lage sein würde. Vor allem wollte ich mich darum bemühen, dass sie bald das unentbehrlichste Mobiliar bekäme. Für Fälle wie den ihren war die Ausstattung mit sogenannten NS-Volkswohlfahrts-Möbeln vorgesehen. (Diese Möbel wurden in grossen Serien für Bedürftige hergestellt.) Als ich ihr mein Versprechen gab, konnte ich nicht vorhersehen, dass gerade jetzt eine lange Lieferungsstockung zu erwarten war. Nach vier Wochen war das Haus fast noch so leer wie am ersten Tag. Da fasste ich den Entschluss, eigenmächtig zu helfen. In meinem Besitz befanden sich noch eine Reihe von Kopfbögen meiner früheren Hitler-Jugend-Dienststelle.



Für den uneingeweihten Betrachter waren sie nur schwer von den Kopfbögen der Gau- und Kreisleitungen der NSDAP zu unterscheiden.

Auf einem dieser Bögen schrieb ich eine fingierte Anweisung des zuständigen Kreisleiters und Landrates, aus der hervorging, dass jeder polnische Hausbesitzer im Bereich der Gemeinden XY verpflichtet sei, einen kleinen Teil seines Mobiliars und seiner Küchenausstattung abzuliefern. Dann liess ich mir eines Morgens von einem unserer schon länger angesiedelten Bauern einen grossen Heuwagen, angeblich, um damit Möbel für die Neuangesiedelten aus der Kreisstadt abzuholen.

Mit diesem Gespann fuhr ich in eine entfernte Gegend des Kreises, in der – wie ich wusste – die Ansiedlung noch kaum begonnen hatte. Hier holte ich zusammen, was meine Bäuerin brauchte. Ich ging in die Häuser, die leidlich wohlhabend aussahen, hielt den erschrockenen Bewohnern meinen «Kreisleiterbefehl» vor, verlas ihn und machte den Leuten dann durch Gebärden klar, welche Gegenstände sie auf den Wagen tragen sollten.

Sicher haben sie nicht verstanden, was es mit dem «Kreisleiterbrief» auf sich hatte. Aus ihrem Schreck konnte ich schliessen, dass sie fürchteten, ich sei gekommen, um ihnen die bevorstehende Aussiedlung anzukündigen, und sie waren wohl erleichtert, wenn ich an den Küchenschrank ging und von ihren sieben oder acht Löffeln drei an mich nahm. Das Wichtigste waren mir die Betten. Ich liess sie mit Strohsäcken und Wäsche aufladen, aber ich nahm aus keinem Haus mehr als eines. Ihr Verlust war am schmerzlichsten für die Beraubten.

Mein «Herrenmenschen-Auftreten» wird den armen Leuten wohl verraten haben, dass ich nicht bereit war, mich auf Verhandlungen einzulassen. Nur wenn alles blitzschnell ging, hatte ich die Chance, dass keiner inzwischen zum Ortsvorsteher – sei es einem deutschen oder einem polnischen – gehen würde, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. In meiner Begleitung befand sich nur Ferdi, ein Schäferhund mit langem zottigem Fell und dem Aussehen eines wilden Wolfes. Wie lammfromm er war – eine Gans konnte ihn in die Flucht schlagen – hatte sich nur in der Umgebung meines Lagers herumgesprochen. Hier folgte er mir auf dem Fuss und erleichterte mir meine Aufgabe sehr. Für alle Fälle trug ich die kleine Pistole in der Tasche meiner Windjacke, die jede Führerin eines Osteinsatzlagers bekommen hatte, aber genauso gut hätte ich eine Kartoffel mit herumtragen können: Ich wusste nicht, wie die Waffe zu bedienen war und wollte sie nur notfalls «vorzeigen» können. In diese Lage kam ich glücklicherweise nicht.

Wenn ich mich recht erinnere, bin ich zweimal mit dem Gespann unterwegs gewesen, und obwohl ich nur alte, schäbige Tische, Stühle, Kom-

moden und Betten brachte, war die Umsiedlerin doch froh, wenigstens mit dem Nötigsten versorgt zu sein.

Ich hätte für dieses Unternehmen, das ich vor meinen Kameradinnen verheimlichen musste, keinen anderen Begleiter brauchen können als Ferdi. Nicht allein wegen seines grimmigen Aussehens, auch wegen seiner Verschwiegenheit. Dass ich mich unter anderem einer Amtsanmassung und Urkundenfälschung schuldig machte, wusste ich. Wenn die Sache ans Tageslicht gekommen wäre, hätte ich mit einer Ausstossung aus dem Arbeitsdienst, mit einem parteiamtlichen und vielleicht sogar mit einem ordentlichen Gerichtsverfahren rechnen müssen. Es war also ein Wagnis nach jeder Richtung hin. Aber ich schob alle Bedenken beiseite. Die Enttäuschung der Siedlerfrau, die von Woche zu Woche vergeblich darauf wartete, dass die versprochenen Möbel geliefert wurden, begann allmählich ihr Vertrauen zum nationalsozialistischen Deutschland zu vergiften. Das aber wollte ich – um den Preis eines solchen Risikos – verhindern. Wenn ich versuche, mir die Situation in den polnischen Häusern zu vergegenwärtigen, so steigt das Gefühl in mir auf, dass ich in einer Art Trance gehandelt haben muss. Dieses fragwürdige Abenteuer versetzte mich in eine innere Angespanntheit, in der alles wie ein Spuk vorüberjagte. Dass ich in dieser Lage jedes Mitgefühl für die Polen, die ich bestahl, in mir unterdrückte, ist selbstverständlich. Mit einer Art moralischer Scheuklappen, die mich davor bewahrten, irgendetwas Irritierendes, Mitleiderregendes in den Blick zu bekommen, steuerte ich auf mein Ziel los, um es so schnell und ungehindert wie möglich zu erreichen. Erst wenn ich das «überfallene» Dorf hinter mir hatte, löste sich meine Nervenanspannung. Nachträglich empfand ich dann sogar ein gewisses Vergnügen an dem Wagnis, auf das ich mich eingelassen hatte. Wie ich heute über diese Piratenzüge denke, werde ich dir nicht sagen müssen. Wenn ich auf die Jahre im Wartheland zurückblicke, so erfüllt mich Scham und Traurigkeit darüber, dass ich mich in meinen Gefühlen und in meinen Handlungen so widerstandslos vom Geist der Feindschaft gegenüber dem Volk habe beherrschen lassen, das Wand an Wand mit uns lebt.

Sechs oder sieben Jahre nach Kriegsende habe ich meiner damaligen Arbeitsdienst-Vorgesetzten von diesem «Abenteuer» berichtet, und meine Schilderung löste auch dann noch Empörung aus.

Im Herbst 1942 wurde ich in den Westen des Warthelandes versetzt, um dort ein neues und diesmal ein grosses Lager aufzubauen.

Es befand sich in einem alten, ziemlich verwahrlosten Landsitz, der in einem verwilderten Park lag. Ich habe mich dort wohl gefühlt: Hinter den schönen Eichentüren und in den verwunschenen Ecken des Parkes konnte man mitten in der Zeit leben und fühlte sich doch abgeschirmt wie von einer alten Efeuhecke, die die grellen Tone dämpfte. Das Haus

hatte freilich einen Nachteil: es gelang uns nie, die Wanzen und Flöhe völlig daraus zu vertreiben.

Hier änderte sich meine Arbeit wesentlich: jetzt trat die pädagogische Aufgabe in den Vordergrund. Die Bauern, zu denen die Mädchen geschickt wurden, waren teils altansässig, teils schon vor geraumer Zeit angesiedelt worden. Viele lebten auf grossen und gepflegten Höfen, und ihr Gemeinwesen war in Ordnung. Ich brauchte also nicht mehr Mädchen für alles zu spielen, sondern konnte mich meiner internen Lagerarbeit widmen.

Sie machte mir Freude, gerade weil sie mich vor neuartige Schwierigkeiten stellte. Die Belegschaft war bunt zusammengewürfelt. Ihre drei markantesten Gruppen bestanden aus volksdeutschen Mädchen, deren Heimat irgendwo in Osteuropa lag, aus «reichsdeutschen» Abiturientinnen und aus zwei oder drei Mädchen, die an wartheländischen Gymnasien Abitur gemacht hatten. Von ihnen war ich überzeugt, dass sie nur ein vorgetäushtes Deutschtum zur Schau trugen. Wahrscheinlich hatten sie die deutsche Schule besucht, weil sie sonst nicht hätten studieren können. Ich hielt sie für Polinnen, die aus gebildeten Familien stammten, und deren Eltern einen Weg gefunden hatten, sich dem Deutschtum pro forma anzuschliessen, weil sie darum kämpften, unter den veränderten politischen Umständen ihr soziales und kulturelles Niveau zu halten. Obwohl sie sich also in einer schwierigen Lage befinden mochten, waren diese Mädchen vorzügliche Kameradinnen. Sie waren intelligent, fleissig, hilfsbereit und durch ihre besondere Situation an eine Selbstdisziplin gewöhnt, die unserer Gemeinschaft zugute kam.

Niemals haben wir offen über ihre Probleme miteinander gesprochen. Ich habe ein solches Gespräch nicht in Gang zu bringen versucht, weil ich wusste, dass diese Mädchen nur die Möglichkeit hatten, mich zu belügen. Aber unausgesprochen rang ich mit grosser Naivität um ihre Seelen. Ich war davon überzeugt, dass die deutsche Kultur der polnischen turmhoch überlegen sei, und dass diese jungen, hellhörigen Menschen eines Tages quasi von allein zum Deutschtum bekehrt sein würden, eben weil sie Gefühl und Sinn für die Werte besaßen, mit denen sie hier in Berührung kamen.

Gelegentlich gab es zwischen uns ein Streitgespräch etwa darüber, ob Bach oder Chopin das grössere musikalische Genie gewesen sei, aber im Allgemeinen beschränkte ich mich darauf, gerade diesen Mädchen – und allen anderen, die sich dafür interessierten – ohne Polemik jene Kostbarkeiten nahezubringen, die ich selbst besonders liebte. Sei es aus dem Bereich der Dichtung oder der bildenden Künste, sei es dadurch, dass wir alte Lieder in Originalsätzen miteinander sangen. Bei dem al-

lem half mir eine sehr begabte, menschlich vorzügliche Vertreterin. Im Ganzen sagte ich mir: wir können diese Mädchen nur dadurch innerlich für das Deutschtum gewinnen, dass wir sie hier – in einer so ausgesprochen «deutschen Einrichtung» – mit einem guten Geist umgeben.

Wenn ich mich zurückfühle, empfinde ich freilich, dass eine letzte Fremdheit zwischen diesen Mädchen und mir nicht überwunden wurde. Sie lag in der Problematik der politischen Situation begründet. Aber ich möchte meinen, dass wir im Menschlichen Sympathie und Achtung füreinander hatten.

Erheblich schwieriger war die pädagogische Aufgabe, vor die mich die volksdeutschen Mädchen stellten. Die meisten stammten wohl aus Wolhynien und wiesen alle charakterlichen Merkmale auf, die man dort findet, wo Familien seit Generationen in den untersten sozialen Schichten zwischen zwei Völkern hin und her geschoben wurden. Vor allem waren sie verschlossen und misstrauisch. Sie hatten wenig Selbstgefühl, und es fiel ihnen schwer, zu einer Meinung zu stehen. Dadurch kamen sie leichter als andere in den Verdacht, unehrlich zu sein, obwohl sie keinen verlogenen Charakter hatten. Meistens konnten sie weder Deutsch lesen noch schreiben, und ihr Bildungsniveau lag in der Nähe des Nullpunktes. Für sie richtete ich eine Art Elementarschule ein, die weit mehr Kraft und Zeit in Anspruch nahm, als ich nach dem Dienstplan dafür hätte zur Verfügung stellen dürfen. Die Mädchen waren lebhaft daran interessiert, etwas zu lernen und ich hatte in einzelnen reichsdeutschen Abiturientinnen vorzügliche Lehrkräfte.

Wenn ich an diesen ersten Sommer in F. zurückdenke, meine ich fast, dass ich nicht ein einziges Mal Ärger mit meiner Belegschaft hatte. Jedenfalls brauchte ich den Mädchen niemals Standpauken zu halten. Innerhalb der Gemeinschaft hatte sich schnell eine eigene Führungskonstellation der verantwortungsbereiten Kräfte gebildet, die dafür sorgten, dass auch die Labileren nicht zurückblieben. Ich habe es mit besonderer Dankbarkeit empfunden, dass sich unter meinen Kameradinnen immer einige fanden, die beschlossen, «Maschi (das war mein Spitzname) soll nicht schelten müssen».

Vor einigen Jahren traf ich zufällig eine Hamburger Abiturientin aus dieser Belegschaft. Sie war mir seinerzeit als besonders befähigte Jungmädelführerin angekündigt worden und gehörte zu den Führungskräften der Gemeinschaft. Inzwischen ist sie Ärztin. Als wir uns nach Jahren wiedertrafen, erfuhr ich, dass sie schon 1942 einer Widerstandsgruppe nahestand, zu der ihre Eltern gehörten. Dieses Mädchen war also sicher nicht gesonnen, alles herrlich zu finden, was ihr der Arbeitsdienst bot. Im Gegenteil: sie beobachtete sehr kritisch. Umso glücklicher war ich, dass sie bei unserem Wiedersehen mit sprudelnder Freude über ihre Lagerzeit sprach. Ich schreibe dir das, weil ich mich heute rückblickend

frage, ob nicht ich womöglich der einzige Mensch gewesen bin, der diese Zeit schön fand.

Übrigens erklärte mir die junge Ärztin noch etwas, worüber ich mich wunderte: «Wenn Sie uns weltanschaulich geschult haben, etwa über die Rassenfrage, dann sagten wir untereinander oft: Es ist doch ausgeschlossen, dass Maschi an das glaubt, was sie da verzapft. Dafür ist sie doch zu klug.»

Nun, ich war keineswegs zu klug, um an das zu glauben, was ich während der Schulung vorbrachte. Es wundert mich, dass meine eigene innere Überzeugtheit nicht überzeugender gewirkt hat. Möglicherweise hing es damit zusammen, dass die routinemässige weltanschauliche Schulung, die im Dienstplan vorgesehen war, mich selbst manchmal langweilte.

Jetzt möchte ich dazu sagen: ich hätte nicht Lagerführerin sein mögen, ohne mit ganzem Herzen hinter dem zu stehen, was ich den Mädchen in dieser Schulung vermitteln sollte.

Wie an vielen Stellen dieses Berichts frage ich mich inzwischen sorgenvoll: wirst du mir glauben, was ich geschrieben habe? Wirst du nicht argwöhnen, ich übte Schönfärberei? Für jemanden, der wie du ein Feind des Nationalsozialismus war und der obendrein jeder derartigen Form von Kollektivität mit innerem Widerstand begegnen muss, wird es wohl ärgerlich sein, dass ich so viel Positives über meine Arbeitsdienstzeit gesagt habe.

Ich denke auch immer wieder darüber nach, ob ich das, was wir damals im Arbeitsdienst für gut hielten, heute und vor dir noch gutheissen darf. Gewiss wirst du mir zustimmen, wenn ich sage: ein wahrheitsgemässer Bericht darf auch die Erinnerungen nicht unterschlagen, von denen ich meine, sie bezögen sich auf Gutes.

Über das Halbjahr, von dem jetzt die Rede sein muss, kann ich freilich nur sagen: was sich damals abspielte, war alles andere als positiv. Die neue Lagerbelegschaft setzte sich fast nur aus westdeutschen Arbeiterinnen zusammen. Diese Mädchen hatten sich nicht für den Osten gemeldet, im Gegenteil, sie waren empört, so weit von ihrer Heimat fortgeschickt worden zu sein. In der Rüstungsindustrie hatten sie schon recht gut verdient, und nun sollten sie für ein tägliches Taschengeld von – ich glaube – dreissig Pfennigen eine Arbeit leisten, zu der sie nicht die geringste Lust verspürten. Sie sollten es sich obendrein gefallen lassen, dass sie nicht einmal am Feierabend und nur selten am Wochenende unternehmen durften, was sie wollten.

Jede Art politischer Schulung langweilte sie. Unsere Volkstänze und die Lieder, die wir mit ihnen sangen, fanden die meisten von ihnen lächerlich. Dagegen schwärmten sie für Schlager und amerikanische Tänze.

Ihre Gespräche drehten sich um sexuelle Fragen, und einige von ihnen hatten, trotz ihrer Jugend, auf diesem Gebiet schon reiche Erfahrung.

Zum Teil stammten sie aus sehr ärmlichen Verhältnissen und aus Familien, die der Sozialbehörde Sorgen gemacht hatten. Für einen jungen Menschen, der seit je daran gewöhnt ist, in die Gruppe der sozial Betreuungsbedürftigen zu gehören, wird es – vor allem, wenn er eine gewisse gesellschaftsfeindliche Atmosphäre in sich aufgenommen hat – kaum mitvollziehbar sein, dass er von heute auf morgen selbst eine Art Betreuung ausüben soll. Wie komme ich dazu, so werden manche dieser Mädchen sich gefragt haben, die Schmutzarbeit für einen wohlhabenden Bauern zu machen, ohne dass er mich angemessen dafür bezahlt?

Unser ehrlich gemeintes Pathos: jeder junge Deutsche soll einmal in seinem Leben erfahren, was schwere Handarbeit bedeutet, konnte hier nicht auf fruchtbaren Boden fallen. Es ist mir damals wohl überhaupt nicht gelungen, die Stelle zu finden, an der diese Mädchen für unsere «idealistischen» Argumente ansprechbar gewesen wären, obwohl es sicher eine solche gegeben hat.

Der uneingeschränkten Anteilnahme aller konnte ich nur sicher sein, wenn ich sogenannte Lebensfragen mit ihnen besprach. Diese Gespräche gehörten in den Dienstplan. Obwohl diese Mädchen nie zu einer Gemeinschaft zusammengewachsen waren, bildete sich in solchen Gesprächen eine gute Atmosphäre. Sie hatten es bisher wohl nicht erlebt, dass jemand sachlich, völlig frei und doch ohne verletzende Deutlichkeit über diese Fragen mit ihnen zu sprechen versuchte. Weil sie, im Gegensatz zu den Schülerinnen, zum Teil schon mitten in der Problematik gestanden hatten, brachten sie einen Ernst auf, der diesen Gesprächen ein allgemeines erzieherisches Gewicht verlieh: nach solchen Abenden kamen sie einzeln zu mir, um sich für ihre Sorgen Rat zu holen, und ich konnte sicher sein, dass sie sich ein paar Tage lang Mühe geben würden, mir keine Disziplinschwierigkeiten zu machen. Aber diese Anläufe brachen stets schnell in sich zusammen: Auf's Neue gab es Streit in den Zimmergemeinschaften, beklagten sich die Bauern über die Nachlässigkeit mancher Mädchen und machten die «Unternehmungslustigsten» den Versuch, nachts durchs Fenster auszurücken, um sich mit den in der Nähe stationierten Fliegern zu treffen.

Ich weiss nicht, ob du da, wo du jetzt lebst, jemals etwas über den weiblichen Arbeitsdienst gehört hast. Lass mich meinem Bericht hier einmal um zwei Jahre vorausgreifen: Als ich 1945 von den Amerikanern interniert worden war, sagte mir ein jüngerer Offizier, der mich als politischer Kriminalist zu vernehmen hatte; «Der weibliche Arbeitsdienst ist doch nur eingerichtet worden, damit jede Arbeitsmaid dem Führer ein Kind von einem SS-Mann schenkt. Diese Lager waren doch Puffs.» Ich hatte den Eindruck, dass mein Vernehmer an das, was er da behauptete,

selbst glaubte, und ich erwiderte ihm: «Sie werfen mir vor, dass ich kritiklos auf die nationalsozialistische Propaganda hereingefallen bin. Vielleicht haben Sie recht, aber offenbar sind auch Sie nicht immer fähig, in der Meinung der amerikanischen Öffentlichkeit zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden, denn Sie glauben an Lügen, die über den weiblichen Arbeitsdienst im Ausland verbreitet worden sind.» Solltest du ähnliches gehört haben, wie dieser Offizier, so lass dir bitte von mir versichern: es war abscheulich für mich, dass ich gegenüber meinen Kameradinnen in diesem Sommer nachts den Aufpasser spielen musste, und ich war tief unglücklich, als ich später dem Flieger, mit dem sich eines der Mädchen getroffen hatte, lange ins Gewissen reden musste, ehe er bereit war, seine Vaterschaft anzuerkennen. Ich sehe dieses Mädchen noch vor mir: sie war früh Waise geworden, ein unauffälliges, schwächtiges, in sich verschlossenes Wesen, dessen Fatalismus mich erschreckte.

In diesem Sommer erkannte ich, wie verwöhnt ich durch die Freiwilligen-Auslese meiner früheren Belegschaften war, und nachdem all meine Appelle im Leeren verhallt waren, beschloss ich resigniert, meine pädagogischen Energien auf die Verwirklichung der «niederen Ideale» zu richten: Die Mädchen sollten sich daran gewöhnen, pünktlich zu sein, ihre «Spinde» in Ordnung zu halten, sich gründlich zu waschen, manierliche Tischsitten zu haben und dergleichen mehr.

Leider habe ich dabei die Rolle eines Unteroffiziers gespielt, und während ich früher das Glück gehabt hatte, nie schelten zu müssen, musste ich es jetzt ständig. Aber meine Ermahnungen gingen den Mädchen zum einen Ohr rein, zum andern Ohr raus.

Schliesslich büsste ich das ein, was unerlässliche Voraussetzung für jeden erzieherischen Erfolg ist: die Liebe zu denen, die meiner Führung anvertraut waren. Eines Tages sagte mir ein Mädchen: «In diesem Lager gibt es nur noch ein Wesen, das Sie lieben: Ihren Hund!»

Das war die Wahrheit. Mein Ferdi hatte sich eine Blutvergiftung geholt und kurz darauf eine Vorderpfote gebrochen. In beiden Fällen prophezeite der Tierarzt mir seinen Tod, und beide Male gelang es mir, ihn zu retten. Allerdings mit einem Aufwand an Zeit und Kraft und Liebe, der erkennen liess, dass das Tier mir mehr am Herzen lag als die Mädchen. Ich sah damals deutlich, dass ich selbst versagt hatte, nicht meine Belegschaft. Es entmutigte mich umso mehr, als am Anfang meiner Führungstätigkeit in der nationalsozialistischen Bewegung eine romantische Sehnsucht gerade nach Gemeinschaft mit der Arbeiterjugend gestanden hat.

Rückschauend weiss ich, dass ich meiner Aufgabe nicht gewachsen sein

konnte, weil ich keine ausreichende pädagogische Schulung genossen hatte. Wenn ich jetzt gelegentlich von Frauen höre, wie unglücklich sie während ihrer Arbeitsdienstzeit waren, muss ich nur an den Sommer 1943 denken, um mir vorzustellen, welche Ursachen einer so trüben Erfahrung zugrunde gelegen haben könnten. Dass es noch unzählige andere Ursachen geben konnte, ist selbstverständlich.

Im Herbst 1943 verliess ich den Arbeitsdienst. Als ich die hauptamtliche Hitler-Jugend-Arbeit niedergelegt hatte, hatte ich mich verpflichtet, nach einem zweijährigen selbstgewählten «Praktikum» als Arbeitsdienstführerin wieder in die Pressearbeit der Jugend zurückzukommen. Die beiden Jahre waren um, und das Presseamt der Reichsjugendführung erinnerte mich an mein Versprechen. In diesem Amt sollte ich nun die Verantwortung für den «weiblichen Sektor» übernehmen. Das heisst, ich sollte die Presse- und Propagandatätigkeit, die sich mit den Interessen und Aufgaben der weiblichen deutschen Jugend beschäftigte, leiten.

Wäre ich nicht gerade in einer Phase schmerzlicher Enttäuschung an meinen Führungsqualitäten gewesen, ich hätte der Aufforderung, nach Berlin zu kommen, kaum entsprochen. Aber meine alten Freunde aus der Hitler-Jugend redeten mir ins Gewissen, was für ein sträflicher Egoismus es sei, dass ich mich, nur weil es mir mehr Freude mache, in ein östliches Dorf verkrochen habe, anstatt eine Arbeit zu leisten, die viel kriegsnotwendiger sei und für die sich seit geraumer Zeit niemand Geeigneteres finden liesse.

Schliesslich beantragte ich meine Entlassung aus dem Arbeitsdienst und ging nach Berlin.

## 13

Heute Nacht habe ich von dir geträumt. Zum ersten Mal, seitdem ich an diesem Bericht arbeite. Als ich aufwachte, hatte ich ein Gefühl schrecklicher Beklemmung. Ich rührte mich nicht, weil ich weiss, dass die Träume umso schneller entschwinden, je mehr ich mich bewege, und diesen Traum wollte ich um jeden Preis festhalten. Obwohl er bedrückend war. Was ich noch davon weiss, ist wenig genug: Wir waren – wie vor fünfundzwanzig Jahren – auf dem gemeinsamen Schulweg. Du schobst wieder dein altes Fahrrad neben mir her. Ich sah nicht einen Augenblick dein Gesicht, aber ich hörte ununterbrochen deine Stimme. Du sagtest immer dasselbe, mit einer dunklen Monotonie, die mich traurig machte. Was du sagtest, weiss ich nicht mehr.

Allmählich konzentrierte sich meine ganze Aufmerksamkeit auf deine Füsse. Du trugst ein Paar alte Sandalen (Hast du jemals Sandalen getragen?). Ich sah mit Angst, wie sie an deinen Füssen zerfielen. In meiner



Vorstellung dauerte es jahrelang, bis sie sich völlig aufgelöst hatten und du barfuss durch den Sand gingst. Ich sah den Sand auch über die Felgen deines Fahrrades rinnen: gelb und staubig.

Meine eigenen Schritte neben dir waren soviel leichter und fast ohne Mühsal, aber ich weinte über die Trostlosigkeit deiner Schritte. Während ich mich bemühe, meinen chronologischen Bericht fortzusetzen, spüre ich deine Nähe immer noch, und sie macht mir das Herz schwer. Ab Herbst 1943 gehörte ich an verantwortlicher Stelle zum Stab der Reichsjugendführung der NSDAP. Der Stab war in Ämter gegliedert, die jeweils einem bestimmten Arbeitsgebiet entsprachen. Jedes Amt wurde von einem Amtschef geleitet. Innerhalb des Amtes war eine Amtsreferentin für den weiblichen Bereich verantwortlich. Ihre juristische Stellung ist, soviel ich weiss, nie ganz geklärt worden. Die HJ-Führer waren der Auffassung, dass die BDM-Führerinnen ihnen unterstellt wären, die BDM-Führerinnen vertraten den Standpunkt, sie seien nur ihrer höchsten Vorgesetzten, der BDM-Reichsreferentin, und dem Reichsjugendführer, verantwortlich. Wie die Kompetenzen im Einzelfall gehandhabt wurden, hing jeweils von den Persönlichkeiten ab, die Zusammenarbeiten mussten.

Ich war zur Amtsreferentin im Presse- und Propagandaamt der Reichsjugendführung (RJF) bestellt worden, und ich hatte Glück: Mein Amtschef war ein gescheiter, grosszügiger, charakterlich angenehmer Schwabe, der es nicht nötig hatte, mich möglichst klein zu halten.

An dieser Stelle muss ich einige allgemeine Betrachtungen über die Hitler-Jugend einschalten, über deren Gesamtaufbau und Funktion innerhalb der Partei ich erst bei meinem Eintritt in die RJF vollen Überblick gewann, obwohl ich ihr damals schon zehn Jahre lang angehörte.

Vor 1933 war die HJ ein Instrument der Partei im Kampf um die Eroberung der politischen Macht. Nachdem dieses Ziel erreicht war, verdreifachte sich die Zahl der HJ-Mitglieder innerhalb von zwei Jahren. Im Dezember 1936 wurde «das Gesetz über die Hitler-Jugend» verkündet. Sie wurde damit zur Staatsjugend, die den Anspruch erhob, allein für die gesamte körperliche, geistige und sittliche Erziehung der deutschen Jugend (ausserhalb von Elternhaus und Schule) verantwortlich zu sein. Das bunte Leben der politischen, kirchlichen und freien Jugendbünde war bald völlig ausgelöscht. Nur winzige Gruppen hielten sich, schonungslos verfolgt, in der Illegalität.

Erst ab 1940 wurde das Gesetz über die Staatsjugend in vollem Umfang wirksam. Von jetzt an wurden alle zehnjährigen Jungen und Mädchen

automatisch für das «Deutsche Jungvolk» und die «Jungmädels» gezogen und jeweils am «Führergeburtstag» auf Hitler vereidigt. Damit war die Jugenddienstpflicht realisiert. Sie war zu einer Entsprechung der Arbeitsdienst- und Wehrpflicht geworden.

Da sich der Totalitätsanspruch der HJ auf alle Gebiete der Erziehung und Jugendarbeit erstreckte, musste sie in wenigen Jahren einen Riesenapparat aufbauen, der diesen Anspruch durchsetzen und verteidigen konnte. Die RJF war, als ich 1943 dort zu arbeiten begann, eine Behörde, die es in Bezug auf den Umfang und die Kompliziertheit ihrer Apparatur mit einem Reichsministerium aufnahm.

Ich fürchte, es wird dich langweilen, trotzdem erlaube mir, dass ich dir ihre Hauptarbeitsgebiete aufzähle, nur so kannst du einen ahnungsweisen Eindruck vom Umfang der Dienststelle gewinnen.

An ihrer Spitze stand der Reichsjugendführer Arthur Axmann. Er hatte dieses Amt 1940 als siebenundzwanzigjähriger Nachfolger von Baldur von Schirach übernommen. Sein Vertreter, der Stabsführer, und die BDM-Reichsreferentin hatten theoretisch gleichhohe Befugnisse. Der Stab der RJF gliederte sich, wie schon erwähnt, in «Ämter», deren wesentlichste ich dir aufzähle: Personalamt, Verwaltungsamt, Organisationsamt, Gesundheitsamt, Amt für Heimbeschaffung, Sozialamt, Amt für Leibeseziehung (und Wehertüchtigung), Amt für Weltanschauliche Schulung, Kulturamt, Grenz- und Auslandsamt, Presse- und Propagandaamt.

Jedem dieser Ämter entsprach eine Abteilung im Stab der HJ-Gebietsführungen und der Gebietsmädelführungen. Die Gebiete (es gab zuletzt ungefähr 35 in «Grossdeutschland») waren das Jugend-Pendant der Gauleitungen der NSDAP.

Ich habe also (um dir den Aufbau an diesem Beispiel zu erläutern) von Spätherbst 1939 bis Sommer 1941 die Presse- und Propagandaabteilungen des HJ-Gebietes und der Gebietsmädelführung Wartheland geleitet. Dabei hatte ich mich auf die Mitarbeit der Presse- und Propagandastellen der wartheländischen HJ- und BDM-Banne gestützt, die den Kreisen der Partei entsprachen.

Innerhalb jedes Aufgabengebietes war die HJ streng hierarchisch gegliedert. Die Pressearbeit begann bei den ehrenamtlich besetzten Bannpressestellen, wurde in den Presseabteilungen der Gebiete von hauptamtlichen Kräften fortgesetzt und im Presse-Propagandaamt der RJF geplant, koordiniert und geleitet. Praktisch sah das zum Beispiel folgendermaßen aus: Auf Grund von Anregungen durch das Rote Kreuz wurde in der RJF beschlossen, dass der BDM und die Jungmädels eine Verwundeten-Betreuung in den Heimatlazaretten übernehmen sollten. Dabei wurde offenes Singen mit den Patienten, Chor- und Spielschareinsätze und Vorführung von Laien oder Stegreifspielen geplant. Ältere Mädchen sollten

den Verwundeten vorlesen, Briefe für sie schreiben und wo nötig, dem Pflegepersonal mit Hilfeleistungen zur Hand gehen. Schliesslich sollten ausgebildete Führerinnen mit den Rekonvaleszenten Werkarbeiten machen.

Die «Aktion» begann damit, dass die BDM-Reichsreferentin einen entsprechenden Aufruf an ihre Kameradinnen für unsere Zeitschrift «Das Deutsche Mädel» schrieb und dass wir Artikel über den Lazaretteinsatz auf dem Weg über unsere eigene tägliche Pressekorrespondenz an die Tageszeitungen Weitergaben. Wenn möglich brachten wir Sonderbeiträge über das Thema im «Völkischen Beobachter» oder den anderen grossen Zeitungen unter. Die Presse-Abteilungen der Gebiete verfuhrten entsprechend innerhalb ihrer Gaubereiche, und so auch die Pressestellen der Banne im Kreisbereich.

Etwas später erschienen die ersten «Erfahrungsberichte» über diese Lazarettarbeit in unseren Zeitschriften und wiederum in der Tagespresse. Es gab die unvermeidlichen (und mir immer höchst unsympathischen, weil gewiss oft frisierten) statistischen Erfolgsmeldungen («5'780 thüringische Mädel im Lazaretteinsatz» oder «BDM betreute 370 bayrische Lazarette»). Wir stellten Bild- und Textmaterial für die Schaukästen der Hitler-Jugend zusammen, kämpften mit der Wochenschau, bis sie in ein Lazarett kam und unsere Mädchen bei der Betreuung der Verwundeten filmte und organisierten eine Rundfunkübertragung aus einem Lazarett, in dem Jungmädel für Soldaten Märchen spielten.

Noch einige Erläuterungen über die allgemeine Arbeitsweise des Presse- und Propagandaamtes der RJF. Nach 1933 hatte sich die HJ bald das Monopol innerhalb der Jugendpublizistik erobert. Allerdings nicht in freier Rivalität mit den Bündeln, sondern allein dadurch, dass alle anderen Jugendpublikationen verboten wurden. Hier der Name der wichtigsten HJ-Zeitschriften: «Der Pimpf» (für das Jungvolk), «Das Deutsche Mädel», «Junge Welt», «Die Hitlerjugend», «Wille und Macht» (als Führungsorgan), «Das Junge Deutschland» (für den sozialpolitischen Bereich), «Junge Dorfgemeinschaft» (für die Landjugend) usw. Im Presse- und Propagandaamt wurde ausserdem, allerdings nicht bis Kriegsende, eine tägliche Pressekorrespondenz, «Der Reichsjugend-Pressedienst» redigiert, der die Tageszeitungen mit Nachrichten und Artikeln über Probleme der Jugend im weitesten Sinne versorgte. Ausserdem arbeiteten wir direkt mit den Redaktionen der grössten deutschen Zeitungen zusammen.

Die Presse-Abteilungen der Gebiete hatten eigene periodische Publikationen, zum Beispiel auch in Form von regelmässigen Jugendbeilagen der Tageszeitungen.

Veröffentlichungen, die der weltanschaulichen Schulung dienten, wurden im Amt für weltanschauliche Schulung herausgegeben und nicht bei uns. Auch ihre Zahl war Legion. Die Arbeit unseres Amtes sollte im Wesentlichen den Zweck erfüllen, dass sie der Öffentlichkeit Rechenschaft über das erstattete, was in der Jugend geschah. Ausserdem sollte bei der Allgemeinheit Verständnis und Interesse für Fragen der nationalsozialistischen Jugenderziehung und Führung geweckt werden. Die Eltern unserer Jugend sollten für die Zusammenarbeit mit uns gewonnen werden.

Aus all diesen Gründen war es nötig, dass die Mitarbeiter unseres Amtes Einblick in die Tätigkeit fast aller anderen Ämter hatten, denn das ausgedehnte Feld der Jugendführung, das propagandistisch von uns bearbeitet werden sollte, war ja unter den Ämtern aufgeteilt. Als Beispiel: ich musste also genau wissen, welche Ausbildungspläne etwa die BDM-Haushaltungsschulen hatten, in welcher Weise unser Landdienst arbeitete, oder mit welchem Erfolg die BDM-Gruppe in Tokio für das Winterhilfswerk sammelte, um darüber – sei es in unseren eigenen Zeitschriften, sei es in Artikeln für die Tagespresse – zu berichten.

Aber wir hatten auch Aufgaben zu erfüllen, die im strengen Sinne nicht propagandistischen Zwecken dienten. Etwa die Herausgabe von Jahrbüchern (Kalendarien) für die verschiedenen Altersstufen der Mädchen und Jungen. In unserem Amt wurden auch die Werbeplakate für HJ-Veranstaltungen hergestellt, oder überhaupt jene Plakate, die sich vorzugsweise an die Jugend richteten. Ich erinnere mich an ein Plakat, das die Mädchen davor warnen sollte, sich mit «Fremdarbeitern» oder Kriegsgefangenen einzulassen. Es bereitete mir viel Mühe, weil alle Entwürfe entweder zu lahm oder zu plump ausfielen, und ich bei einem so delikaten Thema mehr Wert auf künstlerisches Niveau legte als das Verwaltungsamt, von dem die Gelder kommen mussten, für notwendig hielt. Ein Flugzettel, auf dem das Plakat verkleinert wiedererschien, und der einen entsprechenden Text enthielt, wurde in riesiger Auflage gedruckt, um über die Betriebe in die Lohntüten der Jungarbeiterinnen gebracht zu werden.

Auch die Filmarbeit war im Presse- und Propagandaamt lokalisiert. Hier entstand eine Reihe von Kulturfilmen. Kurz vor Kriegsausbruch habe ich an der Herstellung eines Filmes über das «BDM-Werk Glaube und Schönheit» mitgewirkt, der zeigen sollte, wie vielseitig die Möglichkeiten einer sinnvollen Feierabendbetätigung waren, die die siebzehn- bis einundzwanzigjährigen Mädchen in dieser Teilorganisation der HJ fanden. Der Film konnte später nur verstümmelt gezeigt werden, weil die Aufnahmen von reitenden, tennisspielenden und gänsebratenden Mädchen im Krieg nicht mehr aktuell waren.

Analog zur Wochenschau brachte unser Amt in den letzten Jahren eine monatliche Jugendschau «Junges Europa» heraus. Ein 1944 noch gedrehter Spielfilm («Junge Adler») wurde wohl kaum mehr in den Theatern aufgeführt.

Der Weitverzweigkeit unserer speziellen Arbeit entsprach eine ebensolche Verzweigkeit der Arbeit aller anderen Ämter in der RJF. Dabei muss man im Auge behalten, dass fast jede einzelne Planung ein Massenaufgebot nach sich zog. Im Jahr 1939 nahmen zum Beispiel sieben Millionen Jugendliche am Reichssportwettkampf der HJ teil.

Darf ich dir noch einen stichwortartigen Überblick über den «Kriegseinsatz» der HJ geben? Er nahm in den letzten Jahren den breitesten Raum innerhalb unserer Arbeit ein. Ich zitiere hier eine wissenschaftliche Publikation aus dem Jahr 1957. Sie führt unter anderem auf: «Partei-Einsätze: Kurier-Wach-Propagandadienst, Einsatz für Staat und Kommunen: Meldedienst, Luftschutz-Feuerwehrdienst (eigener Zusatz: Schanzdienst bei Bau der Festungsgräben und Panzerfallen, Einsatz im ‚Dritten Aufgebot‘, des Volkssturms); sogenannte Technische Nothilfe: bei der Post, der Polizei, der Bahn, Einsatz bei der Wehrmacht: Kurier-Verladedienst, Verpflegungsausgabe, Telefondienst u.a.m. Einsatz in Wirtschaftsbetrieben und Arbeitskommandos, Sammlung von Altmaterial, Kleidungsstücken u.a., Land- und Ernteeinsatz, NSV-Dienst und Kulturelle Betreuung. Ein grosser Teil dieser Einsätze wurde von Mädchen geleistet. Die kriegswirtschaftliche Bedeutung dieser HJ-Einsätze darf nicht unterschätzt werden; so waren zum Beispiel 1942 600'000 Jungen und 1'400'000 Mädchen im Ernte-Einsatz tätig . .

Du selbst hast zwar niemals der hündischen Jugend angehört, aber ich weiss, dass du durch deine Geschwister nahen Kontakt mit einer Gruppe hattest, in der der Stil der hündischen Spätform (das sogenannte Jungenschaftliche) besonders prägnant herausgebildet war. Aus allem, was ich dir in den letzten Seiten geschrieben habe, wird dir eine Tatsache mit grosser Deutlichkeit klar geworden sein: die HJ war, obwohl sie formal an viele Gegebenheiten der Jugendbewegung anknüpfte, etwas radikal anderes.

Mag man über die Jugendbewegung heute denken wie man will, niemand wird bestreiten, dass hier eine starke Lebendigkeit, Dynamik, Spontaneität, Ursprünglichkeit und Originalität nach neuen, jugendeigenen Formen und Inhalten gemeinschaftlichen Lebens suchte. Leider, ja: leider! fällt uns keine einzige dieser Kennzeichnungen ein, wenn wir versuchen, uns die typischen Wesensmerkmale der HJ zu vergegenwärtigen.

Wir haben wahrlich keinen Grund, darüber zu klagen, dass sie aus der geschichtlichen Wirklichkeit verschwunden ist. Aber es darf beklagt

werden, dass die deutsche Jugend in einer Zeit, in der sie intensiver am Leben ihres Volkes mitgewirkt hat als jemals sonst, in eine Gestalt gepresst war, in der der eigentliche Zauber jugendlicher Existenz weitgehend zerstört wurde. Ich meine all jene Elemente, die ich eben als typisch für das Wesen der Jugendbewegung aufgezählt habe.

Die Hitler-Jugend war, wenn man von ihren Anfängen in der Kampfzeit absieht, keine «Bewegung», sie wurde mehr und mehr «Staatsjugend», das heisst, sie institutionalisierte sich mehr und mehr und wurde schliesslich ein Instrument, mit dessen Hilfe die nationalsozialistische Staatsführung ihre weltanschauliche «Ausrichtung» der Jugend und den Kriegseinsatz bestimmter Jahrgänge dirigierte.

Gründe für diese Entwicklung lassen sich auch in gewissen äusseren Zwangssituationen finden. Etwa darin, dass die HJ nach 1933 einen Zuwachs an Mitgliedern integrieren musste, der jedes gesunde Grössenwachstum unmöglich machte. Die Massen, deren Zustrom bewältigt werden sollte, konnten nicht nach dem Prinzip der Jugendbewegung innerlich langsam gewonnen und von einer Auslese qualifizierter Führer in die Gemeinschaft einbezogen werden. Das Äusserste, das geleistet werden konnte, war ihre organisatorische «Erfassung» und eine primitive weltanschauliche «Abrichtung» nach Schema F. Bei Kriegsausbruch war dieser Prozess der Einschmelzung noch nicht beendet (Ereignisse wie die «Heimkehr Österreichs» hielten ihn auf Touren), und schon drohte eine neue Nötigung zum Verzicht auf das eigentlich jugendgemässe Gruppenleben: der praktische Kriegseinsatz, der im Laufe der Jahre fast alle anderen Betätigungen der HJ überwucherte.

Ich möchte behaupten, dass es in der HJ Ansätze zu echter Jugendbund-Arbeit gegeben hat, aber sie wurden von der Ungunst der geschichtlichen Entwicklung an ihrer Entfaltung gehindert, und es ist mehr als fraglich, ob sie – ohne diese Behinderung – hätten wachsen dürfen. Der Organisationstypus «Staatsjugend», der sich immer markanter in Form und Inhalt der Arbeit ausprägte, drängt von sich aus in Richtung auf den verfügbaren Apparat.

Dennoch: die HJ war eine Jugendorganisation. Ihre Mitglieder liessen sich zwar uniformieren und im Dienst reglementieren, aber sie hörten deshalb nicht auf, Jugendliche zu sein und sich wie Jugendliche zu verhalten. Ihr altersbedingter Überschuss an Tatendurst und Bewegungsdrang fand in dem ständig auf Hochtouren laufenden Aktionsprogramm der HJ ein weites Feld. Es gehörte zur Methodik der nationalsozialistischen Jugendführung, dass fast alles in Form von Wettkämpfen abgewickelt wurde. Man kämpfte nicht nur im Sport und im Beruf um die beste Leistung. Jede Einheit wollte das schönste Heim, das interessanteste

Fahrtenbuch, das höchste Ergebnis bei der Spendensammlung fürs Winterhilfswerk haben (oder sollte es doch haben wollen) usw. Im «musischen Wettstreit» kämpften Chöre, Spielmannszüge, Kammerorchester und Laienspielgruppen der HJ ebenso wie junge Sänger, Instrumentalisten, Bildhauer, Graphiker und Dichter um den Ruhm der glanzvollsten Leistung. In einem Erzählerwettstreit sollten sogar der Junge und das Mädchen gefunden werden, die es von all ihren Altersgenossen am besten verstanden, Märchen zu erzählen.

Dieser ständige Kampf um die Leistung brachte schon in Friedenszeiten ein Element der Unruhe und forciertes Betriebsamkeit in das Leben der Gruppen. Er fing den jugendlichen Aktionsdrang nicht nur auf, er fachte ihn an, wo es sinnvoller und notwendiger gewesen wäre, dem Einzelnen in seiner Gruppe und der Gruppe als Ganzes Zonen einer behüteten inneren Reifungs- und Entfaltungsmöglichkeit zu schaffen.

Gewiss, es wurde in der HJ viel, auch gute und anspruchsvolle Musikpflege getrieben. Es gab Gruppen, die das Laienspiel meisterlich beherrschten, es wurde erzählt, getanzt, kunsthandwerklich gearbeitet, und hier liess sich die strikte Reglementierung glücklicherweise nicht immer durchhalten, aber selbst aus dem musischen Tun vertrieb der Wettkampfgedanke (dem die Verherrlichung des Kämpfers, des Heldischen zugrunde lag) oft genug das Element der Besinnung; und die spielerische Entfaltung zweckfrei schaffender Phantasie kam zu kurz.

Die Führerschaft einer solchen auf Aktivität und Leistung gedrillten Jugend bildete allmählich einen eigenen Managerstil heraus. Sie wurde selbst von einer Aktion in die andere gejagt und jagte ihre Gefolgschaft von einer Aktion in die andere. Auch die jungen Männer und Frauen in der RJF, von denen jene Aktionen ausgelöst wurden, standen unter demselben Zwang rastloser Motorik. Das Rad der immer rollenden Aktivität schöpfte stets neue Schwungkraft aus seiner eigenen Umdrehung und riss jeden mit, der in seinen Bereich geriet.

Was die Jugendbünde getan hatten, wirkte neben diesen Aktionen der HJ, bei denen immer gleich Millionen Jungen und Mädchen in Bewegung gerieten, wie eine rührende Idylle.

In dem Augenblick, in dem die Jugend glaubte, sich voll emanzipiert zu haben (es gehörte zu unseren Schlagworten, dass die HJ ein Staat im Staate sei; auf die Tätigkeit der Bünde blickten wir als die Führer einer «politischen Jugend» wie auf ein unerntes Kinderspiel zurück, und wann wäre eine Jugend selbstbewusster gewesen als die des «Dritten Reiches»), in jenem Augenblick geriet diese Jugend unter die verhängnisvollen Gesetzmässigkeiten des technischen Massenzeitalters. Von der Staatsführung her wurde kein Versuch unternommen, sie gegen sol-

che Einwirkung abzuschirmen. Die Führer dieses Staates hatten zwar eine Blut- und Bodenkultur proklamiert und machten krampfhaftige Anstrengungen, ethische Werte aus der Zeit der Nibelungen zu restaurieren, aber für die eigentliche Bedrohung, die aus der fortschreitenden Autonomie der Technik auf uns alle zukommt, waren sie blind. Etwas von der Entmenschlichung, vom Sieg der Technik über die «Seele», (wenn du mir diesen altmodischen Ausdruck hier erlauben willst) wie er in der Einrichtung massenmörderischer Apparaturen (KZ) zum Ausdruck kommt, war auch in der Art, wie der nationalsozialistische Staat seine Jugend «verorganisierte».

Wer in dem Apparat stand, und sei es auch an der Spitze, empfand diese Entmenschlichung nur unklar. Er litt vielleicht darunter. Aber wer hätte sich im Krieg bei solchen Leiden aufhalten mögen? Ich erinnere mich, dass ich manchmal wehmütig an die verlorene Romantik der «hündischen Zeit» dachte (obwohl ich sie nur vom Hörensagen kannte, aber als sehr junger Mensch hatte ich sie sehnsüchtig mitzuerleben begehrt) und dass ich mich damit tröstete: Nach dem Krieg werden die Zügel locker gelassen, dann wird die Jugend wieder aus dem quasimilitärischen Zwang befreit werden dürfen zur Buntheit ihres eigenen Lebens.

Wer heute Aufbauschemata, Aktionspläne oder Leistungsberichte der HJ in die Hand bekommt, wird den Eindruck einer grossen Starrheit, Uniformität und auf äussere Aktivität gerichteten Betriebsamkeit gewinnen. Er sieht damit etwas Richtiges, aber er sieht nicht alles. Jene Dokumente verschweigen ihm, dass die Jugend sich zwar in eine starrgegliederte Formation hineinpressen liess, dass viele Mädchen und Jungen dabei aber selbst ganz und gar lebendig blieben. Voller Freude und Zähigkeit in der Erfüllung der Leistungen, die von ihnen gefordert wurden, stolz auf den Erfolg und begierig danach, sich in einem Dienst, der kein Kinderspiel, sondern ernste Notwendigkeit war, zu bewähren.

Gewiss, sie haben zu viel und zu bedingungslos gehorcht und zu wenig eigenes Denken und Verantworten gelernt. Aber dieser Gehorsam hatte für sie das Ethos, das im rechtverstandenen Gehorsam des Soldaten liegt. Sie wollten sich nicht schonen, sondern dort ihren Mann stehen, wohin der Befehl (von dem erwartet wurde, dass er verantwortlich erteilt sei) sie rief. Dass er sie in den Kampf für eine schlechte Sache führte, war ein Unglück, mit dem mancher bis heute nicht «fertig geworden» ist.

Während meiner Tätigkeit im Arbeitsdienst hatte ich selbst wieder und wieder Gelegenheit, und zwar vor allem bei den Mädchen, die freiwillig in den Osteinsatz kamen und ausnahmslos Angehörige der HJ waren, festzustellen, dass alle Reglementierung und Institutionalisierung die individuelle Freude am Mithelfen und die Bereitschaft, Opfer zu bringen, nicht ausgetrieben hatte. Ganz gewiss gilt das nicht für alle Jugendlichen



jener Jahre, aber doch für viele. Als ich im Spätherbst 1943 in die RJF ging, riss der Kontakt mit den unteren Einheiten, das heisst mit der Jugend selbst, anfangs fast völlig für mich ab. Erst jetzt wurde ich mit Haut und Haar vom Apparat verschlungen.

Ich habe meine Arbeit in Berlin aus Pflichtgefühl, das heisst: ohne Freude, übernommen, und ich habe mich darin bis Kriegsende recht-schaffen unglücklich gefühlt. Massgebend waren dafür im Wesentlichen zwei Gründe: Ich empfand immer deutlicher, dass ich kein «geborener Propagandist» bin, darum zweifelte ich an dem Sinn meiner Arbeit. Ausserdem spürte ich, dass ich nicht in ein Büro passte, in dem das Leben zu Aktenvorgängen entwirklicht wurde. Die Bedingungen meines Arbeitsbeginnes in Berlin waren denkbar ungünstig: Das Amt war gerade eben ausgebombt worden, drei Viertel meiner Arbeitsunterlagen waren vernichtet, das restliche Viertel fiel wenige Wochen später einer zweiten Ausbombung zum Opfer. Ich hatte also nicht einmal mehr eine Anschriftenliste meiner haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen, weder derer in Berlin, noch derer im übrigen Reichsgebiet. Es war auch niemand da, der mich gründlich genug in meine Arbeit einführte. Der Platz, auf den ich gestellt wurde, war längere Zeit unbesetzt gewesen.

Obwohl die letzten anderthalb Kriegsjahre zeitlich näher liegen, ist meine Erinnerung an sie schwächer als an die vorangegangenen Jahre. Dies mag folgende Gründe haben: Jene letzten achtzehn Monate vor dem Zusammenbruch waren so düster, dass man sie nur zu gern in unerreichbare Tiefen des Gedächtnisses verbannen möchte. Ausserdem durchlebte man sie – entsprechend der Gefahr, in der man sich immer wieder befand – streckenweise in einem seelischen Ausnahmezustand, der die Bildung kontinuierlicher Erinnerungen störte. Schliesslich wird es auch eine Rolle gespielt haben, dass ich meine damalige Arbeit nicht liebte: das Herz hat nur wenig Mitteilenswertes davon aufbewahrt.

Ich weiss nicht einmal genau, wie oft meine Dienststelle ausgebombt wurde. An vier Umzüge kann ich mich erinnern, aber ich glaube, es waren mehr.

Während der ersten Monate musste ich über ganz Deutschland verstreute Tagungen abhalten, um meine Mitarbeiter in den «Gebieten» kennenzulernen, um neue zu gewinnen und um die Richtlinien unserer zukünftigen Arbeit mit ihnen zu besprechen. Ausserdem hatte mir der Amts-Chef die Heranbildung des Schriftleiter-Nachwuchses übergeben. In Zusammenarbeit mit dem «Reichsverband der Deutschen Presse» sollten in allen Teilen Deutschlands Ausleselager für junge Journalisten eingerichtet werden. Der Berufsnachwuchs sollte «gesiebt» und fachlich und politisch geschult werden.

Deutlicher als die Tagungen selbst sind mir die Eisenbahnfahrten in Erinnerung: überfüllte, kaum geheizte, bummelige Züge, aus denen man immer wieder ins Gelände flüchten musste, weil Tiefflieger im Anflug waren. Unzählige Übernachtungen in Bahnhöfen, auf Wirtshausstühlen, oder auf Bänken in den Dienststellen. Lange Märsche, hungrig und übermüdet, wenn eine Bahnstrecke durch Bombeneinwirkung ausfiel.

In Berlin selbst war es nicht «gemütlicher». Nach manchen Bombenangriffen musste man sechs, sieben Stunden zwischen den Stadtteilen umherlaufen, um eine Arbeit zu verrichten, die normalerweise mit einem Telefonanruf hätte erledigt werden können. Das Gefühl, ausgeschlafen zu sein, habe ich erst wieder in der Internierung kennengelernt. Die Berliner Nächte wurden mehr und mehr von Alarmen gestört. Zeitweise hauste ich in einer halbzerbombten Parterre-Wohnung, in der man von der Strasse aus, über einige Trümmer hinweg direkt an mein Bett gelangen konnte. Versucht hat das niemals jemand, weil man von aussen den Eindruck hatte, dass in dieser Ruine kein Mensch mehr wohnen könnte. Da alle Sirenen in der Umgebung ausgefallen waren, durfte ich immer nur «halb» schlafen. Ich hätte das gedämpfte Warnegeul aus der Nachbarschaft sonst nicht gehört und hätte keine Zeit mehr gehabt, in den nächsten Luftschutzkeller zu laufen. Für diesen Weg brauchte ich acht Minuten.

Vom ersten Tag meiner neuen Arbeit an hatte ich das Gefühl: Du befindest dich hier nicht im dynamischen Zentrum der nationalsozialistischen Jugendführung, sondern in einem bürokratischen und aufgeblähten ministeriellen Apparat. Seine formalen Funktionen klappten noch leidlich, aber oft entstand der Eindruck, dass das Räderwerk sich im Leeren drehte. All unser Tun bekam dann etwas schemenhaft Unwirkliches.

Jeder von uns arbeitete mit hektischer Getriebenheit. Unzählige Projekte wurden angekurbelt, von Kriegseinwirkungen zerschlagen, fallengelassen, neu aufgenommen, widerrufen, abgeändert, abermals verworfen und so fort. In den letzten Monaten schlich sich dabei das Gefühl ein, dass dieser aufgeregten Aktivität der Reichsjugendführung kaum noch ein verarbeitendes Echo im Hinterland antwortete.

Unsere Dienststelle glich einem Termitenbau, in dem die Ahnung des nahen Unterganges alle beschlich, ohne dass auch nur einer wagte, eine Silbe darüber zu verlieren. (Als der Reichsjugendführer, A. Axmann, Ostern 1945 in einer Besprechung eine pessimistische Bemerkung über den Kriegsausgang machte, bekam er einen Verweis der Parteikanzlei. Damals standen die westlichen Alliierten schon in Mitteldeutschland!) Ein fanatisches Gezappel der Geschäftigkeit erfüllte alle Zellen des Ter-

mitenbaues. Unsere Gehirne produzierten Pläne und abermals Pläne, um ja nicht einen Augenblick der Besinnung Raum zu geben und dann erkennen zu müssen, dass all dieser Eifer schon begann, den Zuckungen eines Totentanzes zu gleichen.

Zwischen den Ämtern der Reichsjugendführung wucherte in alter Frische der Kompetenzstreit, wie es sich für ein Ministerium gehört. Die Männer führten den Kampf um ihren Vorrang munter weiter, obwohl das weibliche Element sehr an Boden gewann, denn von Woche zu Woche wurden die Ämter nach wehrdiensttauglichen Männern durchgekämmt, und Führerinnen mussten dort einspringen, wo ihre Kameraden zur Wehrmacht gingen.

Die Amtschefs rangen mit friedensmässiger Inbrunst um ihre Vorrangstellung beim Reichsjugendführer. Wer gerade sein Favorit und Hauptpatgeber war, bemühte sich, die Stellung auszubauen. Die anderen bemühten sich, ihn daraus zu verdrängen.

Insgemein kämpfte man gegen ehrgeizige Übergriffsversuche anderer Parteigliederungen, etwa der SS auf dem Gebiet der vormilitärischen Ertüchtigung. Oder man kämpfte mit dem Reichsschatzmeister der Partei und seinen Beamten um Planstellen, Häuser, Autos, Finanzierung von Zeitschriften, Filmen und dergleichen.

Die Parole meines Amtschefs für die Presse- und Propagandaarbeit der Jugend war damals: Wir halten durch, und wir helfen siegen! Ich sah ein: es gab nichts Wichtigeres für uns, als dass die Jugend – von den jungen Soldaten bis zu den zehnjährigen Jungmädeln, die Heilkräuter für die Apotheken sammelten – mithalf, den Krieg zu gewinnen. Aber es widerstrebte mir, diese Leistung der Jugend an die grosse Glocke zu hängen, propagandistisch Kapital aus ihr zu schlagen.

Menschlich fühlte ich mich auf meiner neuen Dienststelle nicht wohl. Ich sah Männer und Frauen, die ich für ehrgeizig, primitiv und intrigant hielt, und es enttäuschte mich, dass solche menschlichen Nieten bis in die oberste Führung der deutschen Jugend hatten vordringen können. Als Entschuldigung liess ich das Argument gelten, dass der Krieg hier die Bildung einer echten Elite verhindert hatte, und ich hoffte auf die Zeit nach dem Krieg.

Freilich dominierte ein Durchschnitt rechtschaffener Arbeiter, und es fehlte auch nicht an vorzüglichen Leuten unter meinen Kameraden und Kameradinnen. Einen freundschaftlichen Kontakt knüpfte ich zu niemandem an, für persönliche Gespräche fand ich keine Zeit. Ich vermute, dass es Kreise gegeben hat, in denen ausserdienstlich ein freundschaftlicher Umgang gepflegt wurde; selbst hatte ich keine Berührung mit einem solchen Kreis.

Eine Ausnahme, an die ich mich freilich nur höchst ungern erinnere, muss erwähnt werden. Es war wohl im frühen Herbst 1944, dass ich den Befehl bekam, den Reichsjugendführer, Arthur Axmann, auf einer

Dienstreise nach Westdeutschland zu begleiten, um in der Presse darüber zu berichten. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, hat er in Saarbrücken und anderen Städten (im Zusammenhang mit dem Reichsberufswettkampf?) bei mehreren Jugendkundgebungen gesprochen. Während einer dieser Kundgebungen wurde der Anflug feindlicher Bomberverbände gemeldet und nun stellte es sich heraus, dass die Organisatoren der Veranstaltung nicht die erforderliche Vorsorge für diesen Fall getroffen hatten. Axmann war so empört über die Gefahr, in die seine jugendlichen Zuhörer durch diese Unterlassung gebracht worden waren, dass er sein Programm abbrechen und sofort wieder nach Berlin zurückreisen wollte.

Mit der Führerin der «westmärkischen» BDM war ich befreundet, und ich hatte auch ein gutes Verhältnis zum dortigen Gebietsführer der HJ. Aus diesem Grund bemühte ich mich, den verbitterten «Chef» zu besänftigen und schliesslich blieb Axmann auch da. Während dieser Reise, die mehrere Tage dauerte, bildete sich eine persönlich-freundliche Beziehung zwischen dem Reichsjugendführer und mir.

Er stammte aus sogenannten einfachen Verhältnissen. In gewissem Sinne war er eine Art «Renommier-Proletarier» für das Führerkorps der Jugend, an ihm wurde uns demonstriert, dass jeder deutsche Junge den Marschallstab im Tornister trug. Man hörte immer wieder, dass er und seine Brüder von einer Arbeiterwitwe aufgezogen wurden, die sich ihr Geld in den Jahren wirtschaftlicher Depression mit Wäschewaschen verdienen musste. Vermutlich hat er eine entbehrungsreiche Jugend gehabt. Er ist, soviel ich weiss, am Berliner Wedding gross geworden, jedenfalls hat er dort unter der Arbeiterjugend Einheiten der HJ gegründet und geführt. Nach 1933 übernahm er, zwanzigjährig, den Aufbau des Sozialen Amtes der RJF. Bei Veranstaltungen sah man gelegentlich seine Mutter, eine schwarz gekleidete, einfach und sympathisch wirkende alte Frau, von der man den Eindruck hatte, dass sie es verabscheute, auf dem Präsentierteller vorgezeigt zu werden.

In Axmann verkörperte sich das sozialistische Pathos, das in der Hitler-Jugend nach 1933 länger eine Rolle spielte als in den übrigen Parteigliederungen, abgesehen von der Arbeitsfront. Aus diesem Grund hatte ich es begrüsst, dass er Reichsjugendführer geworden war. Betrübt war ich freilich über die Tatsache, dass dieses Amt von einem Mann versehen wurde, der offensichtlich keine eigene Beziehung zur geistigen Welt besass.

Bei Schirach hatten mich seine geistigen Interessen und das relativ hohe sprachliche Niveau seiner Reden angezogen, in denen er oft Probleme der Kunst oder der Pädagogik (und zwar weniger primitiv und reissend als Goebbels) erörterte. 1937 war ich beglückt, als er sich in einer

Zeit, in der Goethe wegen seines «Weltbürgertums» allgemein in albernster Weise herabgesetzt wurde, dankbar und begeistert zu ihm bekannte.

Während der letzten Kriegsjahre, während derer er Gauleiter von Wien war, hatten österreichische Freunde mir allerdings bekümmert berichtet, sein persönlicher Lebensstil sei hemmungslos verbontzt. In diesem Umstand erblickte ich einen Verrat am Auftrag des Jugendführers; immerhin war Schirach bis Kriegsende «Reichsleiter für die Jugenderziehung» und in dieser Stellung dem Reichsjugendführer noch übergeordnet. Es war schmerzlich, dass der Mann, der die HJ geschaffen hatte und der nach wie vor die letzte Instanz in Fragen der Jugendführung war, der Versuchung eines pompösen, genussüchtigen und verschwenderischen Lebens mitten im Krieg nicht hatte widerstehen können. Allerdings habe ich selbst nicht Einblick in sein Leben gehabt und gebe dir hier nur weiter, was ich von Freunden, die mir glaubwürdig sind, gehört habe.

Dieselbe schmerzhaft Enttäuschung erlebte ich während der letzten Kriegsmonate an Axmann, obwohl sich der persönliche Aufwand hier in bescheidenerem Rahmen gehalten hat. Nach jener gemeinsamen Reise in den Westen liess er mich von seinem persönlichen Assistenten, Dr. X., zu einem geselligen Abend in das Gästehaus der RJF bei Gatow einladen. Ich fragte Dr. X., von dem allgemein behauptet wurde, dass er der HJ nicht angehöre (ich sah ihn nie in Uniform) und dass er die verkörperte Intriganz sei, ob diese Einladung als dienstlicher Befehl verstanden werden müsse. Meine Frage wurde bejaht. Nichts kam mir ungelegener als diese Aufforderung. Ich musste mir ein festliches Kleid leihen und musste kostbare Stunden beim Frisör vertrödeln. Als die Reichsreferentin hörte, dass ich nach Gatow eingeladen sei, rückte sie deutlich spürbar von mir ab. Was dort geschah, war ihr zuwider. Aus zwei Gründen: sie selbst lebte sehr bescheiden, und sie wusste, dass die Leute, die sich in jenem Gästehaus trafen, über ihre «Prüderie und Spiesigkeit» lästerten. Ausserdem war ihr bekannt, dass dort auch manches Dienstliche über ihren Kopf hinweg zwischen Axmann und seinen Favoritinnen innerhalb der «Mädelführung» ausgebrütet wurde.

Zu diesen zu gehören, erschien mir in keiner Weise erstrebenswert. Erst recht nicht, nachdem ich den ersten geselligen Abend in Gatow erlebt hatte.

Das Gästehaus lag in einem Garten am See und war mit hervorragendem Geschmack gebaut und eingerichtet. Alles dort atmete einen Frieden und bewies einen Überfluss, der in schreiendem Widerspruch zu unserem Kriegsalltag stand. Für unsere gewohnten Verhältnisse wurde geradezu schlemmerhaft gegessen und getrunken. Der Ober bewegte sich wie in einem Luxus-Hotel, und als es sich herumflüsterte, dass Bomberverbän-

de Berlin anfliegen, liess kein Mensch sich erkennbar in seinem Genuss stören.

Die versammelten HJ-Führer und BDM-Führerinnen waren nach meinem Geschmack eine geradezu klassische Gegenauslese. Axmann schien sich in seinem Privatleben vorzugsweise mit denjenigen seiner Kameraden und Kameradinnen abzugeben, die ich für Blender und gelungsbedürftige Egoisten hielt. Wie unglücklich ich mich in diesem Kreis fühlte, kannst du dir vorstellen. Gelegentlich tauchte Axmann neben mir auf, schlug mir seine Kunsthand (er hatte als Leutnant einen Unterarm im Westfeldzug verloren) ins Kreuz und fragte mich jovial, ob es mir denn gefalle. Als ich antwortete: «Nicht im Geringsten, Reichsjugendführer», lachte er und trollte sich.

Bei meinem zweiten oder dritten Gatower Besuch war ich in der Garderobe Zeuge eines Gespräches zwischen mehreren Nachwuchsfilmschauspielerinnen, die sich spöttisch einigten, wer von wann bis wann für die Unterhaltung «des Alten» (gemeint war Axmann) zu sorgen habe, damit jede sich mal ausruhen könne, denn am Morgen mussten die Mädchen halbwegs erholt zu ihrer Dreharbeit. Axmann hatte sie persönlich eingeladen, was offenbar häufig geschah, vermutlich weil er und seine Freunde sich allein mit den BDM-Führerinnen langweilten.

Wahrscheinlich war ich nur drei-, höchstens viermal in Gatow, ehe ich mich weigerte, eine weitere Einladung anzunehmen. Als Axmann mich deshalb eines Tages auf der sogenannten «Marmoretage», auf der die Spitzen der RJF ihre Zimmer hatten, anhielt und fragte, warum ich nicht mehr komme, antwortete ich: «Weil ich es unanständig finde, dort zu tanzen und sich zu betrinken, während anderswo Bomben fallen.» Er sah mich einen Augenblick verblüfft an und ging dann wortlos weiter. In diesem Moment dachte ich etwa: Der verratene Sozialismus! Axmann hatte die politische Karriere, der er geistig ohnehin nicht gewachsen war, auch menschlich nicht bewältigt.

In den regelmässigen Dienstbesprechungen der «Amtsreferentinnen», die unter dem Vorsitz der «BDM-Reichsreferentin» stattfanden, sammelte man sich gelegentlich auch zu Besinnungen über grundsätzliche Probleme. Als ein Beispiel möchte ich dir die Frage des unehelichen Kindes anführen. Einer der Amtschefs der Reichsjugendführung plädierte in aller Offenheit für die legalisierte Bigamie. Der biologische Aderlass, den das deutsche Volk durch den Krieg erleide, so argumentierte er, müsse unter anderem dadurch wettgemacht werden, dass ein Mann mit mehreren Frauen Kinder zeuge. (Natürlich unter Berücksichtigung gewisser Prinzipien der «Gattenwahl», die den Fortbestand der

«nordischen Rassensubstanz» gewährleisten.) Solche Beziehungen sollten als Ehen auf Zeit oder zur linken Hand gesetzlich geordnet werden.

Der Vorschlag berührte sich mit Auffassungen, die in der SS vertreten wurden. Unter den höheren BDM-Führerinnen unserer Dienststelle befand sich, soviel ich weiss, keine einzige, die ihn nicht entschieden ablehnte. Wir Frauen einigten uns schnell auf den Standpunkt, dass allein die Familie der Ort sein dürfe, in dem die Kinder aufwachsen, und dass die Durchbrechung des Grundsatzes der Einehe von den Frauen verhütet werden müsse. Auf einer Tagung erklärte die BDM-Reichsreferentin, dass jede Jugendführerin, die ein uneheliches Kind erwarte, ihr Amt niederlegen müsse, weil die persönlich vorbildliche Lebensführung unerlässliche Voraussetzung für jeden Führungsanspruch sei. Dass wir einer unehelichen Mutter trotzdem mit menschlicher Wertschätzung begegnen könnten, sofern sie es persönlich verdiene, stehe auf einem anderen Blatt.

Sehr wahrscheinlich gab es beim Dienst in den Gruppen, vor allem, wenn er gemeinsam von Jungen und Mädchen verrichtet wurde, häufig Liebeleien. Die Hitler-Jugend war eine Massenorganisation, sie hatte – wie schon öfter erwähnt – keine Zeit gehabt, sich ein gutes Führerkorps heranzubilden.

Ich möchte noch einen Augenblick bei der Frage des unehelichen Kindes und der legalisierten Bigamie bleiben, obwohl durch diese Ausführlichkeit der Eindruck bei dir entstehen könnte, dass sie besonders wichtig für uns war. In der Tat war sie das keineswegs, aber es ist mir gerade eine Episode aus meiner Arbeit eingefallen, die in diesen Zusammenhang gehört, und an der ich dir – als an einem beliebigen Beispiel – etwas Greifbares über meine damalige Tätigkeit sagen kann.

Die Problematik, von der hier die Rede war, wurde zeitweise lebhaft in der Öffentlichkeit diskutiert. Es gehörte zu meinen propagandistischen Aufgaben, der Haltung des BDM in dieser Auseinandersetzung Gehör zu verschaffen, darum bat ich die BDM-Reichsreferentin (die selbst keine propagandistische Ader hatte, was sie mir sympathisch machte), unsere Meinung über diese Fragen von einem möglichst sichtbaren Podium aus öffentlich zu vertreten. Gelegenheit dazu bot sich bei einer Kundgebung der «Jungarbeiterinnen» in einem der grössten deutschen Industrierwerke. Ich hatte der Reichsreferentin Vorschläge für Formulierungen der besonderen Probleme gemacht, und sie waren von ihr gutgeheissen worden. Ehe wir Berlin verliessen, hatte ich schon Berichte für die grössten Zeitungen und Agenturen abgefasst, die nur noch weitergeleitet werden mussten. Sie enthielten eine Absage der weiblichen Jugendführung an die bevölkerungspolitischen Tendenzen der SS.

Die Reichsreferentin war kurzsichtig. Ohne Brille konnte sie nicht lesen,

aber bei Kundgebungen mochte sie aus Gründen der Repräsentation nicht mit Brille auftreten. Sie war Akademikerin und wollte nicht «blaustrümpfig» wirken. Ihre Reden wurden also auswendig gehalten, das improvisierte, freie Sprechen lag ihr nicht. Auf der Fahrt von Berlin nach Westdeutschland zum Kundgebungsort versuchte sie, sich die vorgeschlagenen Texte einzuprägen. Wahrscheinlich war sie zu müde dazu, vielleicht waren ihr aber auch Bedenken gekommen. Während der Kundgebung wartete ich vergeblich auf die «kämpferischen Parolen», die inzwischen schon bei den Agenturen und Redaktionen vorlagen. Von einigen Zeitungen wurden sie gedruckt, ohne dass die Reichsreferentin sie verkündet hatte.

Während der letzten Kriegswochen hörte man gelegentlich auch unter uns scharfe Kritik an führenden Männern der Partei und des Staates. Sie wurde freilich nur bei gut verschlossenen Türen laut. Ich erinnere mich, dass mir einer der Amtschefs der RJF eines Tages in einer Aufwallung der Verzweiflung erklärte, es sei jetzt erwiesen, dass der Chef der Parteikanzlei, Bormann, Deutschland in den Abgrund führe. Er unterlasse es, Hitler die nötigen Informationen zu geben oder informiere ihn falsch. Ich selbst hatte nirgends Einblick in die grossen Zusammenhänge. Die HJ-Führer vermieden es, uns in ihre Auseinandersetzungen um Probleme der hohen Politik einzubeziehen.

Dem Amtschef, der sich über Bormann beklagte, antwortete ich mit einer Frage: «Wenn ihr das wirklich beweisen könnt, warum sorgt ihr nicht dafür, dass Bormann verschwindet?»

«Dann müssten wir über seinen Kopf hinweg zu Hitler vorstossen», erwiderte mein Gesprächspartner, «und eben das wird Bormann mit allen Mitteln verhindern.»

«Also schön», sagte ich, «ihr seid überzeugt, dass dieser Mann Deutschlands Totengräber ist?»

«Ja!»

«Warum habt ihr ihn dann nicht längst beseitigt? Ihr könnt ihn doch jeden Tag besuchen. Wozu schleppt ihr eure dicken Pistolen herum? Ich weiss nur eine Antwort auf diese Frage: ihr seid zu feige, um euch für eine solche Tat, die ihr doch für notwendig haltet, zu opfern.»

Bei Gesprächen dieser Art wurde einem «zur Beruhigung» versichert, dass die Jugend und die Frontsoldaten nach dem Krieg zusammen mit dem Führer eine Revolution in der Partei herbeiführen würden. Mit eisernem Besen werde man die «Goldfasanen» zum Teufel jagen.

Von dieser Zukunftsmusik liess auch ich mich berauschen, um die innere Stimme zu übertönen, die immer deutlicher sagte: Es gibt keine Zukunft mehr.



## 14

Im September 1944 starben meine Eltern unter den Bomben eines britischen Nachtangriffes, bei dem die Heimatstadt meiner Mutter zu achtundsiebzig Prozent zerstört wurde und zwölf- bis fünfzehntausend Menschen den Tod fanden. Ich war für zwei Tage bei ihnen gewesen, um ihnen bei einem Umzug zu helfen. Soviel ich weiss, kam ich als einziger lebend aus dem Keller, in dem etwa dreissig Personen zusammen mit meinen Eltern erstickten oder verbrannten.

Die Vorgänge dieser Nacht möchte ich dir nicht schildern. Ich frage mich, ob du jemals etwas Ähnliches erlebt haben magst. Meine Phantasie geht, wenn sie sich mit dir beschäftigt, nur zu gern leichte Wege. Ich male mir dann aus, dass du zu denen gehörtest, die nach England oder Amerika entkommen konnten, ehe Hitlers politische Polizei den ganzen Kontinent kontrollierte. Vielleicht ist sie nicht einmal mehr das, was in jenen Ländern ein «exgerman emigrant» genannt wird, so sage ich mir dann, sie könnte einen Engländer oder Amerikaner geheiratet haben und längst in dem anderen Land zu Hause sein.

Aber wenn ich nun doch eine falsche Richtung einschlage mit den Wegen meiner Phantasie? Es wird nicht viele Juden deutscher Abstammung in der Welt geben, deren Schicksal man auf freundlichen Wegen verfolgen kann.

Wer sagt mir denn, ob es dir nicht viel öfter als mir so ergeht, dass du nachts aus dem Schlaf auffährst, oder dass dir die Hand stockt, mit der du einen Bissen zum Munde führen willst: Plötzlich misstraut man dem Frieden, der Stille der Nacht, der Heiterkeit eines reichgedeckten Tisches, der Schönheit einer Landschaft, oder der Leuchtkraft eines guten Gedankens.

Ist das alles Wirklichkeit? fragt man sich. Oder träume ich nur und werde wieder zu der Wirklichkeit des Grauens aufwachen?

In den Tagen nach dem Tod meiner Eltern habe ich mit Kameradinnen von der Akademie für Jugendführung Verpflegungsstellen in der zerstörten Stadt eingerichtet. Damals fasste ich den Entschluss, meine Arbeit in der Berliner Dienststelle abzubrechen und mich, gleich an welchem Platz, in die Praxis des Kriegseinsatzes zu stellen.

Wenn ich an diese Tage zurückdenke, möchte ich annehmen, dass sich damals eine unbewusste aber tiefgreifende Änderung in mir vollzogen haben muss.

Aus dem Halbdunkel schwer greifbarer Erinnerungen taucht ein Augenblick in mir auf, der vielleicht entscheidende Bedeutung hatte: Am Morgen nach dem Angriff auf die Heimatstadt meiner Mutter stand ich allein

auf einem weiten Platz. Der beissende Qualm der brennenden Häuser hatte mich für Stunden fast erblinden lassen. Aber irgendwo am Stadtrand hatte mir jemand Borwasserlösung gebracht, damit ich Umschläge machen konnte, und nun sah ich wieder: Der Platz kam mir unendlich weit und öde vor. An seiner Peripherie gab es nur noch rauchende Trümmer. Während ich ihn langsam überquerte, ging ich immer wieder an Leichen vorbei. Mitten auf dem Platz lag ein Berg von Toten, wirt übereinandergeworfen, als hätte ein Holzfuhrwerk seine Ladung ausgekippt. Ich blieb stehen. Das Haus, in dem meine Eltern umgekommen waren, lag an diesem Platz. Vielleicht waren sie dem Keller doch noch entronnen, aber dann im Feuersturm zusammengebrochen. Vielleicht würde ich sie in diesem Leichenhaufen finden? Während ich nach dem khakigelben Mantel eines toten Kriegsgefangenen griff, packte mich ein solches Grauen, dass ich mich auf der Stelle umdrehte. Ich wollte fliehen, aber ich war zu Boden gestürzt und hatte nicht mehr die Kraft, mich aufzurichten. Wie ein kleines Kind kroch ich auf allen vieren über den Platz. In der Mitte zwischen dem Leichenhaufen und einer Reihe von Toten, die säuberlich nebeneinander lagen, blieb ich sitzen. Jetzt erst sah ich die Sonne: Wie hinter Nebel stand sie hinter den Rauchschwaden der Brände, gross und rot in einem Morgenhimmel, dessen reine Septemberbläue man zu ahnen begann.

Während ich mich mühsam aufrichtete, hatte ich das Gefühl, der einzige Überlebende auf der ganzen Erde zu sein.

Vielleicht erlosch in diesem Augenblick die Hoffnung in mir.

Fast noch als Kind war ich ausgezogen, um die Welt zu verbessern. Ich wollte, dass es in unserem Volk keine armen und verachteten Menschen mehr gäbe. Alles was ich tat, lief im Grunde auf die Hoffnung hinaus: Deutschland wird das glücklichste Land der Erde werden. Um dieses Zieles willen reagierte ich auf alle Schwierigkeiten mit gesteigerter Tatkraft.

An jenem Morgen brach ich nicht nur körperlich, sondern auch seelisch in die Knie. Ich sah ein, freilich noch kaum mit dem Bewusstsein, dass dieses grausige Massensterben nicht mehr als ein sinnvolles Opfer hingenommen werden konnte. Hier geschah etwas Sinnloses, nicht nur das, etwas Irrsinniges. War es zu begreifen, dass nicht das Äusserste geschah, um eine Wiederholung zu verhindern? Was aber hätte dieses Äusserste sein müssen? Der Würgegriff der Feinde um Deutschland wurde von Tag zu Tag enger. Das Äusserste konnte also . . .

Vielleicht habe ich soweit nicht einmal zu fühlen gewagt. Gewiss habe ich nicht soweit gedacht. Aber von jetzt an beherrschte mich nicht mehr die Hoffnung, sondern ein düsterer Fatalismus. Äusserlich änderte sich

nichts an meinem Leben. Ich versuchte weiter, da zuzupacken, wo ich gebraucht wurde, und ich gestand mir noch lange nicht ein, dass der Krieg verloren war. Aber meine innere und äussere Aktivität war nur noch ein Rückzugsgefecht. Ein Merkmal für diese veränderte Situation, dessen Bedeutung mir erst sehr viel später klar wurde, erblicke ich darin, dass ich von jetzt an schwieg, wenn in meiner Gegenwart über Hitler oder den Nationalsozialismus geschimpft wurde. Früher hatte ich mit Leidenschaft versucht, die Unzufriedenen und Zweifelnden zu bekehren. Fortan liess ich sie reden, was sie wollten, und war zufrieden, wenn sie taten, was der Augenblick gebot.

Bitte, schliesse aus dem allen nicht, ich hätte womöglich beim Tod meiner Eltern begonnen, den Nationalsozialismus kritisch zu sehen. Ein solches Abrücken hätte sich bewusst vollziehen müssen. Davon konnte noch lange nicht die Rede sein. Dass dieser Vorgang noch Jahre auf sich warten liess, hing vor allem mit meiner Internierung zusammen. Aber ich will nicht vorgreifen. Noch ist es erst September 1944.

Mit einer fast leeren Aktentasche als einzigem Gepäck reiste ich zurück nach Berlin. Bei meiner nächtlichen Ankunft kreisten feindliche Bomber über der Stadt. Nach der Entwarnung fuhr ich zu dem Heim, in dem ich während der letzten Wochen gewohnt hatte. Erst als ich dicht davor stand, sah ich plötzlich: auch dieses Haus hatte sich in eine Ruine verwandelt.

In einem Gefühl seelischer Betäubung setzte ich mich auf den Bordstein. Es war dunkel und kalt, und in der Luft lag der brandige Geruch von Feuern, die noch nicht lange verglimmt waren. Nach und nach formten sich wieder klare Gedanken in meinem Kopf. Ich sagte mir: Du hast also jetzt nur noch das, was du auf dem Leib und in der Aktentasche bei dir trägst! – Diese Feststellung wirkte «befreiend» auf mich, aber die gewonnene Freiheit durchdrang mich mit Kälte.

Wenige Schritte von mir entfernt huschten Ratten zwischen einem Kellerfenster und einem Mauerspalt hin und her. Es gibt nichts Ekelhafteres für mich als Ratten, aber damals beobachtete ich sie mit gleichmütiger Aufmerksamkeit.

In dieser Nachtstunde, in der ich zwischen den Bombenruinen einer ausgebrannten Berliner Strasse sass, erstarb der Sinn für Besitz in mir. Er brauchte fast sieben Jahre, um sich neu zu bilden. Vorerst weigerte ich mich, mehr als zwei Wäschegarnituren und zwei Nachthemden zu kaufen. Mit diesem Besitz kam ich durch einige Monate, dann wurde er weiter reduziert, ohne dass es mich gestört hätte. Die BDM-Reichsreferentin schalt mich wegen meines unrepräsentativen Auftretens. – Ich trug eine Skihose und zwei Strickjacken übereinander, Mantel, Kleid

oder Rock besass ich nicht mehr. (Später bekam ich einen Mantel geschenkt.)

Mit meinem Wunsch, die Pressearbeit niederzulegen, stiess ich bei der Reichsreferentin auf taube Ohren. Ich würde, so erklärte sie mir, im Stab nötiger gebraucht, ausserdem sei ich auch zu «labil» für die aktive Führungsarbeit. Auf meine Frage, was sie unter labil verstehe, antwortete sie: du bist ein künstlerisch veranlagter Mensch und daher ungeeignet zur Führung einer Formation.

Zwar teilte ich diese Meinung nicht, aber ich musste mich ihr beugen. Freilich fand ich einen Weg, den offenen Ungehorsam zu vermeiden, und doch zu tun, was ich für richtig hielt: Ich gab künftig nur noch Gastrollen in meiner Dienststelle. Etwa zwei Tage in jeder Woche genügten, um die Post zu beantworten und die laufenden Geschäfte in Gang zu halten. Während der übrigen Zeit suchte ich mir meine Arbeit selbst. Auf diese Weise konnte ich während der letzten Kriegsmonate fast immer tun, was mir im Augenblick am notwendigsten erschien, und das war damals die erträglichste Weise, zu existieren.

Ich kann dir nicht alle Formen meines «Kriegseinsatzes» aufzählen, der Bericht würde zu lang werden. Aber einige will ich erwähnen: Zweimal habe ich Trecks wartheländischer Flüchtlinge aus der Lausitz nach Mitteldeutschland geleitet. In der Nähe einer Autobahnbrücke bekam einer von ihnen Tieffliegerbeschuss. Ich erinnere mich daran, wie ich mit der Familie eines Bauern unter sein Fuhrwerk flüchtete. Im Wagen war ein junger Schäferhund geblieben. Er war am Griff eines Schliesskorbs festgebunden. Sein klägliches Gejaule lockte den Sohn des Bauern, einen vierzehnjährigen Buben, aus unserem «Versteck» nach oben. Eine Sekunde später lag er tot neben dem Wagen. Auch sein Vater, der die Pferde gehalten hatte, war verletzt worden.

Ein Teil der aus dem Wartheland geflüchteten Deutschen drängte sich in der Lausitz zusammen. Unter diesen Flüchtlingen, von denen viele keine Behausung mehr finden konnten, wirkte die Panik der Flucht vor den russischen Panzern lange nach.

Erinnerlich ist mir auch ein Wintermorgen, an dem aus Gründen, die ich nie erfuhr, in Kottbus die Luftschutzsirenen fünf Minuten lang ununterbrochen heulten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, russische Fallschirmjäger seien gelandet, und plötzlich brach eine Panik unter den Flüchtlingen aus, deren Wagen die engen Strassen der Stadt ohnehin verstopft hatten. Kopflos peitschten die Männer auf ihre Pferde ein. Die Fuhrwerke rasten aufeinander, verhakten sich, stürzten um. Menschen gerieten unter die Fahrzeuge und wurden an den Häusermauern zerquetscht.

In Kottbus arbeitete ich in einer Sammelstelle für Kinder, die ihre Familien auf der Flucht aus dem Osten verloren hatten. Wir lasen sie auf und

schickten sie in Transporten über die Leitstelle der Kinderlandesverschickung in Dresden nach Mitteldeutschland. Immer wieder muss ich daran denken, dass ich diese Kinder gerade in dem Augenblick nach Dresden geschickt habe, in dem dort die grauenhaftesten Bombenangriffe des zweiten Weltkrieges niederrasten. Wir hatten sie retten wollen und schickten sie mitten in eines der entsetzlichsten Massensterben der deutschen Geschichte.

Einige der Lausitzer Kleinstädte verliess ich erst in Richtung Westen, wenn im Osten die ersten russischen Panzer anrollten. In einer Stadt zog ich einen Karren mit einem Dutzend kleiner Kinder hinter mir her. Das Personal eines geflüchteten Heimes hatte sie nicht mehr mitnehmen können. Ein vielleicht vierzehn- oder fünfzehnjähriger Junge half mir. Er hatte die Ruhe und Energie eines erwachsenen Mannes. Wir schoben uns immer wieder quer in die Bahn der flüchtenden Autos und Lastwagen, zwangen sie, anzuhalten, und reichten wahllos ein Kind nach dem anderen in die Fahrzeuge hinein. Unter den Kindern waren zwei Brüder: ein vielleicht siebenjähriger und ein zweijähriger Junge. Der Ältere kämpfte für den Jüngeren wie eine Mutter für ihr Kind kämpft. Ich habe die Geschwister später in einem Flüchtlingslager wiedergetroffen. Dort beobachtete ich, wie der ältere Bruder eine Wurst aus einem Sack stahl, sie in Stücke biss und bröckchenweise in den Mund seines Bruders schob. Glaube mir, während der letzten Kriegsmonate habe ich mehr Kameradschaft erlebt, als jemals vorher oder später. Überall traf ich Menschen, die alles hinter sich gelassen hatten, weil der Krieg ihnen die Heimat, den Besitz und häufig auch die Angehörigen genommen hatte und die darum frei waren, dort einzuspringen, wo sie gebraucht wurden. Unter ihnen gab es Leute, die arm oder reich gewesen waren, ältere und junge, solche, die nationalsozialistische Uniformen trugen, und andere, die keinen Hehl daraus machten, wie heftig sie «dagegen» waren.

Unvergesslich ist mir die Begegnung mit den Jüngsten, halben Kindern, die buchstäblich bis zum Umsinken das taten, was sie für ihre Pflicht hielten. Sie waren mit Heldenlegenden gefüttert worden, solange sie zurückdenken konnten. Für sie war der Aufruf zum «letzten Einsatz» keine Phrase, er traf sie mitten ins Herz, und sie empfanden, dass nun ihre Stunde gekommen sei, der Augenblick, in dem auch sie ganz zählten und nicht mehr beiseitegeschoben wurden, weil sie noch zu jung waren. Überall fand man sie: sie schippten Tag und Nacht am Ost wall oder am Westwall, jenem System von Verteidigungsgräben und Panzerfallen, das während der letzten Monate an allen Grenzen ausgebaut wurde. Sie versorgten die Flüchtlinge, sie halfen den Verwundeten. Während der Bombenangriffe bekämpften sie die Flammen und mühten sich um die Rettung kranker oder verletzter Menschen. Schliesslich traten sie den

Russen mit den Panzerfäusten entgegen, die an den «Volkssturm» ausgegeben wurden.

In einem Vorort von Berlin sah ich eine Reihe toter Flakhelfer nebeneinanderliegen. Eben erst war ein Luftangriff zu Ende gegangen. Die Flakstellung, in der diese Schuljungen Dienst taten, hatte mehrere Volltreffer bekommen. Ich kam in einen Barackenraum, in dem die Überlebenden sich gesammelt hatten. An den Wänden entlang sassen sie auf dem Fussboden und wandten mir ihre weissen, vom Grauen verzerrten Gesichter zu. Viele weinten.

In einem anderen Raum lagen Verwundete. Einer von ihnen, ein Junge mit einem runden, weichen Kindergesicht, straffte sich, als der Offizier, in dessen Begleitung ich mich befand, ihn fragte, ob er Schmerzen habe. «Ja, aber das ist nicht wichtig. Deutschland muss siegen.»

In seiner Nürnberger Spruchkammerverhandlung musste Reichsjugendführer Axmann sich verantworten, weil er noch am 23. April 1945 ein Bataillon von ungefähr 600 fünfzehn- und sechzehnjährigen Jungen auf Befehl Hitlers zur Verteidigung der Pichelsdorfer Brücken bei Berlin abgestellt hatte. Niemals, so sagte Axmann sinngemäss, werde ich die Verluste, die es damals noch unter meinen jungen Kameraden gab, verschmerzen können.

Ich habe ihn nicht miterleben müssen, diesen schauerlichen Kinderkrieg, das letzte, sinnloseste Opfer der Jugend, als die Würfel über Sieg oder Niederlage längst gefallen waren, aber ich sehe die Milchgesichter unter dem Stahlhelm, und ich weiss, was in den Seelen dieser Jungen vorgegangen ist. Unzählige Male hatten sie gesungen: «Deutschland, sieh uns, wir weihen dir den Tod als kleinste Tat (!), grüsst er einst unsre Reihen, werden wir die grosse Saat.» Ich bin sicher, die Angst hat sie immer wieder mit würgendem Griff angesprungen, aber in ihnen brannte das Verlangen, sich als Soldaten zu erweisen. Sie wollten für die Gelöbnisse ihrer Lieder einstehen.

Was freilich an Verzweiflung und Elend über sie hereingebrochen sein mag, wenn ihre Kameraden neben ihnen verbluteten und wenn ihr eigener Rausch der Ernüchterung wich, scheue ich mich zu bedenken.

Keiner von uns, die wir diese Jugend geführt haben, wird sich ohne Schuldgefühl und Grauen daran erinnern können, wie sie an den Fronten des Krieges zusammengeschlagen wurde. Wie hätte sie bei der blinden Begeisterung, die in ihr geschürt worden war, den Widerspruch erkennen sollen, zwischen jenen menschlichen Werten (Vaterlandsliebe, Treue, Mut, Gehorsam), denen sie sich zu opfern glaubte, und der Unmenschlichkeit ihres angebeteten «Führers»? Im Machtrausch liess er Hekatomben junger Menschen zynisch verbluten.

Wenn irgendetwas uns zu einer genauen Überprüfung der Prinzipien zwingt, nach denen wir in der Hitler-Jugend und im Arbeitsdienst als Führer gewirkt haben, dann diese sinnlose Hinopferung der Jugend.

Es kann nicht übersehen werden, dass in diesen Organisationen auf einzelnen Gebieten Erstaunliches geleistet wurde. Ich habe schon früher viele Beispiele erwähnt, aber sie treffen nicht das Wesentliche. Wenn Axmann nicht gelernt hätte, das deutsche Volk zu vergötzen, hätte er die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen nicht noch am 23. April 1945 zur Verteidigung Berlins eingesetzt. Er war der höchste Führer dieser Jungen: aber ihr Leben und ihre Gesundheit galt ihm weniger als das nationalsozialistische Deutschland, das nur noch Todeszuckungen erkennen liess. Diese Vergötzung des eigenen Volkes, deren Kehrseite die Verachtung der fremden Völker ist, war der zentrale Motor in unserer Erziehung der Jugend. Für diesen Götzen forderten und ihm leisteten wir selbst blinden Gehorsam. Dabei konnten sich gewiss echte Tugenden entfalten, etwa die des Mutes oder der Selbstaufopferung. Aber sie wurden dadurch entwertet, dass die Bildung jener zentralen Tugend unterdrückt wurde, von der aus Taten des Mutes und der Selbstaufopferung erst ihren vollen Sinn bekommen hätten: Niemand hielt uns zu selbständigem Denken und zur Entwicklung eines eigenverantwortlichen, ethischen Urteilsvermögens an. Unsere Parole hiess: Führer befiehlt, wir folgen!

Ich habe den chronologischen Bericht kurz unterbrochen, um dir etwas Grundsätzliches zu erklären, das mir an dieser Stelle notwendig erschien.

Während der letzten Kriegsmonate bekam ich auch einen offiziellen Auftrag der Reichsjugendführung. Der Berliner Gauleiter, Goebbels, hatte Axmann gebeten, die Hitler-Jugend möge die Aufgabe der Bahnhofskommandanten auf den grössten Berliner Fernbahnhöfen übernehmen. Die bisherigen Kommandanten seien von der NS-Volkswohlfahrt gestellt worden, aber sie hätten versagt. Auf den Bahnhöfen herrsche ein völliges Chaos; er, der Gauleiter, habe niemand mehr zu seiner Verfügung, der hier Ordnung schaffen könne.

Axmann war in einer ähnlichen Lage wie Goebbels, auch er hatte alle qualifizierten Führer abgeben müssen. Deshalb schlug er vor, dass die höchsten BDM-Führerinnen den Auftrag übernehmen sollten. Mir wurde ein im Osten der Stadt liegender Bahnhof zugedacht. Ich bin nach sehr kurzer Zeit an diesem Auftrag gescheitert, wie mein Vorgänger.

Hier liefen planlos, ohne dass ich es jemals vorher erfuhr, überfüllte Transportzüge mit Flüchtlingen ein. Den ungeheizten Zügen entstiegen

sie zu Tausenden. Sie zerrten die Kinder, die Alten und Kranken, die Leichen unterwegs Gestorbener, Ballen von Betten und unförmiges Gepäck hinter sich her. Familien verloren sich im Getümmel, Mütter schrien nach ihren Kindern, Kinder nach ihren Müttern.

Niemand wusste, wohin er sich wenden, oder wo er Unterschlupf finden sollte. Ich hatte keine Anordnung bekommen, was mit den Flüchtlingen zu geschehen hätte. Mit den zwölf- und dreizehnjährigen Jungen, die mir als «Hilfskräfte» zur Verfügung standen, konnte ich nur versuchen, die Menschen langsam aus dem Bahnhofsgelände in die Stadt abzudrängen, damit Platz für die neuen Transporte geschaffen würde. Manchmal lieferte uns eine Küche der NS-Volkswohlfahrt einen Kessel mit Suppe oder warmem Tee. Aber ehe wir uns versahen, war er leer, und wir mussten die Frierenden, vor Übermüdung Taumelnden hungrig fortschicken. In der Umgebung des Bahnhofs gab es keinen Luftschutzbunker, nur in ein paar Kellerräume konnten wir die Leute lotsen, aber der Platz reichte kaum für einen Bruchteil der Flüchtlinge. Wenn die feindlichen Bomber über Berlin waren, stürmten die Menschen jede Ecke eines Raumes oder eines Schuppens, in der sie nur ein dürftiges Pappdach über dem Kopf hatten.

Während eines Nachtalarms war das Bahnhofsgelände mit Flüchtlingen vollgestopft. In der Dunkelheit hörte ich sie um mich herum schreien und fluchen und beten, und ich wartete auf den Augenblick, in dem eine Panik ausbrechen würde. Dann, das wusste ich, würde es Tote geben, ohne einen einzigen Bombentreffer. Als die feindlichen Flieger abgedreht hatten, fiel der Bahnhof in ein Schweigen tödlicher Erschöpfung. Männer, Frauen und Kinder sanken auf ihrem Gepäck zusammen oder kauerten sich dicht aneinander, um sich ein wenig zu wärmen.

Auf meinem Arbeitstisch liegend, versuchte ich zu schlafen. Aber meine Nerven waren zu angespannt. Gegen Morgen hörte ich in einem benachbarten Flur einen Schrei, der jäh erstickt wurde, und einen kurzen Tumult. Ich sprang zur Tür und leuchtete mit meiner Taschenlampe den Raum ab. Ein Mann und eine Frau trugen einen Menschen an mir vorbei. «Lassen Sie uns durch», sagte der Mann. «Es ist ein Toter. Er ist schon seit vier Tagen tot, aber seine Frau will sich nicht von ihm trennen. Wir können ihn nicht bis zum Jüngsten Tag mit herumschleppen. Irgendwo legen wir ihn hin. Vielleicht begräbt ihn jemand.»

Ich ging zurück an meinen Lisch. Unter dem Lisch schliefen die Jungen, die Bereitschaftsdienst machten. Einer von ihnen hatte mir erzählt, dass er einen Korb mit der Leiche eines Kindes getragen hatte. Soviel ich weiss, habe ich am nächsten Morgen erklärt, dass ich der Aufgabe nicht gewachsen sei.

Kurze Zeit später wurde ich aufgefordert, nach Frankfurt an der Oder zu



fahren. Von dort aus sollte ich Soldatenheime im Bereich der Hauptkampflinie einrichten helfen.

Frankfurt war von der Zivilbevölkerung geräumt und zur Festung erklärt worden. Im Keller eines Eckhauses an der grossen alten Oderbrücke fand ich einen Befehlsstand der Hitler-Jugend. Dort wurde mir gesagt, in welchem Frontabschnitt ich die Heime einzurichten hätte. Ich bekam einen Ausweis, der mir erlaubte, mich frei im Frontgebiet zu bewegen, und schlug mich bis nach Seelow durch. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, sass hier der Stab einer neu aufgestellten Division.

Seit Wochen war die Front an diesem Abschnitt erstarrt, und man schien zu glauben, dass sie vorläufig nicht in Bewegung geraten werde. Jedenfalls wünschte der Kommandeur die Einrichtung möglichst zahlreicher Heime, in denen sich seine Unteroffiziere und auszeichnungswürdigen Soldaten für zwei bis drei Tage erholen könnten.

Die Leitung der Heime sollten hauptamtliche BDM-Führerinnen aus Ostdeutschland übernehmen, die durch das Vorrücken der Front ihre Aufgabenbereiche verloren hatten.

Mein neuer Auftrag war weder schwierig, noch gefährlich. Ich ging durch die geräumten Dörfer, die unmittelbar hinter der Front lagen, suchte mir geeignete Häuser und richtete sie mit Hilfe von Soldaten innerhalb weniger Stunden für meinen Zweck ein. Aus den übrigen Häusern liess ich Zusammentragen, was ich an Betten, Wäsche, Radios, Sesseln, Spieltischen und dergleichen brauchte. Die nächstliegende Kompanie übernahm es, im Keller eine provisorische Entlausungsvorrichtung und im Garten eine Latrine anzulegen. Die Häuser, die ich morgens ausgesucht hatte, konnten abends von meinen Kameradinnen übernommen und von den Soldaten bezogen werden.

Offiziere, mit denen ich häufig verhandelte, fragten mich eines Tages, ob die Hitler-Jugend bereit sei, etwas zur Stärkung der Truppen-Moral zu unternehmen. Man habe daran gedacht, Instrumental- oder Singgruppen nachts bis in die Schützengräben vorzubringen und mit den Soldaten musizieren zu lassen. Das Schicksal Berlins hänge von der Standfestigkeit dieser Soldaten ab; und wenn Berlin nicht gehalten werden könne, sei die Basis für den Einsatz jener letzten, rettenden Waffe verloren, die Hitler erst in der Stunde der höchsten Gefahr anwenden werde. Nichts wirke aber ermutigender auf die Soldaten, als eine Begegnung mit Jungen und Mädchen, die noch an den Sieg Deutschlands glaubten.

Als ich nach der Gefahr fragte, in welche die Spielscharen sich begeben würden, zerstreuten die Offiziere meine Sorgen. Ein Angriff der Russen an dieser seit Wochen erstarrten Front werde, so wurde mir versichert,

nicht so schnell ins Rollen kommen, dass man die Jugendlichen nicht vorher nach Berlin bringen könne. Ausserdem wolle man sie auch nur nachts mit nach vorne nehmen. In dem Grabensystem seien sie behütet vor den russischen Scharfschützen, von denen die einzige Gefahr drohe. Nach diesem Gespräch forderte ich zwei Spielscharen der Hitlerjugend aus der westlichen Mark Brandenburg an.

Du kannst dir denken, dass ich verpflichtet gewesen wäre, die Entscheidung, ob dieser gefährliche Einsatz geleistet werden solle oder nicht, meinen höchsten Vorgesetzten in Berlin zu überlassen. Aber ich umging es, sie zu fragen, weil ich annahm, dass sie mir untersagen würden, die Jungen und Mädchen ins Frontgebiet zu holen. Wenn die Kampfmoral der Truppe – so meinte ich – durch eine Begegnung mit diesen Kindern gefestigt werden konnte (und wer sollte das besser beurteilen können, als die Truppenoffiziere?), so musste der Einsatz gewagt werden. Mit dieser Auffassung würde ich mich in Berlin nicht durchsetzen können, das sah ich voraus.

In Seelow holte ich die Spielscharen ab, und von jetzt an ging ich nachts mit einer kleinen Gruppe von Jungen und Mädchen vor zu den Soldaten in die Gräben. Dabei begleiteten uns ein oder zwei Offiziere. Sie trugen die Süßigkeiten und Rauchwaren, die wir an die Soldaten verteilen durften. Ich glaube zu wissen, welche Gedanken dir kommen, während du diesen Bericht liest. Die gleiche Vergötzung Deutschlands, die den Reichsjugendführer veranlasst hatte, ein Bataillon von Kindern in die letzte, schon verlorene Schlacht um Berlin zu schicken, veranlasste mich, den Fronteinsatz der Spielscharen zu erwirken.

In der Nürnberger Spruchkammerverhandlung gegen Axmann fiel mehrmals das Wort «Verblendung». Es ist wohl der einzige Ausdruck, der unseren damaligen Zustand angemessen bezeichnet. Jedes Auge, das fasziniert auf einen Punkt starrt, von dem alles Licht der Welt auszugehen scheint, muss geblendet werden von dieser Fülle des Lichtes und wird dadurch zugleich blind für alles, was nicht von jenem Licht angestrahlt ist. Uns verblendete das Geheimnis, das sich hinter dem Wort «Grossdeutschland» zu verbergen schien, mit magischer Gewalt.

Einer unverdienten Güte meines Schicksals danke ich es, dass keinem von den Kindern, mit denen ich nachts zu den Soldaten ging, dabei ein Unheil geschehen ist. Die Jungen und Mädchen betrachteten diese «Ausflüge» als ein herrliches Abenteuer. Wenn sie gesungen oder musiziert hatten, hörten wir manchmal das Beifallsgeschrei der Russen von ihren Gräben herüber. Gelegentlich kamen von dorthier aber auch Störungsversuche: dann wurden unsere Lieder von Lautsprecherparolen überbrüllt, durch die die deutschen Soldaten zum Überlaufen aufgefordert wurden.

Während ich dafür sorgte, dass die Jungen und Mädchen niemals den

Schutz des Grabens verliessen, gewöhnte ich mich daran, am oberen Grabenrand zu gehen. Das war weniger mühsam, denn in den Gräben gab es lange Abschnitte, in denen man durch lockeren Sand waten musste. Die russischen Scharfschützen störten mich nicht. Ich wich auch der russischen Artillerie nicht aus, die während des Tages bestimmte Wegkreuzungen und Bahnübergänge unter Beschuss hielt. Über die zwei oder drei russischen Flieger (wir nannten sie wie die Soldaten «Nähmaschinen vom Dienst»), die jeden Tag ein bestimmtes Quantum Bomben in unserer Gegend abluden, lachten wir. Verglichen mit der Luftwaffe der Westmächte wirkten sie wie «Steinzeitwaffen».

Während ich eines Mittags mit einem Soldaten ein Feld überquerte, wurde mir plötzlich klar, dass ich mir angewöhnt hatte, mein Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Zum erstenmal stellte ich mir die Frage: Warum? Warum bist du nicht vorsichtig? Solltest du glauben, dass die Zukunft verloren ist?

Ich hatte mich, obwohl ich das Heranbrausen eines Artilleriegeschosses genau gehört hatte, nicht hingeworfen wie mein Begleiter, und er schimpfte deshalb mit mir.

Aus diesen Wochen, die dem Zusammenbruch Deutschlands unmittelbar vorausgingen, erinnere ich mich an kein einziges Gespräch, in dem die Wahrscheinlichkeit unserer Niederlage erörtert worden wäre. Man sollte meinen, dass wir überhaupt kein anderes Thema gehabt hätten. Aber glaube mir, wie unter einer Hypnose starteten wir alle nur auf das, was dicht vor uns lag. Der nächste und übernächste Schritt konnte schon in den Abgrund führen. Das aber wollten wir weder sehen noch hören, noch bedenken.

Im Lauf der Jahre hatten wir uns gegen die Störungsversuche, die aus dem Unterbewusstsein aufstiegen, mit einer dicken Zementschicht abgedichtet. Wenn ich mich jetzt in jene Wochen zurückversetze, empfinde ich deutlicher, als ich es damals konnte, was sich unbewusst in mir abgespielt hat.

Es stand fest für mich, dass ich das «Dritte Reich» nicht überleben würde. War es zum Untergang verurteilt, so würde ich mit ihm untergehen. Das eine würde das andere automatisch und ohne mein Zutun nach sich ziehen. Mein eigener Untergang schwebte mir dabei nicht wie ein letztes Opfer vor, das ich zu bringen hätte. Ich dachte auch nicht an einen Selbstmord. Schattenhaft erfüllte mich die Vorstellung, dass «meine Welt» gleichsam wie ein Gestirn in einer kosmischen Katastrophe aus ihrer Bahn geschleudert werden und mich – als ein winziges Stäubchen – mit ins Dunkel reissen würde.

Manchmal muss mich die unklare Angst gestreift haben, ich würde den mir bestimmten «Untergang» versäumen und würde «meine Welt» dann überleben müssen. Mag sein, dass ich mich insgeheim auch davor fürch-

tete, ich könnte mich im entscheidenden Augenblick feige ans Leben klammern. Dies, so sah ich voraus, würde mich zu einem Dasein in bitterster Selbstverachtung, ja schlechterdings zu einer Existenz verdammen, die aller inneren Möglichkeiten des Existierens beraubt wäre.

Davor fürchtete ich mich, und das ist wohl der Grund meines «leichtsinnigen» Verhaltens in Gefahr. Ich wollte die Kugel, die für mich bestimmt war, nicht versäumen.

Manchmal traf ich nachts, zwischen den Grabenabschnitten, pflügende Bauern. Sie mögen eine Sondererlaubnis zur Rückkehr in das geräumte Gebiet bekommen und an Stellen gearbeitet haben, an denen sie nicht im Blickfeld der russischen Scharfschützen waren. Das frischgewendete Erdreich roch schon nach Frühling. Wie die einsamen Pflüger durch den von Mondlicht erhellten Nebel zogen, rührte mir ihr Tun ans Herz, dass ich weinen musste. Ich empfand die irdische Unvergänglichkeit dieses Tuns, dem kein Untergang droht, wenn die Reiche stürzen, als einen Trost. Fast im selben Augenblick wehrte ich mich freilich dagegen, diesen Trost anzunehmen. Es hing wohl mit unserer Verblendung zusammen, dass man nicht einmal wünschte, irgendetwas könne das Ende des Dritten Reiches überdauern. Aus der untergründigen Verzweiflung eines solchen Empfindens muss auch der grauenhafte Gedanke der «verbrannten Erde» geboren worden sein, von dem du sicher gehört hast.

Gegen Mitte April war ich, wie häufig, für einen Tag und eine Nacht auf meiner Berliner Dienststelle gewesen und fuhr abends mit Militärfahrzeugen zurück an die Front. Als ich in die Nähe von Seelow kam, sah ich ein ungewöhnliches Feuerwerk von Leuchtkugeln über den russischen Gräben. Ich fragte den Sankafahrer, der mich mitgenommen hatte, was er davon halte, und er antwortete: So sieht es meistens aus, ehe ein Angriff losrollt. Diese Bemerkung machte mich hellhörig. Ich beschloss sofort, mich nach R. durchzuschlagen. Das Soldatenheim dort war besonders gefährdet, weil es sich auf einer von deutschen Truppen gehaltenen «Halbinsel» befand, die in das russisch besetzte Gebiet hineinragte. Als ich nach R. kam, feierten meine Kameradinnen dort gerade den Geburtstag eines Wiener Artilleriehauptmanns, dessen Abteilung in der Nähe lag. Ich sagte den anwesenden Offizieren, was ich beobachtet hatte. Im selben Augenblick fielen die ersten Bomben in der Umgebung, und zwar so dicht, wie wir es nur von den Angriffen westlicher Verbände gewöhnt waren.

Die Offiziere stürzten zu ihren Gefechtsständen, dabei nahm der Artilleriehauptmann aus Versehen meine Aktenmappe mit, so dass ich fortan auch von diesem «lästigen Besitz» befreit war.

Nachdem die Flieger abgedreht hatten, schickte uns der Regimentskom-

mandeur, ein Major aus München, seinen Wagen und liess uns zu seinem Gefechtsstand holen.

Er hätte verantwortlicher gehandelt, wenn er uns sofort nach Westen zurückgeschickt hätte. Vielleicht machte er sich noch Illusionen darüber, dass ein solches Bombardement keine weiteren Kampfhandlungen zur Folge haben müsse, jedenfalls wollte er wohl nur ungern auf die Gesellschaft meiner beiden Kameradinnen verzichten, die das Heim betreut hatten.

Es wundert mich, dass ich selbst nicht unsere sofortige Umkehr nach Westen durchgesetzt habe. Meine Energie war von einem Magen- und Darmkatarrh, der mir seit Tagen zu schaffen machte, angeschlagen; ausserdem wollten meine Kameradinnen sich auch keine Befehle mehr von mir geben lassen: angesichts des drohenden Weltunterganges spielen Unterschiede der Dienststellung keine Rolle. Ich fuhr also mit in den Gefechtsstand, obwohl ich es unsinnig fand, aber ich wollte nicht für feige gehalten werden. Du wirst selbst Situationen erlebt haben, in denen du unvernünftig gehandelt hast, weil du dich zu elend fühltest, um eine durchdachte Entscheidung zu treffen. In dem Gefechtsstand, einem unterirdischen Bunker, der in einem Stoppelfeld lag, verbrachten wir die Nacht. Der Major hatte sich in dieser Höhle, in der mehrere doppelstöckige Betten standen, einen englischen Kamin mauern lassen. Ob er jemals benützt wurde, weiss ich nicht. Jetzt strahlte ein eisernes Öfchen eine mässige Wärme aus.

Ich war so müde, dass ich, in einen pelzgefütterten Wachmantel gehüllt, schnell einschlief, obwohl es um mich herum laut zuging.

Gegen Morgen fuhr ich jäh aus dem Schlaf auf: die Luft war erfüllt von einem Geräusch, als koche ein Erbsentopf von der Grösse eines Berges. Ohne jemals eine Beschreibung dieses Vorganges gehört zu haben, wusste ich sofort: das ist Trommelfeuer!

Der Major sass auf dem Bett rechts von mir und sah mich erschrocken an. «Sobald das Trommelfeuer aufhört, kommen die russischen Panzer», sagte er. «Können Sie Panzerfäuste bedienen? Jetzt heisst es für jeden nur noch, seine Haut so teuer wie möglich zu verkaufen.»

Während der letzten Monate hatte ich in der Reichsjugendführung eine Ausbildung in Pistolenschiessen bekommen, und wir hatten auch lernen sollen, mit Panzerfäusten umzugehen. Aber ich hatte nur zwei oder drei Probeschüsse abgegeben. Ich hasste den Lärm, den die Waffe machte. Während ich in das Trommelfeuer hineinlauschte, das den Bunker ununterbrochen leise schwanken liess, fragte ich mich, ob es meinen Kameradinnen in den anderen Soldatenheimen wohl gelingen würde, sich noch in Sicherheit zu bringen. Ihre Chancen waren weit besser als die

unseren. Glücklicherweise! Was für ein Glück aber vor allem, dass wir die Spielscharen nach Hause geschickt hatten!

Im letzten Jahr hatte ich mich mehrmals in Situationen befunden, in denen die Aussicht, zu überleben, gleich Null war. Jetzt konnte ich es zwar nicht verhindern, dass meine Knie schlotterten» Aber unterhalb dieser physischen Angst oder oberhalb von ihr, gab es eine Sphäre, in der ich mich nicht vor dem Tod fürchtete. Ich war mit der Bereitschaft, zu sterben, in den Krieg gegangen, und sie hatte sich nicht aufgebraucht.

In das Trommelfeuer hineinlauschend überlegte ich, ob wir zu fliehen versuchen oder den Bunker mit den Männern verteidigen sollten bis keiner von uns mehr lebte. Für alle Fälle besass ich eine kleine Pistole. Sie gab mir ein Gefühl der Sicherheit.

Ich beschloss, dass ich keinen Fluchtversuch machen wollte. Wie lange das Trommelfeuer dauerte, weiss ich nicht mehr. Plötzlich drehte sich die Feuerglocke und wir gerieten mehr an die Peripherie der Beschusszone. Jetzt kamen die ersten Melder aus den Gräben, bleiche, blut- und dreckverschmierte Männer, deren Gesichter von Grauen gezeichnet waren. Einer von ihnen, ein hagerer, älterer Soldat mit einem skeletthaften Schädel sank schluchzend auf einen Holzstoss. Seine Meldung hatte gelautet: «Ausser mir leben nur noch zwei Mann.» Wie stark seine Formation gewesen war, weiss ich nicht mehr. Er erhob sich taumelnd. Als er den Gefechtsstand wieder verliess, ging ich mit ihm in den Ausstieg. Ringsum war der Horizont rot von brennenden Dörfern.

In der ersten Dämmerung verlagerte sich die Feuerglocke abermals, und das war unsere Rettung. Die Geschosse kamen jetzt nicht mehr wie ein Hagel auf uns herab, sondern so, dass man sie einzeln unterscheiden konnte.

«Versucht, bis zum Truppenverbandsplatz durchzukommen», riet uns der Major. «Von dort aus kann euch mein Wagen ein paar Kilometer nach Westen bringen, dann holen euch die Panzer nicht mehr ein.»

Wir machten uns auf den Weg. Der Soldat, der uns zur Begleitung mitgegeben wurde, blieb in dem ersten Schützenloch sitzen, das vom Gefechtsstand aus nicht mehr gesehen werden konnte. Er drängte sich mit mir in demselben Einmannloch zusammen. Ich spürte, wie er am ganzen Leibe zitterte. Die Nacht unter dem Trommelfeuer steckte ihm in den Knochen.

Auf unserem Weg längs der Landstrasse jagten uns die Artilleriegeschosse von Deckung zu Deckung. Fast in jedem Bombentrichter oder Schützenloch musste ich den Impuls in mir niederringen, Gebrauch von meiner Pistole zu machen. Ich war so erschöpft, dass mich nur noch nach Ruhe verlangte.

In Seelow stellte sich dann schon im Laufe des Vormittags heraus, dass

keiner meiner Kameradinnen auch nur ein Haar gekrümmt worden war. Alle hatten ihre Heime zwar nur in letzter Sekunde, aber noch früh genug verlassen können.

Ich hatte das Gefühl, dass ein Wunder geschehen war. Aber von diesem Tag an war ich mir bewusst, dass Deutschland den Krieg verlieren würde. Noch am selben Mittag liess ich mich zu einem Feldlazarett mitnehmen, das in einem herrschaftlichen Landsitz provisorisch eingerichtet wurde. Hier wollte ich als Hilfsschwester bleiben und das Ende des Krieges abwarten. Einige meiner Kameradinnen hatten denselben Plan. Wir verloren uns aus den Augen, als ich kurz nach Berlin fuhr und dann in einem anderen Lazarett blieb.

Auch hier operierten die Ärzte Tag und Nacht, ohne je des Andranges der Verwundeten Herr zu werden. Über dem Haus kreisten westliche Jäger, und das Getöse der Front rückte ständig näher. Mit jedem Verwundeten-Transport hörte man von neuen Durchbrüchen der Russen. Was würde aus den Verwundeten werden, wenn sie ihnen in die Hände fielen?

Selbst auf den Fluren des Gutshauses lagen die Soldaten schliesslich dicht nebeneinander. Unaufhörlich schleppten die Träger stöhnende Bündel zerfetzten menschlichen Fleisches über die Freitreppe herauf und luden es ab, wo eine Lücke entstanden war. Lücken gab es nur, wenn einer der Männer den letzten Atemzug getan hatte.

In diesen Tagen und Nächten versuchte ich, nur noch physisch zu existieren. Manchmal gelang es mir für Stunden, die Bilder und Laute des Schreckens nur mit meinen äusseren Sinnen wahrzunehmen. Die Hände arbeiteten dann ruhig und schnell.

Eines Morgens mussten wir in grosser Eile räumen. Wir luden die Verwundeten auf Lastwagen und brachten sie nach Fürstenwalde. Dort war uns, soviel ich mich erinnere, eine Schule als Hilfslazarett angeboten worden. Von hier aus fuhr ich ein letztes Mal nach Berlin zurück. Meine Dienststelle war schon weitgehend geräumt und nach Bayern verlegt worden. Ich bekam den Befehl, mich in Garmisch zu einer Werwolf-Ausbildung zu melden, aber darum kümmerte ich mich nicht.

Am 19. April wurde wie alljährlich die feierliche Aufnahme der zehnjährigen Jungen und Mädchen in die Hitler-Jugend veranstaltet. Sie fand im Kuppelsaal des Berliner Reichssportfeldes statt. Indes man in den östlichen Vororten schon das ferne Schlachtgetöse hörte, rief der Reichsjugendführer seine «jüngsten Kameraden und Kameradinnen» zum Kampf um den Sieg Grossdeutschlands auf. Tags darauf, an Führers Geburtstag, hatte Berlin sechs Luftangriffe. Wenige Tage später begann der russische Artilleriebeschuss der Stadt. Soviel ich weiss, war es der 20. April, an dem ich Berlin zum letzten Mal verliess. Ich machte mich wieder auf den Weg nach Fürstenwalde, um die Ärzte und Sanitä-

ter zu suchen, mit denen ich zuletzt gearbeitet hatte, und bei denen ich bleiben wollte.

Am Eingang der Stadt hielt ein Sanka neben mir. Einer unserer Ärzte zog mich in die Führerkabine. Kommen Sie mit, wir müssen schon wieder verlegen!

Ich hatte keinerlei Zukunftspläne. Seit Tagen lebte ich in einem Dämmerzustand, in dem ich zwar tat, was der Augenblick verlangte, aber meine Gedanken bewegten sich in undurchdringlichem Nebel.

In dem Augenblick, in dem der Arzt mich in den Wagen zog, wurde mir klar, dass ich das Kriegsende an der «Ostfront» abwarten wollte. Ich hätte keinen vernünftigen Grund dafür angeben können, aber ich hatte das Gefühl, dass es Feigheit wäre, jetzt aus diesem Gebiet zu fliehen.

Wohin fahren wir? fragte ich den Arzt. Nach Süddeutschland, antwortete er mir; wir werden uns durchschlagen.

Dann halten Sie den Wagen an, ich will hierbleiben.

Warum?

Die Auseinandersetzung, die mit diesem Wortwechsel begann, endete damit, dass ich um mich schlug, und dass der Arzt mir die Hände festhielt, um mich am gewaltsamen Aussteigen zu hindern. Nachdem er lang auf mich eingeredet hatte, lockerte er seinen Griff. Ich machte keinen Versuch mehr, den Wagen zu verlassen. Aber ich habe mich jahrelang deshalb geschämt.

## 15

Wo ich den Verwundeten-Transport verliess, weiss ich nicht mehr. Ich fuhr per Anhalter zu Freunden nach Innsbruck. Dort suchte ich vergeblich Arbeit in einem Lazarett. Überall gab es mehr ausgebildete Schwestern, als gebraucht wurden. Für Laienhilfskräfte interessierte sich niemand.

Schliesslich liess ich mich vom Arbeitsamt an eine Gärtnerei vermitteln, die in der Nordkette, oberhalb der Stadt, Fichten pflanzte. Wir hingen an der steilen Gebirgswand und gruben die Wurzeln der jungen Bäume in die dünne Erdschicht, die das Felsgestein deckte. Die Arbeit war mühsam, aber ich verrichtete sie liebevoll und mit grosser Sorgfalt. Nichts, das ich jetzt hätte tun können, wäre mir sinnvoller erschienen: Diese Bäumchen sollten den Untergang meiner Welt überstehen. Die nihilistische Verzweiflung, die mich manchmal hatte wünschen lassen, dass nichts diesen Untergang überdauern möge, hielt nicht stand, angesichts der Landschaft, die mich umgab.

Aber noch immer fielen Bomben: Ihre todbringenden Detonationen hall-



ten, vom Echo der Berge vervielfältigt, aus der Stadt zu uns herauf. Meine letzten Zusammenkünfte mit Führerinnen und Führern der Tiroler Hitler-Jugend standen im Zeichen der sogenannten Werwolf-Ausbildung. SS-Offiziere schulten uns in «Sabotage».

Wir alle blickten mit der Ratlosigkeit von Kindern in eine dunkle Zukunft. Nur eines schien uns gewiss: dass es keiner Macht gelingen würde, unsere Gemeinschaft, das heisst den menschlichen Zusammenhalt des Führerkorps der Hitler-Jugend, zu zerstören. Viele meiner Tiroler Freunde hatten aus der Zeit vor dem Anschluss ihrer Heimat an Deutschland Erfahrungen in der illegalen Jugendarbeit. Mit ihnen rettete ich mich in die Vorstellung, dass jetzt wieder eine Zeit der Illegalität beginnen würde; freilich wusste niemand, unter welchem politischen Ziel.

Wir stellten uns also darauf ein, «weiterzukämpfen». Dass längst alles verloren war, übersahen wir geflissentlich. Ich erinnere mich nicht, dass einer von uns über die Katastrophe, in die wir geraten waren, geklagt hätte. Darin kam weniger eine heroische Haltung, als unsere Blindheit für die Endgültigkeit dieser Katastrophe zum Ausdruck.

Ein Gedanke, dem ich damals nachhing, ist mir in Erinnerung geblieben. Mit Erbitterung sagte ich mir: Und es war doch falsch, dass der Nationalsozialismus zu einer Serienware gemacht worden ist, die jedermann billig kaufen konnte. Er hätte die Angelegenheit einer kleinen, streng ausgelesenen Führungselite bleiben müssen, dann wäre er nicht verwässert und tausendmal verraten worden vom Heer der Opportunisten. Während der ersten Jahre meiner HJ-Zugehörigkeit war ich mehrmals mit Vorgesetzten in Konflikt geraten, weil ich für die Notwendigkeit einer Elitebildung eintrat. Bewies der Zusammenbruch nicht, dass ich damals recht gehabt hatte, obwohl ich noch ein Kind war? Jetzt, so meinte ich, zwang uns die deutsche Niederlage das Prinzip der Ordensbildung auf. Die riesige Masse der Auch-Nationalsozialisten würde ohnehin in kürzester Zeit offen zu Verrätern werden, übrig würden nur die bleiben, denen es ernst war mit ihrer Gesinnung. Ich zweifelte nicht daran, dass ein erheblicher Teil der höheren HJ-Führerschaft ihre Arbeit in veränderter Form illegal fortsetzen würde, und ich empfand es, mitten in aller Ausweglosigkeit, als tröstlich, dass sich aus ihnen eine kämpferische Gesinnungsgemeinschaft bilden würde, die diesen Namen besser verdiente, als das unübersichtliche, schwammige Gebilde der bisherigen HJ.

Nachdem ich einige Tage lang Fichten an der Nordkette gepflanzt hatte, traf ich am 30. April einen SS-Offizier, der sich als Führer eines sogenannten Jagdkommandos vorstellte. Seine Männer befänden sich, so erklärte er mir, in einem abgelegenen Alpental und hätten niemanden, der

für sie koche und ihre Wäsche in Ordnung halte. Ich war sofort bereit, diese Arbeit zu übernehmen, und drei Kameradinnen wollten mich begleiten.

Bei Schneetreiben fuhren wir in der Nacht zum 1. Mai (tags darauf besetzten die Amerikaner Innsbruck) mit einem Wehrmachts-Schwimmwagen in das Tal, das uns für die ersten «Friedensmonate» Unterschlupf bot.

Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Rang unser Kommando-Chef bekleidete. Er war Ritterkreuzträger und unterstand dem «Mussolini-Befreier» Skorzeny, der sich mit seinem Stab in einem anderen Tal versteckt hielt.

Unser Kommando war in Gruppen zu je zwölf Männern auf Unterschlupfe in den Bergen verteilt. Seit Tagen war es damit beschäftigt, einen Vorrat an Lebensmitteln, ziviler und militärischer Bekleidung, Waffen und Sabotagegeräten, der im Tal lagerte, ringsum in den Bergen zu verstecken. Jede Gruppe legte sich ihr eigenes Vorratslager an. Die Führungsgruppe, die dem Ritterkreuzträger unmittelbar unterstand, baute im Wald ein Lager, das elektrisch beleuchtet war und in das man hinabsteigen konnte wie in einen Keller.

Die Männer hatten gefährliche Sabotageeinsätze hinter sich. Manche erzählten davon, wie sie in der Uniform amerikanischer Fallschirmjäger hinter der russischen Front abgesprungen waren, um dort eine militärische Agententätigkeit auszuüben.

Es wird dir wie ein Märchen vorkommen, aber etwas Ähnliches schienen sie auch jetzt noch für die Zukunft zu planen. In ihren Gesprächen malten sie sich aus, wie sie sich hier von der Front überrollen lassen wollten, um dann im besetzten Gebiet Störmanöver vorzunehmen. Später werde von der sogenannten «Alpenfestung» aus zu einem grossen Gegenschlag angesetzt werden, dessen Ziel es sein müsse, die Feinde wieder aus Deutschland zu vertreiben.

Trotz dieser Gespräche hatte ich den Eindruck, dass es den meisten Männern im Grunde nur darum ging, während der gefährlichen ersten Nachkriegswochen in Sicherheit zu sein.

Wir hatten Verpflegung in Hülle und Fülle und einen Unterschlupf, den die Amerikaner wahrscheinlich so bald nicht finden würden. Dass wir uns selbst einen militärisch-politischen Auftrag vorgaukeln konnten, half uns, die seelische Balance einige Zeit über die deutsche Niederlage hinaus zu bewahren. Noch vier Wochen nach dem Waffenstillstand lebten wir in unserer vertrauten Welt der militärischen Formen und der NS-Vorstellungen. Die völlig unreale Hoffnung, wir könnten dieser Welt von unserem Schlupfloch aus eines Tages wieder Geltung verschaffen, behütete uns vor der vernichtenden Erkenntnis, dass sie bereits aufgehört hatte, zu existieren.

Kurz nachdem das Tal von den Amerikanern besetzt worden war, erschien der Ritterkreuzträger in unserem Gruppenrefugium und zeigte uns mit einem kindlichen Vergnügen einen Beutel kostbaren Schmucks, der angeblich aus dem ungarischen Kronschatz stammte. Inzwischen hatte man sich wohl von den militärischen Utopien getrennt und begann «realere» Ziele zu bedenken. Mit dem Kapital dieses Schmuckes, den ein Kurier von Skorzeny gebracht habe, solle, so erfuhren wir, der illegale Aufbau einer neuen NS-Partei in Österreich finanziert werden.

Der Schmuck spukte unheilvoll in den Gehirnen unserer Männer. Mehr als einen hörte ich sagen, man solle den Chef dazu zwingen, diese Kostbarkeiten zu verteilen; falls er sich weigere, gäbe es ja genug Pistolen.

Dass die Wochen, die ich mit den zehn oder zwölf Männern in einer winzigen Hütte verbrachte, «unterhaltsam» waren, wirst du mir glauben. Ich musste auf einem provisorischen Herd für sie kochen und hatte nur feuchtes Holz zur Feuerung. Der Qualm biss uns in die Augen, aber wenn wir das Feuer ausgehen liessen, froren wir erbärmlich.

Die Hütte war nicht zum Wohnen bestimmt, sie war nur ein Geräteschuppen, und der Wind pfiß durch ihre unzähligen Fugen. An der einen Wand hing ein unverglastes, holzgerahmtes Madonnenbild. Von dem Kochdampf wellte sich sein Papier. Die Männer beobachteten diesen fortschreitenden Vorgang. «Unsere Madonna bekommt immer mehr Sorgenfalten», sagten sie, «es geht uns bald an den Kragen.»

Nachts musste das Inventar, es bestand aus dem Herd, einem Tisch und einigen Bänken, hinaus in den Schnee gestellt werden, damit jeder einen Schlafplatz auf dem Fussboden fand. Selbst dann lagen wir noch zusammengepfercht wie die berühmten Ölsardinen. Das war kein Nachteil, denn obwohl wir in pelzgefütterten Wachtmänteln schliefen, wären wir ohne den Kontakt mit der animalischen Wärme unserer Nachbarn erfroren.

In unserem Lebensmittellager gab es leider auch Kognak und sogar Sekt. Die alkoholischen Getränke hatten die Männer an einer Stelle in der Landschaft versteckt, die ich niemals fand. Zu dieser Vorsichtsmaßnahme griffen sie, als ich ihnen an dem Abend, an dem sie sich zum erstenmal betranken, androhte, ich würde ihre Schnapsflaschen zerbrechen. Du wirst dir vorstellen können, dass meine Situation als einziges Mädchen unter diesen Männern nicht einfach war, zumal in einer Zeit, in der alles bis dahin Gültige fragwürdig wurde. Aber ich hatte Glück: nicht ein einziges Mal geriet ich in ernstliche Bedrängnis. Als wir vertrauter miteinander geworden waren, erklärten meine Kameraden mir gelegentlich, es sei beleidigend für ihre männliche Ehre, dass ich

mit keinem ein erotisches Verhältnis anknüpfe. Ob mir denn wirklich kein einziger von ihnen gefalle.

Wenn die Männer abends über den Durst tranken, verkroch ich mich auf einen Berg von Wachtmänteln in der hintersten Ecke der Hütte und stellte mich schlafend. Oft geschah das nicht, denn sie hatten es nicht gern, dass ich mich aus ihrer Runde zurückzog.

An manchen Abenden wurden wir jäh von geistigen Bedürfnissen heimgesucht. Es entwickelten sich dann Gespräche über philosophische Themen, die in einem geradezu grotesken Gegensatz zu unserer äusseren Situation standen. Die paar Wortführer – unter ihnen auch ich – kramten in ihrem Gedächtnis nach den Bruchstücken der in der Schule genossenen philosophischen Unterweisung, indes die weniger «spirituellen Typen» dem Geist in flüssiger Form zusprachen. Gelegentlich überraschte uns Niko – im Zivilleben war er Lehrer – dadurch, dass er lange Monologe aus klassischen Dramen rezitierte, und manchmal überredeten mich die Männer, aus den beiden Büchern vorzulesen, die sich in meinem Rucksack befanden: Aus Hölderlins «Hyperion» und aus «Adel und Untergang» von J. Weinheber. Der Titel dieser Gedichtsammlung brachte schlagwortartig meine eigene Deutung unserer Situation zum Ausdruck: Wir selbst (so empfand ich, von meinem eigenen Pathos gerührt) waren der Führungsadel unseres Volkes, der dem Untergang geweiht war.

Die Situation war romantisch: unten im Tal brannten die Wachtfeuer, die die Amerikaner an unübersichtlichen Geländepunkten unterhielten, und hier oben lauschten wir, in Pelzmäntel gehüllt, beim Schein einer Kerze der Dichtung Hölderlins. Vielleicht entdeckte uns morgen eines der Flugzeuge der Besatzungsmacht, die die unwegsameren Regionen nach verdächtigen Spuren absuchten. Was uns dann bevorstand, wusste keiner.

Ich bin niemals wieder einem dieser Männer begegnet und habe auch nichts von ihnen gehört. Wahrscheinlich würde ich keinen von ihnen erkennen, wenn er mir unerwartet entgegenträte. Was du mich jetzt vermutlich fragen willst, habe ich mich selbst inzwischen manchmal gefragt: Was waren das eigentlich für Menschen, mit denen du diese Nachkriegswochen erlebt hast? Was lag hinter ihnen? Diese Fragen stellten sich mir dringlich, als ich von der Beteiligung der SS an der Ausrottung der Juden erfuhr. Inzwischen weiss ich, dass ich sie mir nie werde beantworten können. Aus dem Tagebuch eines der Lagerkommandanten von Auschwitz habe ich entnommen, dass dieser Mann zugleich ein Massenmörder und ein liebevoller Familienvater und Tierfreund war, dem auch die Pflege der Blumen am Herzen lag.

Seitdem überfällt es mich manchmal: mitten im Gespräch mit einem freundlichen Bankangestellten oder mit einem Blumenverkäufer, der

mir seine Vorliebe für die italienische Oper gesteht. Plötzlich stellte sich in mir die Frage quer vor jeden anderen Gedanken: Wo warst du während des Krieges. Was hast du damals gemacht . . . ? Man sieht es den Menschen nicht an. Meistens sieht man es ihnen wohl nicht an. Wenn ich jetzt an meine Kameraden aus der Hütte zurückdenke, möchte ich sagen: sie waren rauhe, aber anständige Kerle. Ich möchte sie nicht verdächtigen, dass sie zu denen gehörten . . . Nun, du weisst, was ich meine. Ich selbst habe keine unangenehmen Erfahrungen mit ihnen gemacht. Das ist alles, was ich sagen kann.

Nach etwa vier Wochen zwang mich eine Grippe, ins Tal zu steigen und in einem komfortablen Wintersporthaus, in dem es Betten gab, für einige Tage Zuflucht zu suchen. Dort fand ich auch zwei meiner Kameradinnen. Sie hatten ihre Gruppen verlassen und gaben sich den Amerikanern gegenüber als Besitzerinnen der Hütte aus. Hier sollte für Angehörige unseres Kommandos, die krank wurden, ein heimliches Lazarett eingerichtet werden.

Am zweiten Tag meines Aufenthaltes besuchten mich sechs oder sieben meiner Kameraden in der «Verkleidung» von Landarbeitern. Ein amerikanischer Posten schöpfte Verdacht, und nach einer Viertelstunde war das Haus umstellt. Meinen Männern gelang es eben noch, mir die Pistolen, ohne die einige von ihnen offenbar nicht spazieren gehen konnten, in mein Bett zu werfen. Ich schob sie unter die Matratze. Während der amerikanische Sergeant, der das Haus durchsuchte, mit einer Reitpeitsche an meinem Bett herumstocherte, röchelte ich wie eine Schwerkranke. Eine meiner Kameradinnen machte dem Sergeanten klar, dass ich an einer Diphtherie litte. Mein Bett blieb der einzige Platz des Hauses, der nicht genau inspiziert wurde.

Indes waren meine Kameraden verhaftet worden. Am nächsten Tag entliess man sie wieder. Der Sergeant kommandierte zwei Soldaten angeblich zu unserem Schutz, in Wirklichkeit natürlich zu unserer Bewachung ab.

Sie machten eine zweite Razzia und entdeckten dabei im Garten eine Kiste mit Kognak, die aus den Beständen der SS stammte. Einer der beiden war ein Mexikaner von fast negerhafter Schwärze. In kurzer Zeit betrank er sich und wurde dann so wild, dass sein weisshäutiger Kamerad aus dem Haus flüchtete. Der Betrunkene riss plötzlich auch die Tür zu meinem Zimmer auf und lag fast augenblicklich mit seinem Gewehr neben mir. Dass es mir trotzdem noch gelang, mich mit einem Sprung aus dem Fenster zu retten, brachte ihn so in Wut, dass er blindlings im Haus herumschoss. Wohl eine Stunde lang hielt dieser Bursche uns in Angst und Schrecken, indem er immer wieder versuchte, eine von uns auf ein Bett zu drängen. Dabei legte er mit seinem Gewehr aus unmittel-

barer Nahe auf uns an und riss den Lauf in letzter Sekunde hoch, so dass der Schuss in die Decke ging. Glücklicherweise sprachen wir so viel Englisch, dass es uns immer wieder möglich war, ihn abzulenken und zu besänftigen. Wenige Tage nach diesem ersten turbulenten Kontakt mit der Besatzungsmacht entschlossen wir drei Frauen uns, das Tal zu verlassen.

Ehe ich dir meine weiteren «Abenteuer» schildere, muss ich ein Erlebnis aus den Tagen um den 10. Mai herum erwähnen: Damals erfuhr ich, dass Hitler seinem Leben ein Ende bereitet habe.

Ich erinnere mich des Augenblicks mit aller Schärfe. Einer der Bauern, die abseits im Tal lebten, hatte mir erlaubt, die Wäsche meiner Gruppe auf seinem Hof zu waschen. Eines Abends kam ich in sein Wohnzimmer und entdeckte dort einen Radioapparat. Ich war allein und begann, an dem Gerät zu schalten. Plötzlich verkündete eine triumphierende Stimme, Hitler habe sich vor einigen Tagen in seinem Berliner Befehlsbunker das Leben genommen. Während ich mit angehaltenem Atem lauschte, fiel mein Blick durch ein vergittertes Fenster auf eine Felswand, die jenseits des Tales im Abendrot glühte.

Gleichzeitig peitschte ein Gewitterregen die Scheiben. Ich riss das Fenster auf und sah zu den Bergen hinüber: In diesem Augenblick wartete ich mit einer Gewissheit, die keinem Hauch eines Zweifels Raum liess, darauf, dass die Felswände sich bäumen und ins Tal stürzen würden: Hitler war tot!

Aber es geschah nichts. Das Alpenglühen verblasste. Ein fast schwarzes Violett überzog die Gipfel, dann regnete es, ruhig und kalt.

Mit einem schwindelerregenden Gefühl innerer Leere stieg ich zu den Männern hinauf. Als ich die Hüttentür öffnete, verlöschte die Kerze auf dem Tisch. Da sagte ich in die Dunkelheit hinein: Hitler ist tot! Er hat in seinem Berliner Bunker Selbstmord verübt.

Ich hörte, wie die Männer aufsprangen. Dann war es lange still. In dieser Nacht betranken sie sich, fast ohne ein Wort dabei zu reden. Indes lag ich wie betäubt in meiner Ecke und konnte nicht einmal weinen.

Gegen Morgen bekam der Stillste unserer Gruppe, ein Bauernjunge aus Mecklenburg, der noch keine zwanzig Jahre alt war, einen Tobsuchtsanfall. Er ging schreiend mit gezücktem Messer auf seinen Freund los. Die Männer drängten ihn, soweit sie noch nüchtern genug waren, mit einer Bank in die Ecke, in der das Marienbild hing. Plötzlich hörte er auf zu schreien und zerschnitt das Bild mit kleinen, schnellen Hieben.

Damals wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, aber heute möchte ich meinen, er liess an dem Bild seinen verzweiferten Zorn darüber aus, dass Hitler uns im Stich gelassen hatte.

Es wird dich vielleicht verwundern, wie wenig ich bisher über Hitler gesagt habe. Ich selbst habe ihn niemals aus der Nähe gesehen, wohl weil ich mich nie darum bemüht habe. Es hat mir nicht an Interesse gefehlt, aber ich fand, dass die Teilnahme an offiziellen Veranstaltungen eine Zeitverschwendung sei, solange das Dritte Reich noch nicht aufgebaut oder der Krieg noch nicht gewonnen war.

Für Aufmärsche oder Spalierstehen, bei dem man den Wagen des «Führers» in Blitzesschnelle vorüberfahren sah, hatte ich nie viel übrig. Nachdem ich mich dabei zwei- oder dreimal gelangweilt hatte, drückte ich mich künftig vor diesem «Dienst».

Freilich habe ich ihn einigemal auf Jugendkundgebungen sprechen hören, unter anderm beim Reichsparteitag 1938 in Nürnberg. Ich war dabei immer so beschäftigt mit meiner Pressearbeit, dass ich mir die «Aus-schweifung» einer ekstatischen Hingerissenheit nicht erlauben konnte. Es ist mir auch keine einzelne dieser Begegnungen als besonders ein-drucksvoll in Erinnerung geblieben.

Daraus zu schliessen, dass ich den «Führer» nicht geliebt hätte und etwa nicht von ihm begeistert gewesen sei, ist falsch. Es beglückte mich, dass ein «Mann aus dem Volk», der Sohn eines Zöllners, es vermocht hatte, sich an die Spitze des Reiches zu stellen. Darin symbolisierte sich mein höchstes Ideal: die Volksgemeinschaft. Der «politischen Genialität» des «Führers» schrieb ich alle Erfolge zu, die das «Dritte Reich» errungen hatte: Die Überwindung des wirtschaftlichen Nachkriegselends (der Arbeitslosigkeit) und der Zerrissenheit unseres Volkes in einem Vielparteienstaat. Die Liquidierung des Versailler Diktates und damit die Ausstülgung der «Schmach», die unsere ehemaligen Feinde uns angetan hatten. Die «Heimholung» der verlorenen Grenzgebiete und der Volksdeutschen aus der Diaspora. Schliesslich: hatte er nicht auch mein eigenes Leben sinnvoll gemacht, indem er mich zum Dienst für mein Volk verpflichtete?

Als ich am 20. Juli 1944 gegen Abend nach Hause kam und meinen Radioapparat anstellte, tönte mir die Nachricht von dem Attentat auf Hitler daraus entgegen. Wie von einer unsichtbaren Faust getroffen, sackte ich in die Knie. Aber da kam schon der tröstliche Nachsatz: Das Attentat war misslungen, Hitler lebte.

Die «Vorsehung» hatte ihn behütet. Während der letzten Kriegsmonate habe ich jedesmal mit den Tränen kämpfen müssen, wenn ich Hitlers Stimme im Radio hörte, oder wenn ich ihn in der Wochenschau sah.

Zwar weigerte sich das Bewusstsein, die immer deutlicher werdenden Zeichen des nahen Unterganges zu erkennen, aber der unmittelbare Sineseeindruck durch Auge und Ohr liess sich nicht verfälschen, und das

Herz fürchtete sich vor der schrecklichen Wahrheit:

Die Wochenschauen zeigten einen alternden Mann, der gebeugt ging und verstörte Blicke umherwarf. Seine Stimme klang schrill vor Verzweiflung. Sollte es ihm doch bestimmt sein, zu scheitern? In seiner Person verkörperte sich für uns jene unerhörte Anstrengung, die das deutsche Volk gemacht hatte, um die Führung des Kontinentes zu übernehmen. Wer auf ihn blickte, sah die Summe all der unzähligen Opfer an Leben, Gesundheit und Gut, die diese Anstrengung gefordert hatte. Sollte das alles umsonst gewesen sein?

Es mag kaum glaubhaft für dich klingen: die vier Wochen, die zwischen meinem Fortgang aus dem SS-Tal und meiner Verhaftung lagen, sind mir als eine besonders glückliche Zeit in Erinnerung. Wenn ich damals nicht vollkommen glücklich war, so nur, weil ich nicht von der Berührung mit dem Unglück anderer Menschen verschont blieb.

In diesen Wochen ist es mir gelungen, das Wissen um den verlorenen Krieg und seine trostlosen Folgen abzuschalten. Ich hielt mich an das Glücksgefühl, das dem Bewusstsein entsprang, der Krieg sei zu Ende und dem Morden damit Einhalt geboten. Welches Schicksal die Menschen in der russisch besetzten Zone erwartete, wollte ich nicht bedenken.

Während des letzten halben Kriegsjahres hatte ich in einer Hölle gelebt. Der Anblick grässlich entstellter Leichen und rauchender Trümmer war alltäglich geworden. Überall traf man verzweifelte Menschen, deren Geist verstört und deren Seele im Schmerz erstarrt war. Man selbst war fast immer von Vernichtung bedroht. Es gab keinen Winkel, in dem man sich vor den Bomben sicher fühlen konnte. Zeitzünder lauerten in friedlichen Vorstadtgärten, und den Bauern auf dem Feld überfielen die Tiefflieger.

Solchem Übermass an Grauen und Bedrohung konnte man nur ohne Verzweiflung standhalten, solange man innerlich von dem Glauben beschützt wurde, dass diese Not einen Sinn hatte und in einen Sieg münden würde, der alle Opfer rechtfertigen konnte. Dieser innere Schutz war mir in der Todesnacht meiner Eltern verlorengegangen. Ich hatte den Verlust nicht erkannt, aber ich litt daran.

Meine Bemühungen, immer dort, wo ich gerade stand, gegen die Verzweiflung und das Unglück zu kämpfen, hatten zuletzt etwas Mechanisches. Nur noch der Kopf und die Hände rührten sich, von der Routine langer Übung in Gang gehalten. Die Seele war in Grauen und Angst erstarrt.

Diese Erstarrung begann sich schon auf der Hütte zu lösen. Vollends erwachte ich erst in dem Augenblick daraus, in dem ich mit meinem ganzen Sein begriff: der Krieg ist zu Ende. Dieser Augenblick hätte sich



nicht mit solcher Intensität in meine Erinnerung eingegraben, wenn eine bestimmte Musik, die ich seit vielen Jahren liebe, dabei nicht die entscheidende Rolle gespielt hätte.

Ich lag am Rande eines Dorfes, unter einem Busch, in dem die Bienen summten, und beobachtete Kinder beim Spielen. Sie warfen sich eine Rübe zu, wie einen Ball, dabei schüttelten sie sich vor Lachen. Plötzlich ging in dem Haus hinter ihnen ein Fenster auf, und ich hörte – zuerst leise, dann immer deutlicher – das grosse Ricercare aus dem «Musikalischen Opfer». Die Musik durchdrang mich, zugleich mit dem Duft des blühenden Busches und dem Kinderlachen. Mir war zumute, als sei ich aus einer bösen Verzauberung aufgewacht, in der mich abscheuliche Gespenster und satanische Dämonen gepeinigt hatten. Jetzt würde ich wieder zu leben beginnen wie ein Mensch.

Es fällt mir schwer, mich heute wieder in meine Stimmung von damals zu versetzen. Vielleicht hast du irgendwann einmal etwas Ähnliches erlebt: eine Zeit völliger Losgelöstheit von dir selbst, gerade dann, wenn es «natürlich» und vielleicht auch «vernünftig» gewesen wäre, dir Kopf und Herz von Sorgen und Problemen martern zu lassen.

Mit einem Rucksack wanderte ich vier Wochen lang durch die Tiroler und Salzburger Alpen, während der ersten Tage von einer Kameradin begleitet, später allein. Ich wusste, es war mir nur noch eine Galgenfrist der Freiheit gewährt. Irgendwann irgendwo würde ich verhaftet werden, und wer konnte sagen, ob es dann nicht zehn Jahre dauern würde, bis ich wieder durch einen Wald gehen könnte. Es wäre mir unanständig vorgekommen, mich auf die Dauer der Verhaftung zu entziehen. Aber vorläufig genoss ich jeden Tag in diesem unvergleichlich schönen Land wie ein Geschenk.

Freilich hatten die Amerikaner angeordnet, dass man sich ohne Passierschein nur sechs Kilometer im Umkreis bewegen dürfe. Aber daran brauchte man sich nicht zu stören. Man erfuhr es frühzeitig genug, wenn man sich einem Posten näherte. War es nicht möglich, ihn zu umgehen, so versteckte ich meinen Rucksack auf einem Bauernfuhrwerk und marschierte mit geschulterter Harke lachend an den Soldaten vorbei. Oder ich verkroch mich zwischen den Mehlsäcken eines Mühlenfuhrwerks. Später konnte ich mir auf einer Schreibmaschine jede beliebige Menge amerikanischer Passierscheine fälschen. Von da an hatte ich es nicht mehr nötig, mich zwischen Mehlsäcken zu verkriechen.

Dass ich damals so glücklich war, verdankte ich der Intensität, mit der ich im Augenblick lebte. Ich war aller Verantwortung ledig, und ich hütete mich, in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu blicken.

Wenn ich Lust dazu hatte, legte ich mich stundenlang in eine Enzian-

wiese, oder ich setzte mich zu einem Kuhhirten. Manchmal half ich den Bauern bei der Heuernte und wurde mit einem Mittagessen belohnt, oder ich schrieb jemandem eine Eingabe an den Ortskommandanten und bekam dafür einen Kuchen und ein Nachtlager in der Scheune.

In einem Pinzgauer Dorf erlebte ich die Übergabe eines Luftwaffenlazarettes an die Amerikaner und stahl dabei etliche Wolledecken, die ich später gegen Brot und Speck eintauschte.

Als ich fast schon die Höhe des Gerlospasses zwischen Salzburg und dem Zillertal erstiegen hatte, nahm mich ein Pferdewagen auf, dessen Kutscher ein Zigeuner war. Ich sass zwischen ihm und seinem Herren, einem ehemaligen ungarischen k. u. k.-Fliegeroffizier, während die Fahrt in wildem Tempo bergab ging. Am Abend schlenderte ich mit dem Zigeuner durch ein Dorf, das von Flüchtlingen überquoll.

Er trug ein ungarisch-deutsches Lexikon bei sich und erklärte mir, Wort für Wort daraus hervorsuchend, dass er mich liebe. Obwohl ich ihn bitter enttäuschte, weil ich nicht mit ihm in der Scheune übernachtete, schenkte er mir zum Abschied ein grosses Stück herrlichen weissen Brotes und ein Trumm Schinkenspeck.

In dieser Nacht blieb ich in dem Schulzimmer, in dem ein Strohlager für Obdachlose aufgeschüttet war. Dort traf ich die Frau eines niederösterreichischen Landrates mit ihren drei kleinen Kindern. Sie war verzweifelt, weil sie, obwohl es ihr nicht an Geld mangelte, nirgends genug Essen für die Kinder auftreiben konnte. Die Gemeinde gab keine Lebensmittelmarken an Flüchtlinge mehr ab, und die Bauern ringsum waren allen Bitten unzugänglich, wenn ihnen nichts Begehrtes zur Kompensation angeboten wurde. Mitten in der Nacht wurde die Frau von einem amerikanischen Offizier abgeholt. «Passen Sie auf meine Kinder auf», sagte sie. «Gegen Morgen bin ich wieder da.»

Als es dämmrig wurde, kam sie weinend zurück. Sie hatte keinen Grund, sich vor mir zu schämen, aber sie sagte: «Ich tue es nur für meine Kinder. Lange halte ich es sowieso nicht mehr aus.»

Ehe ich das Asyl verliess, gab ich der Frau, was mir der Zigeuner geschenkt hatte. Es war noch früh am Morgen. In der Nähe des Dorfausganges sah ich den ungarischen Wagen stehen. Der Zigeuner lag schlafend zwischen Koffern und Säcken. Da weckte ich ihn und gab ihm durch Zeichensprache zu verstehen, dass ich sein Brot und den Speck verschenkt hätte. Noch halb im Schlaf schnitt er mir abermals Brot und Speck ab und steckte es in meinen Rucksack. Er war viel freigebiger als ich. Auf dem Boden meines Rucksacks befanden sich einige konzentrierte Nahrungsmittel, die ich als eiserne Ration betrachtete und nur im Notfall angreifen wollte. Ich bin nicht sicher, ob ich den Kindern etwas davon gegeben hätte.

## 16

Ende Juni ging ich nochmal für ein paar Tage in das SS-Tal, um meinen Lebensmittelvorrat zu ergänzen. Die wenigen Männer, die noch nicht versucht hatten, sich in ein Wehrmachtsentlassungslager einzuschmuggeln oder nach Hause durchzuschlagen, hielten sich inzwischen auf einer einsamen Alm versteckt, jeder als «illegaler Untermieter» einer Sennerin. Aber auch von dort wurden wir während meines kurzen Aufenthaltes vertrieben. Die österreichische Widerstandsbewegung hatte den Schlupfwinkel entdeckt, mehrere Männer wurden verhaftet. Schliesslich blieben nur noch zwei von ihnen, eine meiner Kameradinnen und ich übrig. Wir vier versteckten uns tagsüber im Wald und schlichen nachts in die Hütte der ehemaligen Führungsgruppe. Nachdem die restlichen Männer bei einem Besuch auf der Alm verhaftet worden waren, entschlossen wir beiden Mädchen uns zum endgültigen Aufbruch. Es war umso dringlicher, als meine Kameradin auch von den Widerständlern gesucht wurde.

Am 13. Juli wurde ich in Bad Reichenhall zusammen mit drei Kameradinnen aus der Reichsjugendführung (unter ihnen befand sich die BDM-Reichsreferentin) verhaftet. Die drei hatten auf Bauernhöfen bei Zell am See Unterschlupf gefunden, und ich hatte sie besucht, als ich zufällig ihren Aufenthaltsort erfuhr. Sie wollten einer Verhaftung durch die österreichische Widerstandsbewegung ausweichen, und da ich Erfahrung im illegalen Grenzverkehr hatte, baten sie mich, ich solle sie nach Reichenhall bringen. Als wir aufbrechen wollten, erschien plötzlich ein ehemaliger Mitarbeiter des Personalamtes der Reichsjugendführung und erbot sich, uns mit seinem Auto nach Reichenhall zu fahren. Ich kannte ihn nicht einmal vom Sehen, aber eine meiner Kameradinnen hatte mit ihm zusammengearbeitet. Der Grenzübertritt mit der Kontrolle durch einen Negersoldaten ging so reibungslos, dass wir uns nachträglich sagen mussten: der Posten war informiert. Als wir vor dem Krankenhaus in Bad Reichenhall ausstiegen, standen die amerikanischen Kriminalbeamten schon bereit, um uns in Empfang zu nehmen. Der «hilfsbereite» Kamerad hatte uns mit seinem Auto planmässig in die Falle gefahren. So reimten wir uns die Vorgänge jedenfalls zusammen.

Noch in derselben Nacht wurden wir in einem Jeep nach München gebracht. Unterwegs habe ich mit winzigen Bewegungen, von denen unsere Bewacher nichts merken durften, meine gefälschten Passierscheine zerrissen und dem Nachtwind übergeben.

Sofort nach unserer Ankunft in einer Münchner Villa, die angeblich Hitlers Privatbesitz gewesen war, begannen unsere Vernehmungen. Der

Offizier, der mich als erste in sein Arbeitszimmer rief, sprach ein akzentfreies, kultiviertes Deutsch und war so sympathisch, dass es mir schwerfiel, ihn zu belügen. Ich erzählte ihm, dass ich Arbeitsdienstführerin gewesen sei. Meine Tätigkeit in der Reichsjugendführung verschwieg ich. Ich wollte jeden Hinweis vermeiden, aus dem geschlossen werden konnte, dass eine meiner Gefährtinnen die BDM-Reichsreferentin war. In dieses Versteckspiel liess ich mich ein, weil wir nicht mit Sicherheit übersehen konnten, dass wir von unserem Kameraden in eine Falle gelockt worden waren und die Amerikaner also wussten, wen sie vor sich hatten.

Auch meine Kameradinnen versuchten den Vernehmer zu täuschen. Eine Zeitlang ging er mit Charme und Witz darauf ein, plötzlich zog er eine Fotografie der Reichsreferentin aus einer Kartei und präsentierte sie lächelnd.

Wir hatten alle vier mit wenig Überzeugung gelogen und fühlten uns erleichtert, als wir die Wahrheit sagen konnten.

Nach meiner Vernehmung brachte mich ein Unteroffizier auf eine Empore über der Diele des Hauses, in der meine Kameradinnen darauf warteten, vernommen zu werden. Er bot mir einen Sessel an, dabei legte er einen Finger auf seinen Mund, um mir zu bedeuten, dass ich zu schweigen hätte. Als er in einem Zimmer verschwunden war, hörte ich meine Gefährtinnen leise rufen: «Wie war's? Wie bist du behandelt worden?» Ich beugte mich über das Geländer und antwortete ebenso leise: «Sachlich und höflich.» Im selben Augenblick riss der Unteroffizier die Tür auf, hinter der er eben erst verschwunden war, und schlug mir zweimal kräftig ins Gesicht. Ich fiel rückwärts in den Sessel. Der Mann hatte keine sanfte Handschrift, trotzdem erheiterte mich die Komik der Situation so, dass ich laut lachen musste.

Als sich der Vernehmungsoffizier später von uns verabschiedete, sagte er: «Machen Sie sich keine Sorgen um Ihre Zukunft. Die Amerikaner sind Gentlemen.» – «Nicht alle», antwortete ich ihm, und dabei blickte ich dem Unteroffizier, der mich geohrfeigt hatte, ins Gesicht. Er schnitt eine so klägliche Grimasse, dass ich darauf verzichtete, ihn bei seinem Chef anzuschwärzen.

Die Ohrfeigen, die ich ihm verdankte, waren die einzige körperliche Züchtigung, die mir zuteil wurde, solange ich die Gastfreundschaft der Amerikaner genoss.

Meine ersten Haftwochen brachte ich in einem kleinen Gerichtsgefängnis in Friedberg bei Augsburg zu. Später wurde ich mit einem Sammeltransport in das alte Heidelberger Gefängnis verschubt.

Unser Transportleiter hatte schon in mehreren Gefängnissen vergeblich versucht, uns loszuwerden. Auch der Leiter des Heidelberger Gefäng-

nisses rang die Hände, als er uns aus den Lastwagen steigen sah. Sein Asyl war längst überbelegt.

Während meine Kameradinnen bis zu acht Personen in Einzelzellen auf der Frauenseite untergebracht wurden (die Belegschaften waren aus Politischen, Kriminellen und Prostituierten gemischt), kam ich allein in eine Zelle auf der Männerseite.

Der erste Tag dort war der schwerste meiner Haftzeit, der einzige, an dem es mir erbärmlich ging. Damals überfiel mich das Grauen und die Verzweiflung über unsere Situation, und ich war noch so unerfahren, mich diesem Überfall auszuliefern. Zum erstenmal stellte ich mich der Wahrheit: das «Dritte Reich», dem Millionen Deutsche ihr Leben, ihre Gesundheit und ihren Besitz geopfert hatten, war zerplatzt wie eine Seifenblase.

Vom Morgen bis tief in die Nacht hinein lag ich auf dem Fussboden meiner Zelle und weinte, bis die Tränen versiegeten. Als ich am nächsten Tag aufwachte, wusste ich, dass ich vor eine Wahl gestellt war: ich hatte es in der Hand, mich selbst zugrunde zu richten, indem ich mich weiter der Verzweiflung und dem Grauen überliess. Wenn es mir nicht gelingen würde, mich auf diese Weise zu töten, würde ich eines Tages in ein Irrenhaus gebracht werden, dessen war ich gewiss.

Aber ich konnte mich dem Ansturm des Elends auch mit aller Kraft verschliessen. Dann würde ich den Zusammenbruch der Welt, in der ich glücklich gewesen war, überleben. Das war freilich nur möglich, solange ich meine Gedanken und Gefühle in eine strenge Kontrolle nahm. Es gab Grenzen, die sie nie wieder überschreiten durften. Jenseits lauerte die Selbstvernichtung.

Ich habe diese Grenzen während meiner Internierung nicht mehr überschritten. Selten einmal kam ich ihnen gefährlich nahe.

Meine Einzelhaft dauerte nur wenige Tage. Eines Morgens kündigte mir die Wachtmeisterin eine Zellengenossin an, die ich unauffällig betreuen sollte. Sie bekomme Tobsuchtsanfälle, wurde mir erklärt, bei denen sie mit dem Kopf gegen die Wand renne und alles kurz und klein schlage.

Frau O. behauptete, als Agentin in Spanien tätig gewesen zu sein. Ich vertrug mich mit ihr, weil ich ihr nie widersprach: weder, wenn sie mir hochstaplerische Märchen aufzählte, noch wenn sie Dinge trieb, die mir missfielen. Aus Protest gegen die Augusthitze lief sie fast den ganzen Tag nackt herum. Manchmal machte sie vom Toiletteneimer aus einen Klimmzug an den Gitterstäben des Fensters und setzte sich in fröhlicher Nacktheit auf das abschüssige Fensterbrett. Von dort aus konnte sie mit dem Negersoldaten flirten, der vor dem Gefängnistor Wache stand. Die Dialoge waren umständlich, denn Frau O. sprach kein Englisch und musste sich jeden Satz erst von mir sagen lassen. «Was heisst: Ich liebe

dich?» – «Was heisst: gib mir eine Zigarette? ...» Durch ihre simulierten Anfälle hatte sie erwirkt, dass sie ihren Koffer mit in die Zelle nehmen durfte. Unter ihren Habseligkeiten fand sich eine Rolle Zwirn, mit dessen Hilfe die Zigarettenspende des Wachsoldaten geangelt werden konnte.

Als sich der arme Bursche eines Nachts den Dank für seine Liebesgaben holen wollte, wurde er von einer Phalanx zorniger Wachtmeisterinnen in die Flucht geschlagen.

In dem sogenannten «Bonzenlager» Mannheim-Seckenheim, in dem ich die nächste Etappe meiner Internierung hinter mich brachte, war meine Zimmergenossin eine fünfzigjährige Französin, die ebenso ständig wechselnde Angaben über ihre Vergangenheit machte, wie Frau O. Jeanette war unterhaltsam und charmant. Manchmal weinte sie, wenn sie sich ausmalte, dass ich viele Jahre in amerikanischer Haft «schmachten» müsste. Sie «liebte» mich, weil ich ihr alle Zigaretten unserer täglichen Zuteilung gab. Wenn ein amerikanischer Offizier auftauchte, überschüttete sie ihn mit Schimpfworten, die sie sich vorher von mir sagen liess. Ihre Sympathie für die Mannschaftsdienstgrade kannte hingegen keine Grenzen, und das wurde auf die Dauer der Anlass zu Zerwürfnissen zwischen uns.

Wenn wir abends im Bett lagen, wollte sie häufig deutsche Lieder oder Gedichte hören. Ihr Lieblingslied war «Der Mond ist aufgegangen». Sie lernte es von mir, und wir sangen es, ehe wir uns gute Nacht wünschten. Danach sagte sie: Nun schlafe und kümmere dich nicht um mich!

Das war leichter gesagt als getan, denn nicht selten erschien bald einer der Wachtposten und legte sich zu Jeanette ins Bett. Die Männer waren manchmal angetrunken, und mein Bett stand der Tür am nächsten. Es bedurfte einiger Mühe, ihnen klar zu machen, dass sie sich in der «Hausnummer» geirrt hatten.

Im Spätherbst 1945 kam ich in das Ludwigsburger Frauenlager, das zeitweise dreitausend Insassinnen beherbergte. Von jetzt an lebte man in einem wimmelnden Ameisenhaufen, schlief mit dreissig bis hundertfünfzig Menschen in einem Raum, musste endlose Zählappelle (auch nächtliche) über sich ergehen lassen und bei jeder Gelegenheit Schlange stehen.

Wenn ich Frauen treffe, die mit mir interniert waren, so überrascht es mich oft, wie anders sich jene Zeit in ihrer Erinnerung eingegraben hat, als in die meine. Für mich lag die wesentliche Bedeutung dieses Lebensabschnittes darin, dass er mich zu einer inneren und äusseren Musse zwang, die ich seit meiner Kindheit entbehrt hatte und die mir notwendiger war, als fast alles, worauf ich in diesen Jahren habe verzichten müssen. Mir selbst ist es im Lager nicht schlecht gegangen, aber unter

meinen Gefährtinnen gab es Frauen, die von der Strasse weg verhaftet worden waren, und monatelang nichts über das Schicksal ihrer Kinder oder alten Eltern erfuhren. Diese Ungewissheit war schwer zu ertragen. Es gab auch Greisinnen und kranke Frauen im Lager.

Wenn solche Menschen dazu neigen, jene Jahre nachträglich zu heroisieren, so mag das dem Kraftaufwand entsprechen, den sie einsetzen mussten, um ihre Lagerleiden zu ertragen. Aber es gibt auch Frauen und Männer, die sich daran berauschen, über niemals erduldeten Leiden zu klagen.

Es empört und beschämt mich, wenn ich sie über die Jahre ihrer Internierung in Westdeutschland als über ihre «KZ-Zeit» reden höre, und niemals lasse ich einen solchen Missgriff unwidersprochen. Wir, meine Kameradinnen und ich, haben nicht in einem KZ gesessen. Wir waren nicht zynischen Folterungen unserer Vernehmer ausgesetzt, wir brauchten uns nicht vor todbringenden Injektionen der Lagerärzte oder vor den Gaskammern zu fürchten. Im Vergleich mit dem, was die Häftlinge der nationalsozialistischen KZ's ertragen mussten, lebten wir geradezu gemächlich. Dass wir zeitweise hungerten und froren, mag hier und da einmal mitbegründet gewesen sein durch persönliche Hassgefühle von Funktionären der Lagerverwaltung. Aber damals haben fast alle Menschen in Deutschland gehungert und gefroren, und ich hatte für die, denen es besser ging, eine herzhaftere Verachtung: sie konnten sich der allgemeinen Not nur durch Unredlichkeit entzogen haben.

Ich selbst hatte gute Nerven und war, von einer Gelbsucht abgesehen, gesund. Ausserdem war ich glücklich, endlich einmal nicht arbeiten zu müssen. Der Müssiggang bedeutete für viele Frauen eine Not, für mich war er köstlich. Ein Jahrzehnt lang hatte ich mich freiwillig weit über ein vernünftiges Mass hinaus abgearbeitet und hatte mich unter die Last einer immer drückender werdenden Verantwortung gebeugt.

Jetzt genoss ich es, täglich viele Stunden lang irgendwo im Sand zu liegen und zu träumen oder mich in ein Gedicht zu vertiefen. Unter meinen Kameradinnen stand mir die ehemalige Musikreferentin der Reichsjugendführung besonders nah. Sie hatte eine Vorliebe für alte Musik und erarbeitete mit einem sorgfältig zusammengestellten Chor vier- und fünfstimmige Sätze. Obwohl ich selbst nicht mitsingen konnte, habe ich Wesentliches dabei gelernt.

Zeitweise beschäftigte mich auch die Zusammenstellung einer synoptischen Geschichtstabelle. Ich pilgerte von der Historikerin zur Volkswirtin, zur Architektin, zur Musikwissenschaftlerin und so fort, bis ich die Unterlagen gesammelt hatte.

Dies alles geschah mit einer Gelassenheit, wie ich sie mir noch niemals in meinem Leben hatte gönnen dürfen. Dass es Tage gab, an denen man

das Alleinsein bitter entbehrte, oder sich sehr danach sehnte, durch einen Wald zu wandern, ist selbstverständlich. In der heilsamen Musse, zu der die Erfinder des «automatic-arrest» mich zwangen, konnten die psychischen Nachwirkungen des Grauens, der Angst und der zehnjährigen Überforderung langsam abzuklingen beginnen, auch wenn die eigentliche Auseinandersetzung mit dem, was wir erlebt hatten, dabei nur hinausgeschoben wurde. Aber eben für diese gefährliche Auseinandersetzung konnten die inneren Kräfte sich sammeln. Wenigstens für eine Weile bildete sich wieder das verlorengegangene Grundgefühl meiner Existenz: dass ich in dieser unserer Welt zu Hause bin.

Politisch war es meiner Meinung nach überflüssig und in mancher Beziehung sogar eine Torheit, uns einzusperren. Vielleicht hätte sich ein winziger Prozentsatz der internierten Frauen und Mädchen nach 1945 bereitgefunden, in irgendeiner Form Untergrundarbeit zu leisten, wenn sie in der Freiheit verblieben wären, aber bedeutsam wäre das gewiss nicht geworden. Sollte mit der zwei-, drei- und vierjährigen Festhaltung mancher Frauen ihre demokratische Umerziehung beabsichtigt gewesen sein, so war alle darauf verwandte Mühe (meiner Meinung nach) ein Schlag ins Wasser.

Während der Internierung und auch später habe ich wiederholt von Frauen gehört, dass sie erst im Lager «richtige Nationalsozialisten» geworden seien, und ich konnte beobachten, dass «Konvertiten» aus dieser Zeit mit einer verblüffenden Intoleranz an ihrem neuen «Bekenntnis» festhalten. Meist handelte es sich hier um Frauen, die ohne jede sachliche Berechtigung – etwa wegen einer Personenverwechslung – ins Lager gekommen waren.

Ihr Kreis ist nicht gross. Bedenkenswerter ist die Tatsache, dass wohl sehr viele Frauen, die als Nationalsozialisten interniert wurden, als «Erst-recht-Nazis» entlassen worden sind.

Die amerikanischen und deutschen Behörden, die uns festhielten, liessen uns munter in unserem eigenen Saft schmoren und halfen uns so gut wie überhaupt nicht zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem, was sich seit fünfzehn Jahren in Deutschland abgespielt hatte.

Nur die wenigsten von uns waren interniert, weil ihnen ein konkreter, festumrissener Schuldvorwurf gemacht wurde. Etwa der einer Denunziation von Nachbarn, die Feindsender gehört hatten. (Diesen Leuten ging man im Lager aus dem Weg, weil sie einem charakterlich verdächtig waren.) Das Gros der Frauen war geholt worden, nachdem die Bestimmungen des automatischen Arrestes auf einen grossen Teil der Parteifunktionäre ausgedehnt worden war. In diese Schicht gehörten die BDM-Führerinnen und Frauenschaftsleiterinnen von den mittleren Rängen aufwärts.

Selbstverständlich gab es unter ihnen Leute, die sich ihr Amt aus Geltungsbedürfnis und Ehrgeiz erobert hatten. Aber ich möchte meinen,



dass sie in der Minderheit waren, und zwar bei Weitem in der Minderheit. Die meisten Jugendführerinnen waren von denselben Impulsen zur Hitler-Jugend geführt worden, wie ich. Unter den Frauen waren wohl jene am zahlreichsten, die nach einem sozialen Betätigungsfeld gesucht hatten. Sie hatten in der Regel Familie, darum war ihr Amt, vor allem während des Krieges, für viele eine Last gewesen, die nur unter Opfern getragen werden konnte. Diese Opfer wurden nun mit Freiheitsentzug bestraft. Musste da nicht das Gefühl entstehen, dass man ungerecht behandelt wurde?

Wann aber hätte je ein Richter, dessen Gerechtigkeit dem Zweifel unterlag, im Angeklagten die Bereitschaft zur Selbstkritik geweckt? Die Referenten, die gelegentlich ins Lager geschickt wurden, um uns demokratisch «umzuschulen», schienen mir – mit wenigen Ausnahmen – kümmerlich. Selbst in ihren Fachgebieten wurden sie gelegentlich von beschlageneren Fachleuten aus unserer Mitte mattgesetzt.

Ich höre dich einwenden: die deutschen Dienststellen hätten damals andere Sorgen gehabt, als unsere Umerziehung. Ganz gewiss, aber es bleibt traurig, dass wir die Jahre der Internierung vergeuden mussten, anstatt sie, geführt von reifen und klugen Menschen, die der Wahn vom tausendjährigen Reich nicht geblendet hatte, für eine in die Tiefe dringende Besinnung zu nützen. Die Männer und Frauen, die sich damals in Haft befanden – von den Ausnahmen der politischen Verbrecher soll hier abgesehen werden –, waren keine geistige Auslese unseres Volkes, aber sie waren besonders aktive, aufgeschlossene, zu persönlichem Einsatz bereite Staatsbürger. Hätte die Situation es zugelassen, dass sie mit geschärfter Selbstkritik aus den Lagern gekommen wären, das Problem der unbewältigten Vergangenheit würde sich unserem Volk heute weniger dringlich stellen.

Stattdessen diente die Lagerzeit dazu, uns in unserer Selbstgerechtigkeit zu stärken. Es wäre darum klüger gewesen, uns möglichst bald aus unserem NS-Reservat zu entlassen und in den Strudel der Auseinandersetzung mit dem sich neu bildenden demokratischen Leben zu werfen.

Auch die über Jahre hingezogenen Vernehmungen durch CIC-Offiziere wirkten nur in höchst seltenen Ausnahmefällen in der Richtung auf einen Denkanstoss.

Mein erster Vernehmer betätigte sich als Lehrmeister für seine jungen Kollegen. Ich sass dann mitten in einem Kreis zwanzig- bis fünfundzwanzigjähriger Leutnants, die an meinem Fall lernen sollten, wie man mit einem sturen Nazi umgeht. Obwohl ich Englisch recht gut verstehe, hatte ich behauptet, dieser Sprache unkundig zu sein. Umso freimütiger

unterhielten sich die Hospitanten über mich, und es bestärkte meine Verachtung für sie, dass dabei kräftig geschweinigelt wurde.

Eines Tages fragte mich der Chefvernehmer «Was würden Sie tun, wenn wir Sie zwingen würden, mit einem Juden zu schlafen?»

Meine Antwort liess keine Sekunde auf sich warten: «Ich würde ihn erwürgen». Als Echo kam ein schallendes Gelächter aus der Runde der Hospitanten. Aber ich hatte nicht die Absicht gehabt, einen Witz zu machen.

Selbst zu Beginn der Vernehmungen, als ich noch keine Erfahrungen hatte, empfand ich niemals Furcht vor den Amerikanern. Ihr Auftreten überzeugte mich sofort davon, dass ich nichts Unmenschliches erwarten musste. Darüber war ich froh, aber in gewisser Beziehung ärgerte es mich auch: es hätte mir Genugtuung bereitet, sie brutal zu finden.

Anfangs wurde ich mehrmals mit einem Zettel und einem Bleistift eingeschlossen und sollte erst wieder etwas zu essen bekommen, wenn ich eine Liste bestimmter Mitarbeiter der Reichsjugendführung (mit ihren Wohnorten) aufgestellt hätte. Als ich die Zettel weiss abgab, schoss mein Vernehmer mit schärferem Geschütz: «Wenn Sie weiter so hartnäckig sind, liefern wir Sie an die Russen aus. Sie haben jahrelang im Osten gearbeitet und wissen, was das für Sie bedeuten würde.»

Da ich nicht eine Sekunde daran zweifelte, dass mit dieser Drohung nur geblufft werden sollte, gehörte auch kein Mut dazu, den Zettel abermals unbeschrieben abzugeben.

Gelegentlich hatte ich einen Vernehmer, mit dem ich lange Kunstgespräche führte. Es war deutlich zu spüren, dass er sich in seiner kriminalistischen Rolle unglücklich fühlte, und gerade das machte ihn sympathisch. Manchmal war ich in Versuchung, ihn zu trösten: Was können Sie dafür, dass Sie zu diesem unangenehmen Geschäft abkommandiert sind?

Eines Tages erzählte er mir, dass er «die Eroberung von D.» (der Heimatstadt meiner Mutter) miterlebt habe. «So?», sagte ich, «da brauchten Sie doch nur noch einen Trümmerhaufen zu erobern. Wahrscheinlich kamen Sie sich dabei sehr heldenhaft vor?» Der Amerikaner sah mich einen Augenblick unsicher an, dann antwortete er: «Ihr Deutschen denkt immer gleich an Heldentaten. Als ob es darauf ankäme. Wir wollen möglichst glücklich sein. Ist das nicht wichtiger?»

Das Gespräch wäre kaum in meiner Erinnerung haften geblieben, wenn es mich nicht zum Nachdenken veranlasst hätte. Dieser Vernehmer war übrigens Jude, wie wohl die meisten seiner Kollegen.

In Ludwigsburg mussten wir oft lange auf einem Flur warten, bis wir vernommen wurden. [Die Wände des Flurs waren mit grauenhaften Foto-](#)

plakaten bedeckt, auf denen Berge von KZ-Leichen oder sterbende KZ-Häftlinge zu sehen waren. Wahrscheinlich kennst du diese Plakate. Sie haben unsere Schande damals wohl fast überall in die Welt hinausgeschrien. Während des Wartens mussten wir vor diesen Plakaten stehen und sie betrachten.

Eines Tages beobachtete ich, dass ein amerikanischer Posten einen beinamputierten Internierten, der ohne Krücken an der Wand gestanden hatte, indem er sich mit den Händen dort abstützte, mutwillig umstiess. Danach erklärte ich meinem Vernehmer empört, ich könne nicht glauben, dass jemals ein deutscher Soldat so gemein mit einem Gefangenen umgegangen wäre, wie der Wachtposten eben mit dem Amputierten. Ausserdem würde ich auch an der dokumentarischen Echtheit der KZ-Plakate zweifeln. Dies alles seien Fotomontagen, die nur dem Zweck dienten, uns Nazis als Untermenschen zu diffamieren. Der CIC-Offizier schnappte nach Luft, dann schrie er mich an (es war das einzige Mal, dass ich von einem dieser Männer angeschrien wurde). Fast noch in derselben Sekunde wurde seine Stimme wieder leise, und er redete zu mir, wie zu einem uneinsichtigen Kind, freilich mit einem deutlichen Unterton von Resignation.

Das, was die Plakate und unsere Vernehmer über die KZ's sagten, hielten wir für masslose Übertreibung, wenn nicht für glatte Erfindung. Allerdings stellte sich mir immer wieder die Frage: Woher kommen diese Berge von Leichen verhungerten Menschen? So etwas lässt sich doch nicht imitieren.

Im Lager wurde erzählt, die Dachauer Aufnahmen seien so zustande gekommen, dass man die Massengräber der Münchner Bombenangriffstoten ausgehoben und ihren schrecklichen Inhalt nach Dachau verfrachtet habe. Dieser Version begegnete ich mit Skepsis. Ich hatte gesehen, wie die Toten der Luftangriffe aussahen. Sie unterschieden sich deutlich von den Leichen der Verhungerten. Eine andere Version wollte wissen, dass die Plakate mit Fotos aus asiatischen Hungergebieten gemacht worden seien. Auch dagegen gab es Bedenken. Die Frage war nicht befriedigend zu beantworten. Umso mehr musste man sich davor hüten, ihr ernsthaft nachzugehen.

Unter den internierten Frauen gab es eine Anzahl ehemaliger KZ-Aufseherinnen. Die meisten waren primitiv, grob und geltungsbedürftig, aber einzelne machten keinen schlechten Eindruck, und ihnen glaubte ich, wenn sie beteuerten, es habe keine Vernichtungsapparaturen in den KZ's gegeben.

Mit uns waren auch eine Reihe ehemaliger KZ-Insassinnen interniert: Junge Ausländerinnen, die sich gegenüber unseren Wachtposten wie Dirnen benahmten. Warum diese Mädchen in deutschen KZ's gesessen

und warum die Amerikaner sie bei uns wieder eingesperrt hatten, habe ich nicht erfahren. Sie erzählten uns, dass sie während des Krieges ihr Frauen-KZ freiwillig verlassen hätten, um in den Bordellen von Männer-Lagern zu «arbeiten», und dass es ihnen dabei sehr gut gegangen sei.

Ich habe niemals nachprüfen können, ob wir von diesen Mädchen belogen wurden. Vermutlich befanden sich die «hübschen Bordell-Häuschen am Waldrand», von denen sie schwärmten, in grossen Arbeitslagern und nicht in KZ's. Aber solche Unterscheidungen konnten wir damals noch nicht treffen. Wir fanden, dass die Einrichtung von Häftlingsbordellen während des Krieges eine unnötige Geldausgabe war. Wenn aber selbst diese Bedürfnisse der Gefangenen berücksichtigt wurden, sprach dann nicht alles gegen die Stichhaltigkeit der «Schauermärchen», die die Amerikaner uns glauben machen wollten?

Während des Nürnberger Prozesses hörten wir im Mai 1946 eine Übertragung der Schlussworte der Hauptangeklagten. Baldur von Schirach, der die Hitler-Jugend aufgebaut hat und bis zuletzt ihr oberster Führer gewesen ist, sagte dabei unter anderem: «Meine Schuld besteht darin, dass ich die Jugend unseres Volkes für einen millionenfachen Mörder organisiert habe.»

Dieses Bekenntnis traf viele von uns wie ein heimtückischer Schlag. Ich hatte mich aus dem Saal davongeschlichen und sass in einer dunklen Ecke hinter der Bühne, aber selbst dort noch schämte ich mich für die vermeintliche Gesinnungslosigkeit meines ehemaligen höchsten Vorgesetzten, als seien Hunderte triumphierender Blicke auf mich gerichtet. In meiner Nähe hörte ich unterdrücktes Schluchzen. Als ich aufstand, sagte neben mir eine Stimme, von der ich nicht wusste, wem sie gehörte: «Wundert es dich? Er war seit Jahren ein typischer Bonze geworden. Solche Leute halten dem seelischen Druck der Gefangenschaft nicht stand.»

Damals konnten wir uns nicht vorstellen, dass Schirach in Nürnberg mit Beweismaterial konfrontiert worden war, aus dem hervorging, dass Hitler in der Tat Millionen ermordet hatte.

Du wirst darauf warten, von mir zu hören, wie wir langsam doch misstrauisch wurden und nachzudenken begannen. Nun, es bleibt bis heute etwas Unbegreifliches für mich: Jahrelang lebten hier die Führerinnen der weiblichen Jugend auf engem Raum zusammen mit höchsten Führerinnen der Frauenschaft und des Arbeitsdienstes, und doch kann ich mich an kein einziges Gespräch erinnern, in dem der Versuch einer sachlichen Analyse unserer nationalsozialistischen Grundbegriffe und ihrer praktischen Anwendung gemacht worden wäre. Es ist unendlich viel geredet worden, denn an Zeit dazu fehlte es uns nicht. Die Vergangenheit wurde wiedergekaut und die Gegenwart kritisiert. Dieser oder jener Bestandteil unserer Arbeit schien uns jetzt ein bedauerlicher Missgriff, und

von manchem Parteifunktionär rückten wir ab, aber an die Fundamente wurde nicht gerührt. In meiner Gegenwart kam niemals jemand auf den Gedanken, etwa zu fragen: Wie, wenn die Amerikaner mit ihren Behauptungen über die KZ's doch recht hätten? Welche Folgerungen müssten wir daraus ziehen?

Oder: Was bedeutet es, dass Hitler, Himmler und Goebbels sich der Verantwortung entzogen haben, indes hier siebzehnjährige Jugendführerinnen vor ein Gericht gestellt werden?

Wahrscheinlich hat es Frauen unter uns gegeben, die derartige Fragen stellten. Aber die verhängnisvolle Isolierung, in der man als exponierter «Spitzenfunktionär» schon während des Krieges gelebt hatte, muss im Lager ihre Fortsetzung gefunden haben, anders ist es nicht zu erklären, dass diese Probleme niemals in unserer Gegenwart zur Sprache kamen. Manchmal streifte mich der Gedanke, dass es notwendig sei, mich für künftige Auseinandersetzungen mit klaren Begriffen dessen auszustatten, was ich als meine nationalsozialistische Weltanschauung verteidigen wollte. Sobald ich aber versuchte, darüber nachzudenken, zerrann mir alles, wonach ich griff, zwischen den Fingern. Grauen beschlich mich: sollte es das imponierende Gedankengebäude unserer Weltanschauung womöglich überhaupt nicht gegeben haben? Ich hatte Rosenbergs Bücher und das theoretische Schrifttum der Partei (abgesehen von Hitlers «Mein Kampf») nie gelesen. Die philosophisch-wissenschaftliche Fundierung des Nationalsozialismus hatte ich den «geistigen Führern» der Bewegung überlassen. Eine gründliche Beschäftigung damit wäre mir während des Krieges wie eine sträfliche Zeitverschwendung vorgekommen. Jetzt schien das alles nachgeholt werden zu müssen. Aber wo waren sie denn, die grossen, tiefen Gedanken und die gesicherten Erkenntnisse, auf deren Fundament wir eine neue Welt hatten errichten wollen? Eine kaum hörbare Stimme in mir sagte: Nirgends, es hat sie nie gegeben. In dieser Antwort verbarg sich die Macht einer tödlichen Enttäuschung. Dagegen gab es nur einen Schutz: nicht weiterzudenken. Aber man konnte sich an den alten Schlagworten aufrichten, von denen man nicht zum Denken gezwungen wurde. Gleichwohl vermittelte es das angenehme Gefühl einer scheinbaren geistigen Auseinandersetzung mit unserer Lage, wenn man diese Schlagworte in seinem Tagebuch wirkungsvoll notierte.

In meinen Aufzeichnungen steht folgender Satz: «Kein Zweifel, der Nationalsozialismus als Idee von der rassistischen Erneuerung, vom Grossdeutschen Reich und von einem vereinten Europa ist gescheitert. Jetzt ist er der Prügelknabe für alle Neid- und Rachegelüste der Feinde Deutschlands. Aber eines Tages wird die Geschichte beweisen, dass er eine der grössten politischen Konzeptionen der Neuzeit war . . .»

Selbst im Untergang warf dieses «grosse Konzeption» noch einen Glanz auf das politische Schicksal derer, die sich ihr verschrieben hatten: Wir fühlten uns als die Treuen im Lande, die zu ihrer Gesinnung standen und die Ehre ihres Volkes retteten «in einer Zeit, in der die Opportunisten und Denunzianten das Feld beherrschten». Dabei waren wir zwar nicht frei von Selbstmitleid, aber unsere Empfindungen waren ehrlich.

Wie wir über die Entnazifizierung dachten, wird dir nach all dem nicht mehr zweifelhaft sein. Wir sprachen unseren Richtern jegliche Legitimation zu diesem Amt ab. Was müssen das für Deutsche sein, so fragten wir uns, die sich bereit fanden, als Handlanger der Sieger- und Besatzungsmächte über Landsleute zu Gericht zu sitzen, deren Schuld darin bestand, dass sie um die Verwirklichung eines politischen Ideals gerungen hatten?

Ich habe diese Spruchkammern so verachtet, dass ich nicht gezögert hätte, ihnen gegenüber mit allen Mitteln der Lüge und Fälschung zu arbeiten, falls es mir notwendig erschienen wäre. Als ich selbst zum ersten Mal vor ein derartiges Gericht zitiert wurde, schien es mir aber gar nicht der Mühe wert, auch nur einen Gedanken an die Frage zu verschwenden, ob es ratsam sei, in diesem oder jenem Punkt die Unwahrheit zu sagen. Konsequenz zu lügen ist anstrengend, und einer solchen Anstrengung wollte ich diese Richter nicht würdigen.

Ich war in der Gruppe der «Hauptschuldigen» angeklagt und hatte nur eine Sorge: die, nicht als «Mitläufer» eingestuft zu werden.

Die Verhandlung dauerte neun Stunden. Schon bald nach Beginn des Wortgefechtes beschlich mich ein schwer definierbares Unbehagen. Ich konnte mich plötzlich des Eindruckes nicht erwehren, dass die Richter (von denen keiner Jurist war) ihr Amt sehr ernst nahmen.

Auch der öffentliche Ankläger, von dem es hiess, er habe den Beruf eines Schreiners erlernt, schien ehrlich überzeugt zu sein, dass er es Deutschland und der Welt schuldete, mich zur Sühne meiner politischen Verbrechen für einige Jahre einsperren zu lassen.

In dem Augenblick, in dem mir das klar wurde, schwand mein Hochmut dahin, und ich empfand etwas wie eine Gemeinschaft zwischen meinen Richtern und mir. Was mich mit ihnen verband, war ein Gefühl der Scham. Das Volk, dem sie und ich angehörten, hatte in einem Rausch nationaler Leidenschaft die Führung des Kontinentes an sich reißen wollen (mochte man darüber denken, wie man wollte, die Tatsache war nicht zu leugnen). Es hatte einen Weltkrieg entfesselt, durch den es sich schliesslich selbst dem Untergang preisgab. Jahre würden allein darüber hingehen, bis die Millionen Toten in aller Welt registriert waren. Wir, die Überlebenden waren von infernalischen Erfahrungen gezeichnet.

Und nun ging dieses gleiche Volk daran, in der Manier eines beschränkten Dorfschulzen, mit ängstlichem Bürokratismus, wichtigtuerisch und treuherzig über die Rolle zu Gericht zu sitzen, die jeder von uns im schauerlichen Welttheater des letzten Jahrzehnts gespielt hatte. Glaubte es auf diese Weise mit dem Ungeheuerlichen fertig zu werden?

Mitten in der Verhandlung hätte ich aufspringen und sagen mögen: Macht keine Umstände, verurteilt mich als Hauptschuldige, was liegt mir daran, aber begreift um Himmels willen, dass es Wahnsinn ist, was wir hier miteinander treiben. Wir reagieren auf den Ausbruch eines Vulkans, der die halbe Welt in Brand gesteckt hat, indem wir beschwichtigend «Hänschen-klein» singen.

Nach der Verhandlung fiel mir einer der Beisitzer weinend um den Hals, ein alter Mann, dessen psychische Kräfte wohl schon im Schwinden waren. Ich hielt ihn für einen Kommunisten. Auf seine erste Frage, ob meine Mutter mir nie gesagt habe, dass Horst Wessel ein Zuhälter gewesen sei, antwortete ich: «Meine Mutter hat zeitlebens nicht gewusst, was ein Zuhälter ist.» Von da an reagierte er mit einem scharfen klassenkämpferischen Akzent, der sich gegen meine bürgerliche Herkunft richtete. Dieser Mann hatte seinem Sohn unter Lebensgefahr zur Fahnenflucht verhelfen, indem er ihn versteckt hielt. An dem Tag, an dem die Amerikaner, von Vater und Sohn freudig begrüsst, einmarschierten, tötete eine verirrte Kugel aus dem Gewehr eines Negersoldaten den Jungen.

Während ich den alten Mann mit hilflosen Worten zu trösten versuchte, empfand ich das ganze Elend der politischen Ratlosigkeit, in die unser Volk gestürzt war.

Obwohl mein Urteil mir schriftlich bestätigte, dass ich die deutsche Jugend durch meine Presse- und Propagandaarbeit nationalsozialistisch «vergiftet» hatte, schnitt ich günstiger ab als meine Freundin, die nur Musikreferentin gewesen war und auf wichtige Entlastungsmomente hinweisen konnte. Es war ihr, wohl nur aus einem Mangel an Redegewandtheit, nicht gelungen, was ich wider Willen vermocht hatte: die Sympathie der Richter zu erobern. Diesen Männern und Frauen, denen die Objektivierungsübung der Berufsrichter fehlte, war es unmöglich, ihre persönlichen Empfindungen aus dem Spiel zu lassen.

## 17

Die Welt, in die hinein wir entlassen wurden, empfanden wir als feindlich. Zunächst nötigte sie uns den Existenzkampf auf, der uns bisher, wenn auch unter wenig freundlichen Umständen, erspart geblieben war. Ausser der alten amerikanischen Soldatenuniform, die ich auf dem Leib trug, besass ich nichts, und ich musste monatelang vergeblich darum

kämpfen, in der Heimatstadt meiner Mutter Zuzugsgenehmigung zu bekommen, in der der Rest meiner Familie nach dem Krieg ansässig geworden war. Da mir diese Genehmigung verweigert wurde, gab mir auch keine Behörde Lebensmittelmarken. Der damalige Leiter des Wohnungsamtes, zu dem ich mich nach tagelangem Schlangestehen durchgekämpft hatte, sagte mir, als er erfuhr, dass ich an einem bestimmten Stichtag Arbeitsdienstführerin in der Nähe von Lodz gewesen war: «Dann gehen Sie doch nach Russland. Wenn die Nazis gesiegt hätten, wären Sie dort jetzt ganz grosse Gauführerin.»

Ich war also darauf angewiesen, von dem zu leben, was meine Geschwister von ihrer eigenen Hungerration für mich absparten. Alle Widrigkeit dieser Umstände liess sich relativ leicht ertragen, weil mich mein «Kampf gegen die Demokratie» innerlich in Spannung hielt. Dass ich aus dem Lager entlassen worden war, bedeutete nicht meine Entlassung aus der Gemeinschaft der Internierten. So gut ich konnte, benützte ich meine Bewegungsfreiheit, um einigen von denen, die in der Haft hatten bleiben müssen, zu helfen. Ich versuchte, ihre politischen Prozesse voranzutreiben, schlich mich zu heimlichen Gesprächen an den Lagerzaun, bis mich die Wachtposten mit Steinwürfen vertrieben, und erfand Schmuggelwege für Nachrichten ins Lager. Dies alles geschah in dem Gefühl, dass die Demokratie etwas Verächtliches, Hassenswertes sei, ein Gegner, der keine ehrliche Feindschaft verdiente.

Da meine Bemühungen um Zuzug und Lebensmittelmarken erfolglos blieben, ging ich schliesslich auf einen kleinen Bauernhof im Vogelsberg, der den Eltern einer Freundin gehört. Auf dem Land war die Ernährungsfrage weniger unlösbar.

Nach meiner Rückkehr in die Stadt, in der ich zuletzt interniert gewesen war, übernahm ich die Betreuung des prominentesten politischen Häftlings, der dort noch im Männerlager sass. Inzwischen hatte ich eine Reporterstellung bei einer Tageszeitung bekommen, dank der Vermittlung des sachverständigen Beisitzers meiner zweiten Spruchkammerverhandlung. Meine politische Vergangenheit musste meinen Arbeitgebern vorläufig allerdings verschwiegen werden.

Zu welchen Wagnissen ich damals aus «Gesinnung» bereit war, mag dir folgende Schilderung verdeutlichen: Eines Tages fuhr ich zu dem Chef der hessischen Entnazifizierungsbehörde nach Wiesbaden und erklärte ihm, ich sei von meiner Redaktion geschickt worden, um ihn zu interviewen. Der Beamte ging bereitwillig auf meine Fragen ein, und es gelang mir, ihm wichtige Angaben über den bevorstehenden Prozess gegen den prominenten Häftling, den ich betreute, abzuluchsen. Natürlich wurde ich gebeten, bestimmte Mitteilungen nur als «persönliche Informationen» zu betrachten.



Glücklicherweise hat mein Gesprächspartner später nichts unternommen, um festzustellen, warum das gegebene Interview niemals in der Zeitung erschienen ist.

Auf ein Abenteuer wie dieses hätte ich mich niemals eingelassen, wenn ich damals nicht bis in die Haarspitzen hinein von dem Gefühl erfüllt gewesen wäre, dass meinen Freunden und mir Unrecht widerfuhr, indem wir wie eine Menschenart minderer Qualität behandelt wurden.

Aus der Auflehnung dagegen und aus dem Bewusstsein, «in einer Gemeinschaft zu stehen», die kein feindlicher Befehl zerstören konnte, schöpfte ich den Halt, den ich damals zum Leben brauchte. Die Gemeinschaft war «unsichtbar» geworden, aber sie wirkte sich noch jahrelang bis in die alltäglichen Fragen meines Daseins aus. Als ich es mir zum Beispiel schon längst hätte leisten können, statt der Margarine Butter aufs Brot zu essen, fuhr ich fort, sehr asketisch zu leben: Ls gab so viele Familien ehemaliger Kameraden, in denen die Kinder hungern mussten, weil ihre Ernährer gefallen waren oder in Gefängnissen sassen. Ich hätte mich zwingen müssen, sie zu vergessen, um mich selbst – sei es durch einen Aufwand an Kleidung oder Ernährung oder Wohnungskomfort – verwöhnen zu können. Immer wieder tauchten plötzlich ehemalige Nationalsozialisten bei mir auf, die ich von früher nicht kannte, und baten mich um Geld für Familien, die sich versteckt halten mussten oder aus anderen Gründen in Not lebten. Ich war glücklich, wenn ich ihnen helfen konnte, und ich habe manchmal mehr als die Hälfte von dem fortgegeben, was ich verdiente, obwohl meine Einnahmen noch spärlich waren. Das alles schreibe ich dir, nicht um mit meinem «Edelmut» zu prahlen. (Dieses Verhalten kostete mich niemals Überwindung, was wohl damit zusammenhing, dass ich im letzten Kriegsjahr den Sinn für materiellen Besitz ganz eingebüsst hatte. Er brauchte lange, um sich neu zu bilden.) Ich will dir nur klarmachen, wie konkret die Bindung an die unsichtbar gewordene Gemeinschaft meiner alten Freunde damals noch für mich – und gewiss für viele meiner Schicksalsgenossen – war.

Unter den ehemaligen Hitler-Jugend-Angehörigen, die ich zuweilen traf, war ein allgemeines Geflüster über illegale Zusammenschlüsse, aber diese Dinge liessen sich nie für mich greifen. Ich habe mich freilich auch nicht darum bemüht, Anschluss an irgendeine Gruppe von «Ehemaligen» zu bekommen. Mitbestimmend dafür mag gewesen sein, dass mir nie jemand über den Weg gelaufen ist, der mich kraft seiner Persönlichkeit für eine solche Gruppenbildung hätte gewinnen können.

Eines Tages besuchte mich eine mir nur flüchtig bekannte Kameradin und unterwarf mich einem heimlichen «Verhör», von dem es (wie ich

bis heute glaube) abhängig gemacht werden sollte, ob eine gewisse Gruppe «Ehemaliger» sich um engere Fühlung mit mir bemühen wollte. Mein Besuch führte geheimnisvolle Reden, aus denen ich entnahm, dass diese Gruppe in Not geratenen Nationalsozialisten zu helfen versuchte. Wie greifbar das werden konnte, wurde mir wenige Tage später klar, als ich in den Radionachrichten hörte, ein bestimmter führender Nationalsozialist sei aus seiner Haft entwichen. Meine Besucherin hatte mir beiläufig erzählt, jener Mann müsse in den nächsten Tagen mit seiner Ver Schubung nach Dachau rechnen, und dort erwarte ihn ein höchst peinlicher Prozess. «Wir werden dafür sorgen müssen, dass er noch vorher verschwindet.» Dafür war also in der Tat gesorgt worden. Wer dieses «wir» war, habe ich niemals festzustellen versucht.

Ich habe bei dem «Verhör» meiner Besucherin nicht positiv abgeschnitten, sonst hätte ich irgendwann einmal wieder etwas von diesen Leuten erfahren. Grundsätzlich gab es wohl keine Meinungsverschiedenheiten zwischen uns, und was dort in einer Gruppe geschah, tat ich für mich allein auch.

Aber obwohl ich mich nach der Gemeinschaft sehnte, in der ich so viele Jahre gelebt hatte, spürte ich einen inneren Widerstand gegen jeden Anschluss an eine Gruppe. Entscheidend war: ich wollte mich nicht wieder unterordnen. Unbewusst fürchtete ich mich wohl davor, abermals unter Vormundschaft zu geraten. Zwar billigte ich die Tendenz solcher Zusammenschlüsse, aber ich wollte durch nichts daran gehindert werden, mich den Problemen so unbeeinflusst wie möglich zu stellen.

Während der beiden ersten Jahre nach meiner Internierung war das äussere Leben zwar hart, aber seine psychische Bewältigung schien nicht besonders schwierig zu sein. Deutschland, so sagte ich mir, wird von seinen siegreichen Feinden und von den Liebedienern seiner Feinde beherrscht. Es gereicht dir zur Ehre, dass diese Leute dich verachten. Rette dich über die traurige Zeit hinweg, und hilf deinen Freunden, so gut du kannst.

Diese Haltung war noch genährt von der pathetischen Selbstgerechtigkeit, die sich während der Lagerzeit in uns gebildet hatte. Nach meiner Entlassung hatte ich versucht, unser damaliges Lebensgefühl in einem Sonetten-Zyklus zu verdichten. Aus ihm spricht mich heute noch die kämpferische Gespanntheit an, mit der ich mich der veränderten Welt entgegenstellte. Aber diese innere Spannung musste nachlassen, das Pathos allmählich abblättern. Übrig blieb eine vernichtende Enttäuschung. Die Verzweiflung, die mich am ersten Tag meiner Einzelhaft im Heidelberger Gefängnis überfallen hatte, wurde jetzt auf Jahre hinaus meine Grundstimmung. Es gab keine Möglichkeit mehr, die Erkenntnis zurückzudrängen, dass alle Opfer umsonst gebracht worden waren. Millionen

Menschen hatten ihr Leben freiwillig für das Deutschland hingegeben, für das auch ich bereit gewesen war, zu sterben. Millionen hatten ihre liebsten Angehörigen, ihre Gesundheit und ihren Besitz in die Waagschale geworfen, die dennoch – von zynischer Ungerechtigkeit (so jedenfalls schien es mir) gelenkt – in die Höhe geschneit war. Wann hatte unser Volk jemals in all seinen Schichten und Generationen die angeborene menschliche Trägheit und den Egoismus so weit überwunden, wie während des letzten Krieges? Und was war nun sein Lohn?

Diese Gedanken wieder und wieder zu denken, wurde lebensgefährlich. In dem Sonetten-Zyklus hatte ich mich noch an meinem eigenen Pathos berauschen können. Dort hatte ich meine Freunde beschworen, jeden neuen Tag im Angesicht unserer Toten zu leben. Das war ehrlich gemeint, aber es war nur einer jener rhetorischen Fluchtversuche vor der schrecklichen Wirklichkeit, wie sie in solchen Zeiten von vielen Poeten (und solchen, die sich dafür halten) gemacht werden.

Jetzt zwangen mich die Toten, mit ihnen zu leben. In grauenhaften Träumen kämpfte ich mit den Bildern meiner Erinnerung. Aber was das Unterbewusstsein ausspie, übertraf alles Erlebte an Entsetzlichkeit. Ein unabsehbares Heer von Gespenstern, Verstümmelten und Ungeheuern bevölkerte meine Traumlandschaften, in denen Städte brannten und Wälder vom Bombenhagel niedergemäht wurden. Manchmal drängten die Gespenster über die Schwelle des Tagesbewusstseins hinaus und begegneten mir auf der Strasse, oder kamen durch die Wände meines Zimmers an meinen Tisch.

Fast bis in die letzten Kriegstage hinein hatte ich mich geweigert, der Angst in mir Raum zu geben. Jetzt erfüllte sie mich ständig. Nicht einmal am hellen Tag konnte ich auch nur hundert Schritte aus einer Ortschaft ins freie Land hinausgehen, ohne mich zu fürchten. Abendspaziergänge, bei denen man von der Dunkelheit überrascht wurde, wurden selbst dann zur Qual für mich, wenn ich mich in Gesellschaft befand. Ich erinnere mich, dass ich auf dem hellen Flur des Gerichtsgebäudes, in dem ich täglich zu tun hatte, plötzlich zu laufen begann, weil hinter meinem Rücken etwas Unheimliches war, von dem ich mich bedroht fühlte.

Auf der Strasse konnte es mir widerfahren, dass ich nicht weiterzugehen wagte, weil ich überzeugt war, beim nächsten Schritt würden die Häuser zu meiner Rechten und Linken rückwärts ins Weltall stürzen. Solche Zustände, in denen die Furcht auf etwas Bestimmtes gerichtet war, habe ich freilich nur selten erlebt, aber jahrelang empfand ich eine gegenstands- und ziellose Angst, die nur sehr allmählich an Intensität verlor. Die Angst hing mit der Verzweiflung über die vermeintliche Sinnlosigkeit alles dessen zusammen, was wir erlebten. Während des «Dritten

Reiches» waren wir von einer «Sinnerfülltheit» unseres Daseins verwöhnt worden, die fast jede unserer Handlungen durchwirkte: Wir konnten glauben, uns mit dem Stück Brot, das wir assen, für unseren Kampf um Deutschlands Sieg zu stärken. Wenn wir darauf verzichteten, das Brot zu essen, so konnten wir meinen, dass es einen Bedürftigeren für diesen Kampf kräftigen würde. Jetzt schien uns beides gleich sinnlos: das Brot zu essen oder darauf zu verzichten.

Aber für das alles musste es einen Schuldigen geben. Nach ihm suchte ich. Der Gedanke, dass das Massenmorden des Krieges von Menschen verschuldet sein könnte, schien mir absurd. Die Macht zu so ungeheuerlichem Wahnsinn konnte nur in Gottes Hand liegen. Ihn hatte ich mit aller Naivität zum heimlichen Schutzpatron des «Dritten Reiches» ernannt (ohne das freilich jemals so zu formulieren): Jetzt glaubte ich sein wahres Gesicht zu erkennen: das eines blutgierigen Götzen, der Liebe und Opferbereitschaft mit Vernichtung lohnte. Dafür hasste ich ihn leidenschaftlich.

An dieser Stelle meines Berichtes wirst du einen Einwand machen. Ich nehme ihn voraus: «Und wenn Hitler-Deutschland im Krieg gesiegt hätte», wirst du mich fragen, «wärest du dann auch – um des Massenmordens willen – an dem göttlichen Schutzpatron irre geworden?»

Solche Fragen lassen sich nicht eindeutig beantworten. Vielleicht kann ich sagen: Das Blutopfer des deutschen Volkes hätte mich nach einem deutschen Sieg deshalb nicht irre gemacht an der Gerechtigkeit des geschichtlichen Geschehens, weil es mir nicht mehr sinnlos vorgekommen wäre. Wie ich freilich reagiert hätte, wenn ich – nicht nur theoretisch, sondern durch menschliche Begegnungen – mit den ungeheuerlichen Leiden der Juden in Berührung gekommen wäre und ihr ganzes Ausmass erfahren hätte, wage ich nicht zu entscheiden.

Das Gefühl, einer letzten Instanz von zynischer Grausamkeit ausgeliefert zu sein, stellte die eigene Existenz in Frage. Nur ein Titan oder ein ganz areligiöser Mensch konnte sich im Angesicht einer solchen Gottheit und mit diesem Wissen um die vermeintliche Sinnlosigkeit der Geschichte behaupten, ohne seinen Tod herbeizuwünschen.

Von solchem Titanentrotz war ich weit entfernt. Ich reagierte auf meine neue Welterkenntnis, indem ich immer wieder tagelang in einen Zustand seelisch-körperlicher Lähmung verfiel, der es mir unmöglich machte, auch nur eine Hand zu bewegen. Dabei hatte ich einen einzigen Gedanken: Könntest du sterben!

Niemals habe ich versucht, diesen Wunsch zu realisieren. Das mag vor allem folgende Gründe haben: Solange ich in der tiefsten Depression verharrte, war ich auch körperlich «wie gefesselt». Ausserdem sagte mir

eine Gewissheit, der ich nichts entgegenzusetzen hatte, dass der Tod nicht das Ende bedeutet, sondern nur ein Tor ist. Der Fluchtweg in das Nirwana war mir abgeschnitten. Als mir das zum ersten Mal deutlich wurde, betrachtete ich es als die unbarmherzigste Wahrheit, deren Hin-nahme mir auferlegt werden konnte. Etwa ein Jahr nach meiner Entlassung aus dem Lager begann ich mich mit der zeitgenössischen Philosophie zu beschäftigen. Sartre faszinierte mich (ich fühlte mich durchaus zur «Freiheit verdammt»). Später sagte mir Heidegger mehr. Die «Geworfenheit» empfand ich als meine Situation.

Nach allen Erfahrungen schien mir die absolute Bindungslosigkeit die einzig aufrichtige Haltung, und ich empfand, dass es eine Frage des menschlichen Ranges sei, wem es gelingen würde, standhaft in ihr zu verharren. Das einzig «Positive» in diesem «Nihilismus» war meine Hass-Bindung an das Höchste Wesen.

Damals hatte ich in meiner geistig-seelischen Orientierung den absoluten Nullpunkt erreicht. Diese Situation entsprach meiner äusseren Nullpunktlage vollkommen. Wenn ich jetzt darauf zurückblicke, möchte ich sagen: Dass ich so tief in die Armut hineingeraten durfte – und zwar in einem Augenblick, in dem ich noch jung genug war, um einen neuen Beginn zu wagen – gehört zu den Fügungen meines Geschicks, denen ich die grösste Dankbarkeit schulde.

Selten einmal treffe ich ehemalige Nationalsozialisten, von denen ich sagen möchte, dass sie seit 1945 nur noch rückwärtsgerichtet leben. Manche von ihnen bemühen sich um eine gewisse Objektivität. Sie sagen etwa: «Jawohl, der wirtschaftliche Aufstieg Westdeutschlands ist eine grosse Leistung, und er wäre nicht ohne die Hilfe Amerikas gelungen.» Und dann kommen die Abers: Aber was für eine Zersetzung des kulturellen Lebens, was für eine Demoralisierung der Jugend, was für ein Mangel an Nationalbewusstsein, was für ein rassischer Zerfall und so fort. Der Nachsatz lautet dann stets: Wieviel besser war das alles zur Zeit Hitlers.

Jene Menschen, von denen ich hier rede, hatten im ‚Dritten Reich‘ die grosse Zeit ihres Lebens. Ich meine jetzt nicht, weil sie vielleicht ein Amt verwalteten, das ihnen schmeichelte, und weil sie Macht ausüben konnten, sondern weil sie damals «an etwas glaubten», das sie aus der Enge ihres dürftigen Daseins herausrief und in einen Dienst stellte, in dem sie über sich hinauswachsen mussten.

Das Unglück dieser Menschen nach 1945 war ihre Angst vor der Armut, und daran hat sich seither nichts geändert: es ist schwer, das bisschen «grosse Zeit», das man selbst erlebt hat, hergeben zu müssen. Vielleicht kann man es nur, wenn man unbewusst spürt, dass die seelischen Kräfte noch reichen, dem entleerten Dasein einen neuen Sinn zu suchen. Das ist aber, nach meiner Beobachtung, häufig eine Frage des Alters. Diejenigen

unter meinen früheren Gefährten, die bei Kriegsende die Mitte des dritten Lebensjahrzehntes überschritten hatten, fühlten, so scheint es mir, häufig nicht mehr die Kraft, sich der heilsamen Verzweigung zu überantworten. Sie klammern sich, auch heute noch, an Gestriges, und leben das freudlose Leben «Hinterbliebener».

Ich hoffe, du erwartest nicht von mir, dass ich dir die Schritte meines inneren Weges bis zu dem Punkt, an dem ich heute stehe, so deutlich nachzeichne, dass dir ein jeder zugleich als Folge des vorangegangenen und als Ursache des nächsten erkennbar wird. Dafür ist mir alles noch zu nahe, und solche inneren Prozesse spielen sich in einer schwer überschaubaren Vielschichtigkeit ab. Aber so gut ich kann, will ich dir berichten. Vielleicht überrascht oder entsetzt es dich: ich habe ein rundes Dutzend Jahre gebraucht, um die innere Ablösung vom Nationalsozialismus zu vollziehen. Andere Menschen aus meinem früheren Freundeskreis stehen noch heute mitten in dem Prozess. Eine österreichische Freundin, die vor und nach dem Anschluss ihrer Heimat an das «Reich» eine führende Rolle in der Hitler-Jugend gespielt hat, hat diesen Prozess in einem halben Jahr hinter sich gebracht, und ich habe mich überzeugen können, dass sie sehr gründlich umdenken gelernt hat. Sie hat im Sommer 1945 in jeder freien Minute Goethe und Shakespeare gelesen, und als sie diese geistig-seelische Reinigungskur hinter sich hatte, war sie «geheilt».

Ich habe mit meiner Behauptung, zeitweilig im absoluten Nullpunkt gelebt zu haben, unzulässig vereinfacht: Bereits während der Internierung gab es für mich Berührungspunkte mit meiner eigenen Zukunft, die jenseits des Nullpunktes lag.

Unter den Vertretern der Demokratie, mit denen ich während der Internierung persönlichen Kontakt bekam, gab es zwei von hoher menschlicher und sachlicher Überzeugungskraft. Beide wurden später meine nahen Freunde, und beiden verdanke ich es, dass ich nicht in einem geistig verworrenen und seelisch auf unreifem Trotz beharrenden Nihilismus steckengeblieben bin. Was mir zunächst an diesen Menschen imponierte, waren die Weite ihres geistigen Horizontes, die Klarheit ihres Denkens, und ihre gründliche Bildung. Beide waren entschiedene Gegner des Nationalsozialismus gewesen, aber das hinderte sie nicht, uns mit einer Unbefangenheit und menschlichen Vorurteilslosigkeit entgegenzutreten, die den Raum für sachlich klärende Auseinandersetzung öffnete.

Ich rede hier von Hermann Schafft, einem bekannten evangelischen Theologen, der vor 1933 zu den religiösen Sozialisten gehört hatte, ein geistiger Führer in der Jugendbewegung gewesen war und jetzt an maßgeblicher Stelle als Pädagoge wirkte. Er ist 1959 im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben.

Der zweite «Demokrat», der mein Mentor wurde, war eine Frau, die auf dem Weg über ein Studium der Mathematik, der Physik und später der Ethnologie schliesslich eine sehr intensive Beziehung zur Philosophie Martin Heideggers und darin ihren geistigen Mittelpunkt gefunden hatte.

Als ich die beiden näher kennenlernte, fragte ich mich: Wie ist es möglich, dass so vorzügliche Leute Gegner des Nationalsozialismus gewesen sind? Offenbar konnten selbst Menschen von diesem geistigen Format in ihren politischen Entscheidungen irren.

Das nationalsozialistische Prinzip «Jugend muss von Jugend geführt werden», das in der HJ angewandt wurde, bewirkte für die heranwachsende Generation einen verhängnisvollen Ausfall an Kontakten mit reiferen Menschen.

Unklar empfunden habe ich diesen Mangel immer. Es gibt mir jetzt zu denken, dass alle älteren Männer und Frauen, die in jenen Jahren eine gewisse Faszination auf mich ausübten, zugleich eine Enttäuschung für mich bedeuteten: Sie waren keine «wirklichen Nationalsozialisten». Es erwies sich als unmöglich, zu einer Freundschaft mit ihnen zu gelangen, obwohl ich eine Führung dieser Art schmerzlich entbehrte.

Der Grund ist einleuchtend: instinktiv fiel meine Wahl auf Leute, die dank ihrer charakterlichen Qualität und geistigen Überlegenheit zu viel Durchblick hatten, um sich mit dem Nationalsozialismus zu identifizieren. Die übrigen Erwachsenen, die so NS-besessen waren wie ich, hatten nicht den Rang von echten Lehrmeistern. Sie bewiesen (was ich damals natürlich nicht erkannte) gerade durch ihre Gebundenheit an den Nationalsozialismus, dass sie zwar das höhere Lebensalter, nicht aber die menschliche und geistige Reife, die ich suchte, vor mir voraus hatten. Nichts machte mir ihre Freundschaft begehrenswert. Im Laufe der Jahre entstand ein aus Trauer und Trotz genährtes Ressentiment: Die Alten (nämlich die, auf die es ankommt) lassen uns allein!

Ich schäme mich nicht, dir zu bekennen, dass ich die Erfahrung dessen, was man im weitesten Sinne bildende Freundschaft nennt, erst nachgeholt habe, als ich schon dreissig Jahre alt war. Und dann habe ich sie in vielfältiger Form als das tröstliche Äquivalent einer harten «Umschulung» beglückt genossen.

Es sind nicht wenig Freunde, an die ich mich in diesem Augenblick voll Dankbarkeit erinnere. Hermann Schafft habe ich dir genannt, weil er nicht mehr lebt. Die anderen sind gottlob noch unter uns. Etwa die Äbtissin eines evangelischen Klosters in der Lüneburger Heide, in dem ich kurz nach meiner Internierung gemeinsam mit HJ-Freunden an einer (nicht kirchlichen) Singwoche teilnahm. Ich war damals noch rechtschaffen «menschenscheu». Leuten, von denen ich nicht wusste, dass sie Nationalsozialisten gewesen waren, ging ich aus dem Weg. Ich er-

wartete Verachtung und Feindschaft von ihnen.

Am Abend des zweiten Pfingstfeiertages traf ich die Äbtissin in ihrem Garten, einem Blumen-Paradies von kaum bezähmbarer, schäumender Herrlichkeit. Ich überrumpelte mich selbst, indem ich sie fragte, ob sie Zeit und Lust zu einem Spaziergang habe. Sie war beim Giessen. Wortlos band sie ihre Gartenschürze ab und hielt mir das Torchen auf. Bis lange über Mitternacht liefen wir durch den Wald, und als wir nach Hause kamen, holte sie eine Flasche Wein aus dem Keller, das war damals eine Kostbarkeit, und später braute sie Kaffee.

Wahrscheinlich habe ich in dieser Nacht ununterbrochen geredet. Als ich morgens durch die langen, dämmrigen Korridore ging, spürte ich staunend: etwas Wichtiges hat sich geändert! An der Welt, die mich umgab, oder an mir?

Wie auf einer utopischen Insel hatte ich mich zwischen den schönen alten Möbeln und unter den Portraits der Äbtissinnen aus Jahrhunderten oder vor ihren Epitaphen am Eingang der kleinen Kirche gefühlt. Dieser Friede, diese Zeitlosigkeit und Unversehrtheit konnten nicht Wirklichkeit von meiner Wirklichkeit sein. Unmöglich konnten die Bewohner dieses Hauses teilgenommen haben an dem Grauen, der Zerstörung, dem Hass und der Verzweiflung des Krieges.

Über Nacht war ihre «Traumwelt» in meine Wirklichkeit einbezogen, und da war nirgends auch nur ein flacher Graben zu überbrücken gewesen. Hatte ich mich nicht vor einem Abgrund der Fremdheit, ja der Feindschaft gefürchtet?

Ich selbst hatte damals noch kein Schuldgefühl in Bezug auf meine politische Vergangenheit. Aber ich empfand die Nötigung der «anderen», eine Art Verbrecher in mir zu erblicken, als eine unabänderliche Realität. Hier nun hatte jemand von diesen «anderen» mich akzeptiert, obwohl ich schlechterdings unakzeptabel für ihn sein musste.

Weil diese Frau Christin war (eine in meinen Augen damals ziemlich fragwürdige Kategorie von Leuten, die einer religiösen Autosuggestion erlagen), hatte sie mir Freundschaft entgegengebracht, und ich spürte, dass ich dadurch für sie «gerecht» geworden war. Die Schuld, die ich – so wie sie die Dinge sah – objektiv auf mich geladen hatte, war getilgt und wie niemals dagewesen.

Diese Erfahrung machte mich sicherer und unsicherer zugleich. Sicherer, weil sich bestätigt hatte, dass die «anderen» nicht a priori meine Feinde waren, und unsicherer, weil ich allmählich lernen musste, zwischen latenten Freunden und latenten Feinden bei den «anderen» zu unterscheiden.

Hermann Schafft war von einer Internierten gebeten worden, zu uns ins



Darmstädter Frauenlager zu kommen. Denen, die bereit waren, ihm zuzuhören, hielt er damals einen Vortrag, an dessen Thema ich mich nicht mehr erinnere. Aber zweierlei ist mir im Gedächtnis haften geblieben: Der Mann, der in dem engen Lagerbüro vor uns sass, und von dem es hiess, er sei ein höherer Beamter im hessischen Erziehungswesen, trug einen fast schäbigen schwarzen Anzug mit einem grossen Flicken auf dem rechten Knie, dessen Stoff nicht zu dem Stoff der Hose passte – und er hatte die Stirn, uns zu erklären, das jüdische und das deutsche Volk seien in ihrem Wesen verwandter als je zwei andere Völker.

Der schäbige Anzug wird mir wohl imponiert haben, weil ich mich darüber ärgerte, dass ein «Bonze des neuen Regimes» so bescheiden auftrat. Während des Krieges hatte mich der Aufwand führender Männer oft erbittert. Jetzt begegnete mir also einer von den neuen Leuten, und – Welch ein Ärgernis – er gab sich genauso, wie ich gewünscht hätte, dass meine alten Gesinnungsgenossen in führender Rolle sich gegeben hätten. Die These, Juden und Deutsche hätten eine wesensbedingte Verwandtschaft, schockierte mich so heftig, dass ich mich jahrelang mit ihr herumschlug. Auf ihre Begründung kann ich hier nur in Stichworten eingehen: Hermann Schafft erwähnte das ruhelose Gottsuchertum beider Völker, ihre meist durch besondere Leistung oder durch Ehrgeiz bedingte Unbeliebtheit bei anderen Völkern, schliesslich ihre Auserwähltheitsvorstellungen.

Schon im Lager kam ich mit ihm ins Gespräch. Was mich dabei für ihn einnahm, war, dass er uns weder wie eine mindere Sorte Mensch behandelte, noch um unsere Sympathie warb, indem er uns bemitleidete und in unseren Anschauungen schonte.

Er wollte uns konkret helfen, und er bewies dabei einen sechsten Sinn für die besondere Not jedes Einzelnen, und zwar keineswegs nur für Nöte des Geistes oder der Seele.

Was ihn von Fall zu Fall bewogen haben mag, für die Gefolgsleute des ihm so verhassten Gewaltregimes einzutreten, weiss ich nicht. Keinesfalls gehörte er zu denen, die damals unbesehen «Persilscheine» austeilten.

Später traf ich immer wieder Leute, die ihm verdankten, dass sie nach 1945 eine neue Existenz hatten gründen können. Er hat vielen Familien die Zeit des Hungerns verkürzt, indem er dem politisch belasteten Vater oder der Mutter zu einer Arbeit verhalf. Wo er jemandem den Weg in eine neue Existenz ebnete, meinte er damit – auch unausgesprochen – die totale Existenzerneuerung. Er vertraute darauf, dass die Hilfe im Äusseren als eine langfristige Kapitalanlage für die Hilfe im Inneren erkannt und angenommen wurde.

Ein ehemaliger HJ-Führer, dem von Hermann Schafft zur Rückkehr in seinen Beruf geholfen worden war, sagte mir (ich glaube 1951): «Dieser

Mann hat verhindert, dass ich wieder in die Kirche eingetreten bin. Ich hatte mich, entgegen meiner Überzeugung, aus beruflichen Rücksichten dazu durchgerungen, weil ich die Not meiner Familie nicht mehr mitansehen konnte.» Vor diesem unehrlichen Schritt sei er durch unseren neuen Freund bewahrt worden.

Meine Erinnerungen an die ersten Monate nach der Internierung heften sich, soweit es um Begegnungen mit Hermann Schafft geht, an Landleberwürste und Topfkuchen. Manchmal erschien er plötzlich in meinem Refugium und legte lachend einen solchen Schatz auf meinen Tisch. Einer der Bauern des Dorfes, in dem er Gemeindepfarrer war, hatte geschlachtet, und er war glücklich, seinen Anteil daran weiterschenken zu können. Dabei warf er nicht «mit der Wurst nach der Speckseite». Er brachte sie nicht mit, weil hungrige Leute weniger aufnahmebereit für Belehrungen über Demokratie und Christentum sind. Zu gründlichen Gesprächen war auch nur selten Zeit. Aber wenn er für eine Viertelstunde dagewesen war, hinterliess er eine langanhaltende Ermutigung.

Wir standen einander wie von einer Grenze getrennt gegenüber. Obwohl er um so viele Jahre älter war, stand er auf dem Land der Zukunft, während ich auf dem Land der Vergangenheit stand. Sein Element war: Hoffnung, Aufbauwille, Erneuerung, das meine: Enttäuschung, Trauer, Trotz. Sooft er kam, zog er mich um ein Geringes weiter auf seine Seite, auch wenn dieses Tauziehen um jeden Schritt nicht beredet wurde.

Für meine zweite Spruchkammerverhandlung, in der ich wieder unter den «Hauptschuldigen» angeklagt war, meldete er sich als Entlastungszeuge.

Er kannte mich damals erst wenige Monate. Ich erinnere mich genau, wie sehr ich in Verlegenheit geriet, als der Vorsitzende der Berufungskammer ihn fragte, was er aussagen wolle. Tatsächlich konnte er nichts Greifbares zu meiner Entlastung vorbringen. Er sagte sinngemäss etwa Folgendes: Ich bin überzeugt, dass die «Betroffene» (wie der schöne Terminus damals hiess), wenn man ihr nur Zeit lässt, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, eine zuverlässige Bürgerin eines demokratischen Staates werden wird. Sie jetzt zu Arbeitslager zu verurteilen, wäre sinnlos. Sie würde darauf nur mit einer hermetischen inneren Absperrung gegenüber allem Neuen reagieren.

In gewissem Sinne hatte er sich also für mich verbürgt, und zwar auf Treu und Glauben. Ich empfand die Verpflichtung, die darin für mich lag, als ein beunruhigendes Problem, denn ich war durchaus nicht sicher, dass eine gute Demokratin aus mir werden würde. Vorläufig verachtete ich die Demokratie. Als ich meine Bedenken aussprach, nickte Hermann Schafft lächelnd: Was ich gesagt habe, muss ich verantworten, nicht Sie. Und ich denke, dass ich es kann.

Erst später gewann ich den Eindruck, dass er die Spruchkammern von Anfang an für eine höchst missglückte Einrichtung gehalten hatte, aber er hatte sich bemüht, diese Einstellung nicht für mich spürbar werden zu lassen. Wahrscheinlich hatte er «Fälle» erlebt, in denen solche Verhandlungen – trotz ihrer Unzulänglichkeit – den Anstoss zur Besinnung und Umkehr gaben. Diese Chance wollte er durch seine Kritik nicht unnötig verkleinern. Als er merkte, dass ich nur mit einem Gemisch von Verachtung und Mitleid auf das Gericht blickte, versuchte er, die Stunde für mich zu retten und in gewissem Sinne ist ihm das auch gelungen. Er sagte: Betrachten Sie das alles unabhängig von der Institution und dem Urteil. Es ist nur wichtig, dass Sie erkennen: Ich bin gerichtet worden, das heisst, ich habe eine neue Richtung bekommen.

Was er unter dieser neuen Richtung verstand, wurde mir erst sehr allmählich klar. Jetzt liess er mich mit der Frage: Was mag er gemeint haben? stehen. Das gehörte zu seiner «Methodik». Fertige Antworten wären uns vermutlich zum einen Ohr rein und zum andern Ohr raus gegangen. Aber solche Fragen bohrten sich mit Widerhaken in uns fest.

Nach der Verhandlung nahm Hermann Schafft zwei meiner Lagerkameradinnen und mich im Auto mit in das oberhessische Dorf, in dem er Gemeindepfarrer war. (Neben seiner Tätigkeit als Regierungsdirektor für das Erziehungswesen.) Dort erlebten wir das, was wir künftig im Scherz unseren Konfirmandenunterricht nannten. Wir durften ein paar Tage bleiben und waren selig: Der Garten, das gemütliche und geräumige Pfarrhaus, die sättigenden Mahlzeiten, das Schallplattenarchiv (es reichte von der Gregorianik bis zur Dreigroschenoper) und schliesslich: die nächtlichen Gespräche mit unserem Gastgeber. All das waren fast märchenhafte Genüsse, eine erste beglückende Erfahrung des Friedens. Jene Abendgespräche! Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, erinnern mich daran, dass Hermann Schafft unseren vor Jahren vollzogenen Kirchenaustritt «kitschig» genannt hat. Kein anderes Wort der Kritik hätte so schockierend auf uns gewirkt. Wir hätten es gelassen hingenommen, oberflächlich oder anmassend von ihm gescholten zu werden, aber dieses vernichtende Urteil über unser geistig-seelisches Stilgefühl traf uns hart. Vermutlich sollte es uns hart treffen. «Kitschig» fand er wohl, wenn ich ihn rückschauend richtig interpretiere, dass wir gemeint hatten, uns mit einer Unterschrift aus der zwei Jahrtausende alten Tradition abendländisch-christlichen Denkens lösen zu können. In seinen Erläuterungen gab es eine spöttische Formulierung, die etwa so lautete: Jeder Ameise ihre Renaissance!

Ich will hier nicht näher auf das eingehen, was er uns als Essenz seines christlichen Glaubens näherzubringen versuchte, aber ich möchte sagen:

zum erstenmal begegnete ich der christlichen Lehre in einer Darbietung, die sie mir als einen begehrenswerten Reichtum erscheinen liess. Ich empfand deutlich: Hier könntest du mittun, wenn du überhaupt glauben könntest.

Dass es mir (obwohl ich seine Gottesdienste oft und nie ohne angerührt zu sein, besuchte) dennoch nicht möglich war, wieder in die Kirche einzutreten, hat ihn nie zu Klagen oder Vorwürfen veranlasst. Er wusste: wir waren dem Nationalsozialismus mit religiöser Inbrunst verschrieben gewesen und standen jetzt am Anfang einer gefährlichen Krise, in der zunächst nur die Loslösung gefunden werden konnte. Immerhin: die Tatsache, dass ein so entschiedener Bekenner der christlichen Lehre mir Liebe und Verehrung abnötigte, riss eine breite Bresche in die Mauer meiner Vorurteile. Vielleicht, so sagte ich mir, war es doch nicht nur ein politischer Irrtum» dass ein Mensch wie dieser dem Nationalsozialismus feindlich gesonnen war?

Zu den Formulierungen, die Hermann Schafft damals häufig brachte, gehörte das Wort von der «getrosten Verzweiflung». Ich hasste es und machte auch keinen Hehl daraus. Es zeuge von einem Mangel an intellektueller Redlichkeit, so erklärte ich. Verzweiflung sei sehr modern, und ich könnte verstehen, dass die auf Zeitgemässheit erpichten Christen sie nun auch auf ihre Fahne schreiben müssten. Aber wer jemals wirklich verzweifelt gewesen sei, könne nicht von einem Zustand getroster Verzweiflung reden. (Vermutlich meinte ich, dass nur meinesgleichen damals die Verzweiflung gepachtet hätten.) Jedenfalls berief ich mich auf eine Gegenparole, die ich in einem Rilke-Brief gefunden hatte. Dort war von einer Haltung des «redlichen Entbehrenkönnens aller Tröstungen» die Rede.

«Versuchen Sie es, nach dieser Gegenparole zu leben», antwortete mir Hermann Schafft. «Aber schämen Sie sich nicht, Trost zu suchen, wenn Sie eines Tages begreifen, dass das über unsere Kraft geht. Eine solche Haltung schliesst immer die Gefahr der Unehrllichkeit und menschlicher Hybris in sich.»

Später hörte er sich meine begeisterten Tiraden über Sartre oder die nihilistisch-ästhetisch getarnte «Metaphysik» Gottfried Benns an und stritt sich freundschaftlich mit mir über Heidegger. Er hatte für uns darum gerungen, dass wir die «Gnade des Nullpunktes» nicht versäumten. Jetzt, da er wusste, dass wir innerlich in Bewegung geraten waren, beobachtete er unsere Exkursionen in die geistige Welt mit Gelassenheit.

Damals stürzte ich mich vorzugsweise auf jene Literatur, die im Dritten Reich verboten gewesen war. Ich las amerikanische und französische Autoren, aber auch Benn, Kafka, Thomas Mann. Gleichzeitig begegnete mir die «entartete Kunst» (abgesehen von der früher erwähnten Barlach-

Ausstellung) zum erstenmal ausserhalb einer Darbietung, deren Ziel es war, sie zu schmähen.

Ich ging in jede erreichbare Ausstellung und hörte oft moderne Musik. Anfangs in der Absicht, festzustellen, was für ein Schund hier wieder in unser kulturelles Leben hineinfluss, um bei Streitgesprächen meinen Standpunkt mit fundierten Argumenten verteidigen zu können. Aber was ich da – sowohl in der Literatur wie in der bildenden Kunst und in der Musik – erlebte, verwirrte mich nur kurze Zeit. Bald faszinierte es mich, jedenfalls in einzelnen Exemplaren aller Kunstgattungen. Dass es mich so unmittelbar anrührte, mag mit dem nihilistischen Element, dem Dis-harmonischen, dem Ausdruck des gestörten Kontinuums in der Sprache der modernen Kunst Zusammenhängen. Hier glaubte ich der Aussage meiner eigenen Erfahrungen zu begegnen.

Ich nahm das alles begierig, aber mit wählender Kritik auf. Dabei irrierte es mich nicht, dass ich dem Neuen ursprünglich ganz wider Willen Zustimmung zollen musste. Damals stand ich in der Mitte einer wirbelnden Bewegung, in der es viele einander widerstrebende Tendenzen gab. Es war nicht möglich, stets konsequent zu denken oder zu reagieren.

Dem Prozess der inneren Ablösung vom Nationalsozialismus wirkte manches entgegen. Etwa die Angst, den Idealen der eigenen Jugend untreu zu werden. Immer wieder tauchte die Frage auf: Hängst du dein Mäntelchen auch nicht nach dem Wind? Das Problem der Treue spielt, soviel ich sehen kann, für manche meiner alten Freunde auch heute noch eine verhängnisvolle Rolle. Immer ist es eine missliche Sache, ein Treuegelöbnis dann zu brechen, wenn dieser Bruch von den «neuen Herren» gefordert oder gar honoriert wird. Man verdächtigt sich selbst, gegenüber dem Neuen abgefärbt zu haben, sobald man spürt, wie man Distanz von seinen alten Bindungen bekommt. Aber darf man sich durch das peinliche Gefühl, dass die veränderten Erkenntnisse, zu denen man gelangt, in Richtung auf die Konjunktur weisen, darin hindern lassen, sie vollkommen ernst zu nehmen?

Ausser der Angst vor der eigenen «Untreue» war es vor allem mancher offenbare Mangel der Demokratie, der es mir schwer machte, Abstand «nach rückwärts» zu gewinnen. Wie viele Jugendliche versackten im Schwarzen Markt? Wie viele wurden kriminell? Wie oft musste ich für meine Zeitung über Prozesse gegen ehemalige Angehörige der Entnazifizierungsbehörden berichten, die sich als falsche Juristen entpuppt oder auf andere Weise strafbar gemacht hatten. Was für betäubliche Missstände zeitigte die Parteibuchpolitik. Wie hemmungslos nahm der Materialismus überhand.

Meine neuen Freunde lehrten mich mit grosser Geduld, Fragen zu sehen, wo mir bisher nie Frag-Würdigkeit entgegengetreten war.

Trotzdem schob ich die naheliegendste Frage: was nämlich der Nationalsozialismus gewesen sei? von mir fort, solange ich nur konnte. Dafür hatte ich einen guten Grund: Schon während der Internierung hatte mir manchmal gedämmert, es könnte vielleicht nur etwas erschreckend Klägliches übrigbleiben, wenn ich versuchen würde, die Substanz dieser Sache in die Hand zu bekommen. Vor der bitteren Beschämung, die aus dieser Feststellung resultieren musste, fürchtete ich mich.

Eines Tages war ich Zeuge eines Gespräches, in dem ein ehemaliger Parteifunktionär seinen Sohn gegen die Demokratie aufhetzte. Ich sah die Verwirrung des Jungen, und plötzlich ergriff ich Partei für seinen demokratischen Geschichtslehrer, der offenbar über die nationalsozialistische Glorifizierung des Bauernstandes gespottet hat. Hatte ich nicht selbst unter den Bauern in Ostpreussen, im Wartheland, in Österreich und zuletzt im Vogelsberg ein reichliches Ausmass an Egoismus, Neid und Beschränktheit festgestellt? Warum sollten sie mehr wert im Gefüge eines Volksganzen sein, als die Bürger oder Arbeiter oder die sogenannte Intelligenz? Weil sie biologisch noch gesünder sind als die anderen Stände, antwortete ich mir. Ihr Kinderreichtum ist grösser. Von ihnen wurde die rassische Erneuerung unseres Volkes erwartet. Aber was hiess das nun wieder? Merkwürdig, wie schwierig es für mich war, dem Jungen auf diese Fragen zu antworten. Ich empfand deutlich: die alten Theorien von der nordischen Rasse wirkten inzwischen so lächerlich, dass ich sie kaum noch auszusprechen wagte.

Nach dieser Unterhaltung vertiefte ich mich in einige grundlegende Schriften des Nationalsozialismus. Ich wollte es noch nicht wahrhaben, dass seine «Idee» kaum mehr gewesen ist, als ein dilettantischer biologischer Materialismus, gepaart mit einem nationalen Grössenwahn, in dem die alte religiöse Reichsidee von einem künstlich gebrauten germanischen Mythos abgelöst wurde.

Seitdem ich mich, sechzehnjährig, gemeinsam mit dir an Plato begeistert hatte, hatte der Begriff «Idee» etwas Numinoses, Verehrungswürdiges für mich. Es mag grotesk klingen, aber es entspricht der Wahrheit: Bis zum Kriegsende und darüber hinaus lebte ich in der halb unbewussten Vorstellung, «die Idee» des Nationalsozialismus (von der so oft glorifizierend die Rede war) müsse auch ein solches Element des Geistigen, Numinosen und Verehrungswürdigen haben. Nach dem Krieg, so sagte ich mir, wenn der «Einsatz» nicht mehr meine ganze Kraft verschlingt, werde ich dieser Frage auf den Grund gehen. Bis dahin mag es den Parteitheoretikern überlassen bleiben, an dem Ausbau eines philosophischen Systèmes zu arbeiten.

Ich erinnere mich, mit wieviel Neid ich später einem Bericht meiner Mentorin über ihre eigene Ablösung vom wissenschaftlichen Marxis-

mus lauschte. Sie war in ihrer Jugend überzeugte und aktive Kommunistin gewesen, und es hatte tiefgehender Auseinandersetzungen bedurft, um die Schwächen dieses imponierend geschlossenen Denksystems zu erkennen.

Im Vergleich damit konnte ich mich nur schämen, dass ich etwas so Primitives und Verschwommenes wie den Nationalsozialismus für eine «Idee» gehalten hatte, die mir der Hingabe meines ganzen Seins würdig schien. Und wie viele waren mit mir einer so schrecklichen Täuschung zum Opfer gefallen?

Merkwürdig, jeder Mensch, den ich damals fragte, was denn der Nationalsozialismus für ihn bedeutet habe, gab mir eine andere Antwort. «Die Überwindung des Parlamentarismus durch den Führerstaat», sagte der eine, «Die Überwindung der Verstärkung zugunsten eines gesunden Bauerntums», sagte der andere. Ein dritter war Nationalsozialist gewesen, weil ihn «die Wiedererweckung des soldatischen Geistes» fasziniert hatte. Ein vierter war von der «vernünftigen Familienpolitik» überzeugt worden; ein fünfter von der Parole, dass «Deutschlands Zukunft im Osten liege». Den sechsten hatten währungspolitische Massnahmen zu einem Gefolgsmann Hitlers gemacht, usw.

Eines Tages begann ich zu begreifen, dass wohl beinahe jede Vorstellung (und die meisten fixen Ideen) von den Angehörigen der Generation meiner Eltern, die sich die Rettung Deutschlands nach 1918 erträumt hatten, an irgendeiner Stelle in das wirre Mosaikbild dieser Ideologie hineinpasste. Wie viele hatten wohl nur monoman auf die Verwirklichung ihrer speziellen Rettungsidee gestarrt, sei es befriedigt, sei es mit wachsender Enttäuschung, und hatten darüber das Ganze der Vorgänge niemals in den Blick bekommen?

Was für eine katastrophale Rolle die Halbbildung gerade in diesem Zusammenhang gespielt hat, wurde mir eines Tages an mir selbst klar: Ich hatte in der Oberstufe einen höchst anregenden Naturkundeunterricht genossen. Was uns in der Biologiestunde vermittelt wurde, schien so befriedigend, weil es sich auf gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse berief und nicht auf Meinungen. Hier, so glaubte ich, sei alles übersehbar und eindeutig. Von einer Weltanschauung her, die sich auf die Grundlage der Naturgesetze und -erkenntnisse stellte, würde, dessen war ich gewiss, eine fortschrittliche, realistische, «gesunde» Politik getrieben werden.

Mit den Scheuklappen dieser vertrauensvoll-optimistischen Einstellung versehen, schluckte ich dann auch prompt den phantastischsten Unsinn. Ich schluckte ihn, obwohl ich ihn zuweilen bespöttelte: etwa die Verherrlichung eines Menschentyps, der Träger bestimmter körperlicher Merkmale war, und dem die besonderen seelischen Qualitäten des Heldischen nachgerühmt wurden. Er wurde als die «Herrenrasse» bezeichnet. Ohne diese Rassenmystik hätte mir die naturwissenschaftliche Ori-

entierung des Nationalsozialismus sicher nicht imponiert. Woraus sollte die deutsche «Innerlichkeit» schliesslich ihr lebensnotwendiges Quantum an Rauschgift schöpfen?

Mit der Vorstellung von der Herrenrasse verband sich mir der Traum von einer Führungsberufung, die fast messianische Züge trug. Am deutschen Wesen sollte die Welt genesen. Ich wusste von der Geschichte des Abendlandes nur, was ich in der Schule mitbekommen hatte, und das war – dank meiner Faulheit – nicht viel. Die Verschwommenheit meiner Kenntnisse erlaubte es mir, zum Beispiel Friedrich den II. von Hohenstaufen (er hatte mich schon in meiner Kindheit fasziniert) zum direkten Ahnherrn und Inspirator unserer Epoche zu machen.

Oder Hölderlin! Ehe ich auch nur eines seiner Gedichte zu verstehen begann, hatte ich mich schon an der Herrlichkeit seiner Sprache beerauscht. Jetzt blickte ich auf ihn, als auf einen Propheten des Reiches, dessen Geburtsstunde ich miterlebte. In den Feiern, die ich als Arbeitsdienstführerin gestaltet habe, kam kein Dichter so häufig vor wie er, und jedesmal, wenn ich eine Lagerbelegschaft von Arbeitsmädchen zum ersten Mal an die Fahne führte, sagte ich ihr das gleiche Hölderlinwort: «An der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muss sich alles verjüngen; es muss von Grund auf anders sein; voll Ernst die Lust und heiter alle Arbeit. Nichts, auch das Kleinste und Alltäglichsche nicht ohne den Geist und die Götter.»

Mit dieser Hölderlin-Verehrung stand ich nicht allein. Sie war typisch. In dem Buch, aus dem ich fast alles Material zur Gestaltung der Feiern und unzählige «Fahnenprüche» entnommen habe, war Hölderlin genauso oft zitiert wie Hitler. («Zeugnisse der Deutschen», herausgegeben von der Reichsfrauenführung 1939). Diese Sammlung bringt als letztes eine Ode von Ludwig Friedrich Barthel: «Von dem kommenden und immerwährenden Reich». Ich habe sie oft vorgelesen, weil ich sie sehr gern hatte. Sie endet mit der Zeile: «Das neue Reich muss nahe dem Garten Gottes sein.» Ich glaube, es war 1950, dass mir dieses Buch wieder in die Hände fiel, etwa zur gleichen Zeit kaufte ich mir eine neue Hölderlinausgabe.

Als ich die geliebten und so häufig zitierten Verse jetzt wieder las, beschlich mich ... ich muss wohl sagen: Grauen. Mit welchen Anrufungen hatte Hölderlin Deutschland gefeiert: «Heilig Herz der Völker» oder: «Du Land der Liebe». Er hatte es «allduldsam» genannt, und das Werk des deutschen Volkes pries er als «ein neu Gebild, das aus Liebe geboren und gut wie du sei».

War es möglich, dass ich diese Verse morgens beim «Fahnenappell» meinen Kameradinnen vorgelesen hatte, und dass wir eine Stunde später



Handlangerdienste bei der Austreibung der polnischen Bauern verrichteten?

Ja, und wir hatten nicht einen Augenblick empfunden, dass da ein Bruch war.

Hier musste etwas Unheimliches geschehen sein. Nicht allein mit uns, mit unzähligen Menschen unseres Volkes. Wir hatten uns von einem «Traum der Deutschen» faszinieren lassen, über dessen Bedeutung und Inhalt wir uns keinerlei präzise Vorstellungen machten. Er verbarg etwas Geheimnisvolles, Kostbares und Numinoses, an das man nur in Ehrfurcht rühren durfte. Gab es ein grösseres Glück und eine höhere Berufung, als der Erfüllung dieses Traumes zu dienen? Hölderlin hatte sie angekündigt. Wir machten ihn zu unserem Propheten, aber es genügte uns, unser ressentimentgeladenes und ehrgeiziges Nationalgefühl hinter seinem hohen Pathos zu verstecken, obwohl sich in dem einen nur ein klägliches Zerrbild des anderen widerspiegelte.

Keiner von uns hatte Hölderlin wirklich gelesen. Ohne darüber zu trauern, hatte er die Deutschen «tatenarm und gedankenvoll» genannt. Nun trugen wir die Visionen seiner herrlichen Geschichte vor uns her (stolz – als sei ihre Schönheit unser Verdienst), ohne zu merken, dass wir unendlich «gedankenarm» und in einem schrecklichen Sinne «tatenvoll» geworden waren.

«Das neue Reich muss nah dem Garten Gottes sein», davon hatten wir geträumt und hatten zugleich einer Wirklichkeit gedient, die – wenn auch meist nur in verhüllter Form – von satanischen Impulsen mitbestimmt war.

Manchmal weisen alte Freunde mich darauf hin, dass Hitler nicht nur ein grossdeutsches Reich, sondern ein geeintes Europa hätte schaffen wollen. Es ist müssig, Spekulationen darüber anzustellen, wie dieses Europa ausgesehen hätte. Am Ende des Krieges, den Hitler offenbar als ein taugliches Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne betrachtet hat, war Europa in ein leichenbedecktes Ruinenfeld verwandelt.

Die Idee vom Führungsauftrag der heldischen Rasse hatte ihre Verwirklichung in einem Blutbad ohne geschichtliches Vorbild wohl nicht gesucht, aber gefunden.

Zwar wurde dem einzelnen Deutschen, der – freiwillig oder befohlen –, Träger dieser Idee war, ein entsagungsreiches und hartes Leben (und schliesslich das Opfer dieses Lebens) zugemutet, aber es wurde ihm erlassen, selbständig zu denken und sein eigenes Verantwortungsbewusstsein zu schärfen. Das sogenannte «Führerprinzip» appellierte an den Untertanengeist, den die kurzlebige Weimarer Republik nicht durch den Geist eines verantwortungsbewussten Bürgersinns hatte ersetzen können.

Das Volk, das Europa führen wollte, stürzte sich selbst mit leidenschaftli-

cher Hingabe in eine Rolle des Geführtwerdens und freiwilliger Entmündigung, die seine katastrophale politische Unreife bewies.

Einer meiner neuen Freunde zeigte mir gelegentlich einen Bildband, in dem die Porträts, Standbilder und Fotografien der geistig führenden Menschen Europas seit der Renaissance wiedergegeben waren. Wir betrachteten ihn gemeinsam, und dann wurde er mir mit der Aufforderung in die Hand gedrückt: So, nun suche dir die nordischen Herrenmenschen heraus! Die Ausbeute meiner Bemühungen darum war wenig überzeugend für einen Rassentheoretiker alten Stils.

Von jetzt an suchte ich nach Kontakten mit Ausländern, vor allem mit «rassisch fremden». Ich wollte mich künftig nur noch auf selbstgesammelte Erfahrungen stützen. An Gelegenheiten war kein Mangel: Bei Freunden meiner Freunde traf ich zuweilen Negerstudenten und war angeführt von der sachlichen Leidenschaftlichkeit, mit der sie philosophische Fragen diskutierten und von dem Ernst, mit dem sie sich bemühten, die christliche Toleranzforderung nicht zu einer chauvinistischen Parole im Kampf um ihre rassische Gleichberechtigung zu erniedrigen.

Während ich an der Frankfurter Universität immatrikuliert war, gehörte ich zu einem Kreis, in dem sich Amerikaner, Franzosen (weisse, wie farbige) und Deutsche mit Orientalen verschiedenster Staatsangehörigkeit trafen.

Die Folgerung, zu der meine Beobachtungen mich zwangen (später war ich fast ein Jahr lang in Frankreich, und konnte mich unter diesem «vernegerten und degenerierten Volk» umsehen) lautet: Die nationalsozialistische Rassentheorie war eine Irrlehre, die auf Fiktionen beruhte und nicht auf Tatsachen. Aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, haben wir uns als Volk in eine Selbstvergötzung hineingesteigert, deren Kehrseite Verachtung und Hass für die anderen «minderwertigen» Völker sein musste. Wir sind damit in die Borniertheit eines Eingeborenenstammes abgesunken, der glaubt, seine Stammesgötter seien die mächtigsten der Welt.

Schmerzlich genug, nachträglich einsehen zu müssen, dass alle positiven menschlichen Qualitäten, die wir freiwillig in den Dienst an unserer «Idee» gestellt haben, schliesslich in eine Engführung ausmündeten, von der sie entwertet wurden. Wenn wir uns bemühten, selbstlos, anspruchslos, fleissig, freundlich und hilfsbereit zu sein, so bezog sich das alles immer nur auf unser Volk. Nur an unseren Volksgenossen wollten wir brüderlich handeln.

Du weisst, ich war Nationalsozialistin geworden, weil mich die Idee der Volksgemeinschaft begeisterte. Niemals hatte ich mir klargemacht, wie viele Deutsche nicht würdig gefunden wurden, dieser Gemeinschaft an-

zugehören (von den deutschen Juden soll in anderem Zusammenhang gesprochen werden): die Frommen, die Gott mehr gehorchen wollten, als den Menschen; alle Mitbürger, die unter einer erblichen Krankheit litten, die Geisteskranken, die Marxisten, die Pazifisten, die Künstler, denen das Gewissen verbot, «geartete Kunst» zu machen . . .

Noch jahrelang nach Kriegsende schöpfte ich Selbstgerechtigkeit aus dem Gefühl, Nationalsozialist geworden zu sein, weil ich den sozial benachteiligten Menschen unseres Volkes helfen wollte, also aus einem Impuls der Liebe. Dass du beispielsweise nicht zur Volksgemeinschaft gehören durftest, übersah ich so lang ich nur konnte. Erst 1950 oder 1951 begriff ich im Gespräch mit einem japanischen Christen plötzlich, wie engherzig diese Liebe gewesen war: eine Art von primitivem Familienegoismus. Was sind Güte, Opferbereitschaft, Tatkraft und Verantwortungsbewusstsein, wenn sie so eifersüchtig gehütet, nur dem Bruder und der Schwester zugute kommen dürfen? Nicht viel mehr als die Instinktreaktionen, die eine Herde wilder Tiere zusammenhalten.

## 18

Du wirst darauf warten, von mir zu hören, in welcher Weise ich mich mit meinem früheren Antisemitismus auseinandergesetzt habe. Dem Kampf um diese Frage bin ich am längsten ausgewichen. Ich ahnte wohl, dass er am härtesten werden würde.

1952 nahm Hermann Schafft mich mit nach Stuttgart. Er wollte dort einen Freund treffen, der 1933 nach USA ausgewandert war und sich jetzt zum erstenmal wieder in Deutschland aufhielt.

Nachträglich möchte ich meinen, dass ich eigens mitgenommen worden bin, um Zeuge dieses Wiedersehens zu sein. Der Amerikaner war ein lebhafter alter Mann, dem ich die jüdische Abstammung nicht ansah. Das Gespräch der beiden enthielt viele unvollendete Sätze. «Und was ist aus XY und seiner Familie geworden?» – «Seine jüngste Tochter ist über Frankreich nach Palästina entkommen, alle anderen: Auschwitz...» Zum erstenmal stand ich einem Menschen gegenüber, der den gewaltsamen Tod jüdischer Männer, Frauen und Kinder bezeugte. Aus dem Kreis seiner Verwandten und nahen Freunde waren zweiunddreissig Personen ermordet worden, unter ihnen vier Kinder, die noch nicht in die Schule gingen.

Während der Heimfahrt sprach mein Freund über das Schicksal anderer Juden, die ihm nahegestanden hatten, und ihm begann ich zu glauben, was ich bisher weder den Amerikanern noch der deutschen Presse zu glauben bereit gewesen war.

Die Zahl sechs oder sieben Millionen hatte mich kalt gelassen. Eine so astronomische Ziffer wird nicht von allein lebendig. Wenn von den Verlusten des deutschen Volkes im Krieg und durch Austreibungen die Re-

de war, dann füllten sich diese Zahlen des Grauens von allein mit Leben: unter diesen Toten waren Menschen, die man selbst geliebt hatte. Aber was bedeuteten sechs Millionen tote Juden?

Seit jener Reise nach Stuttgart hat mich ihr Schicksal nicht zur Ruhe kommen lassen. Seit diesem Tag gelang es mir nicht mehr, mich damit zu vertrösten, dass ich selbst «keinem Juden ein Haar gekrümmt» habe, denn seitdem wurde mein Gedächtnis immer durchlässiger für Erinnerungen, die mit eigener Schuld verknüpft sind.

Freilich, auch dieser Prozess nahm wiederum Jahre in Anspruch. Der Antisemitismus sass mir seit meiner Kindheit unter der Haut, du weisst es. Nun begann ich zu denken, dass er ein Unrecht war, aber das schlechte Gewissen, das sich einstellte, veranlasste mich erst recht, einen Bogen um jeden Juden zu machen. Wenn ich mich in diese Zeit zurückfühle, wird mir deutlich, dass ich damals in Gefahr war, gerade aus dem sich bildenden Schuldgefühl neuen Hass gegenüber denen zu schöpfen, an denen wir schuldig geworden sind. Aus solcher Erfahrung begreife ich die trostlose Verstrickung derer, denen die Kraft fehlt, «abzuspringen», wenn ihr Schuldgefühl neuen Hass aufweckt und der Hass die Schuldgefühle quälender macht, die wiederum anstachelnd auf ihn zurückwirken.

Mir kam zweierlei zu Hilfe: ich hatte angefangen, wirklich zu begreifen, dass Liebe (nicht die eifersüchtige der «Volksgemeinschaft», sondern eine weite, alle Menschen umfassende) mehr ist als Hass. Und, obwohl ich den Juden so sorgfältig aus dem Weg ging, wurde mir (ich glaube, es war erst 1955) einer von ihnen unübersehbar in den Weg gestellt: die Frau eines Hochschullehrers, deren beide Eltern im KZ gestorben waren. Als sie mit ihrem Mann – so schnell wie möglich – aus der Emigration zurückgekehrt war, hatte die Familie zwei jugendliche Kriegswaisen an Kindes Statt aufgenommen. Das junge Mädchen hatte einen unteren Rang als Arbeitsdienstführerin gehabt, der Junge war Luftwaffenhelfer. Als ich die Frau traf, wusste sie über meine politische Vergangenheit Bescheid, das machte mich erst recht beklommen. Niemals werde ich das Aufleuchten spontaner Güte im Blick dieses Menschen vergessen, als er mir zum ersten Mal die Hand entgegenstreckte. Es überbrückte alle Abgründe, ohne sie zu leugnen.

Im selben Augenblick sprang ich von dem Teufelsrad ab. Ich war nicht mehr in Gefahr, Schuldgefühle in neuen Hass umzusetzen. Die verzeihende Liebe, die mir begegnet war, schenkte mir die Kraft, unsere und meine Schuld anzunehmen. Erst jetzt hörte ich auf, Nationalsozialist zu sein.

Bis zu diesem Tag war in der Verworrenheit meiner psychischen Situation doch immer das Gefühl vorherrschend geblieben, dass meinen alten

Gefährten und mir Unrecht widerfahren sei. Anfangs hatte ich mich hinter der Auffassung verschanzt, die Demokratie, die uns wie Verbrecher einsperrte und vor Gericht stellte, lasse uns – den Schuldlosen, die zu jedem Opfer bereit gewesen waren – Unrecht widerfahren. Später setzte sich allmählich die Auffassung durch, dass es Hitler war, der die eigentliche Ursache zu diesem Unrecht gegeben hat: Er hatte unsere jugendliche Opferbereitschaft für die Verwirklichung seiner krankhaften Machtgelüste missbraucht. Den meisten unreifen Idealisten jener Jahre – ob sie nun halbe Kinder oder törichte Erwachsene waren – widerfuhr das gleiche: Sie hatten lieben wollen und waren – ehe sie es merkten – in den Hass hineingerissen worden.

Diese Einsichten waren Schritte, die ich nicht überspringen durfte, aber es haftete ihnen immer noch ein Irrtum an: einer, der auf Selbstrechtfertigung hinauslief: die anderen sind schuld. Du stehst fleckenlos da. Und nicht nur fleckenlos, sondern mit einer Aura von unschuldigem Leiden. Ich bin in Versuchung, den christlichen Begriff der Gnade zu bemühen, wenn ich mir vergegenwärtige, was damals an mir geschehen ist: Ein fremder Mensch gab mir lächelnd die Hand, und im selben Augenblick wusste ich, dass ich mitschuldig war am Tod seiner Eltern.

Und nicht nur daran.

In dem Jahr der Reichskristallnacht war ich zwanzigjährig. Du weißt, dass ich schon lange vorher in allen Entscheidungen die Selbständigkeit eines erwachsenen Menschen beansprucht hatte. Als ich vor den Ghettos in Lodz und Kutno stand, war ich drei, vier Jahre älter, und ich war in der Tat an grosse Selbständigkeit gewöhnt. Mit welchem Recht, so fragte ich mich jetzt, kann ich mich darauf berufen, ich sei noch zu jung gewesen, um zu durchschauen, was sich abgespielt hat? Allein mit dem Schein-Recht des schlechten Gewissens, das die Wahrheit scheut.

Ich war nicht zu jung, sondern zu hartherzig, zu feige und zu geschmeichelt von der Führungsrolle, die ich im Dritten Reich spielte, um zu erkennen, dass ich mit meiner ganzen Person half, ein menschenunwürdiges Verbrechen zu begehen.

Alle «ehrlichen Idealisten» und auch die Gleichgültigen jener Jahre haben es verschmäht, sich durch Signale wie die Nürnberger Gesetze, die Reichskristallnacht, das plötzliche spurlose Verschwinden von jüdischen, marxistischen oder wegen ihrer religiösen Einstellung als Feinde des Staates betrachteten Nachbarn aufschrecken und warnen zu lassen. Möge sich jeder selbst fragen, was er durch seine Herzensträgheit verschuldet hat, und ob er daran festhalten darf, dass er selbst «keinem Juden ein Haar gekrümmt» habe.

Nach der Begegnung, die so aufrüttelnd für mich geworden ist, las ich mit Ausdauer Dokumentationen über das Schicksal der europäischen Juden während des «Dritten Reiches» und über die Bekämpfung der anderen «staatsfeindlichen Elemente» unter Hitler. Dabei war ich noch nicht frei von Misstrauen. Papier ist geduldig, sagte ich mir, während ich zugleich von den grauenhaften Statistiken der Vernichtungsapparaturen entsetzt war.

Auch heute begegne ich noch manchmal Deutschen, die sich vor Gewissensnot retten wollen, indem sie sagen: Alle diese Angaben sind erlogen oder doch mindestens schamlos übertrieben.

Etwas von dieser Haltung war noch lange in mir: im Stillen versuchte ich, an der Zahl fünf, sechs oder sieben Millionen herumzudeuteln. Immerhin könnten es ja «nur» zwei oder drei Millionen gewesen sein. Ein Mörder steht auch anders vor Gericht, ob er zwei oder sieben Menschen umgebracht hat. . . . Aber ich konnte die Zahlen in den Statistiken unmöglich nachprüfen. Was mich erschütterte, waren die belegten Schicksale einzelner Menschen, Familien oder Gruppen. Hier denke ich zum Beispiel an das Warschauer Ghetto, in dem 440'000 Juden ausgehungert oder verbrannt sind. Das, was ich in einem dokumentarischen Tagebuchbericht über den Untergang dieser Männer, Frauen und Kinder las, überwältigte mich so, dass ich eine halbe Nacht lang weinend auf dem Fussboden meines Zimmers lag. Ich war während der Kämpfe um das Ghetto Warschau näher gewesen als Berlin. Wie um meine Seligkeit hatte ich darum gerungen, dass die Kinder der volksdeutschen Siedler sich an das tägliche Zähneputzen gewöhnten. In knapp 150 Kilometer Entfernung verbrannten und verhungerten Tausende von Kindern – mit meiner Zustimmung.

Wenn ich damals in der Zeitung las, mit welcher Zähigkeit und «Frechheit» die Juden es wagten, ihre Haut so teuer wie möglich zu verkaufen, dann stimmte ich voll Überzeugung in die Empörung des Artikelschreibers ein. Als ob unsere Soldaten nicht viel nötiger an den Fronten gebraucht würden, als zur «Ausräucherung dieses Widerstandsnestes!» Nicht eine Sekunde lang strapazierte ich meine Phantasie, um mir zu vergegenwärtigen, was das hiess: Ausräucherung dieses Widerstandsnestes?: Ermordung halbverhungelter Kinder, Greise und Erwachsener. – Jetzt erst, zwölf Jahre später, wehrte ich die Bilder des Grauens nicht mehr ab. Nach dieser Nacht wurden die Zahlen mir unwichtig. Später traf ich viele Menschen: Juden, Sozialisten, Christen der verschiedensten Observanzen, die mir – manchmal nur in einem Nebensatz – den gewaltvollen Tod ihrer Angehörigen und Freunde bezeugten.

Immer wieder berühren mich nicht nur Trauer und Scham, sondern Grauen vor etwas Unheimlichem, wenn ich bedenke, wie dicht hinter der Fassade des scheinbar Positiven, Aufbauenden, ja Menschenfreundli-

chen, dem ich all meine Aufmerksamkeit geschenkt hatte –, Zynismus und Mord begannen. Eines war nur die Rückseite des anderen.

Vielleicht erwartest du eine Erklärung darüber von mir, wie meine «metaphysische Orientierung» dieser inneren Entwicklung Rechnung getragen hat. Ich habe dir berichtet, mit welchem Hass auf das Höchste Wesen ich reagierte, als ich erkannte, dass alle Opfer für «Grossdeutschland» umsonst gebracht worden waren. In dem Mass, in dem ich begriff, von welcher wahnsinnigen Hybris ich mich als Instrument hatte missbrauchen lassen, verstummte der Hass. Diese Hybris hätte nicht siegen dürfen. Freilich: dass sich mir die Niederlage Deutschlands in gewandelter Sicht nicht mehr als die sinnloseste aller geschichtlichen Sinnlosigkeiten darstellte, machte keinen der Toten, die einem masslosen nationalen Wunschtraum geopfert worden waren, wieder lebendig.

Wenn ich bereit bin, einzusehen, dass unsere Hybris ihre grausame Strafe in sich trug – was beschwichtigt mein metaphysisches Gerechtigkeitsverlangen im Blick auf das Schicksal der Juden? Muss ich Gott nicht abermals hassen, für das, was ihnen geschehen ist?

Im Alten Testament steht: «Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege».

Man muss es wohl lernen, mit Fragen zu leben, auf die es keine Antwort gibt –, auch wenn diese Antwortlosigkeit den Horizont für immer verdunkelt.

Ich bin fast am Ende dessen, was ich dir schreiben wollte. Im Rückblick erhebt sich zum letzten Mal die wieder und wieder gestellte Frage: wie wirst du es aufnehmen?

Ihre Beantwortung mag wohl mitbestimmt werden von dem Ausmass der Leiden, die ihr, du selbst und all jene, die dir am nächsten standen, bis Kriegsende erdulden musstet. Indem ich versuche, deine Reaktion vorauszuahnen, denke ich an jüdische Freunde, die wie du aus Deutschland stammen, und bei denen ich kürzlich in London zu Gast war.

Wir waren in den Tagen unseres Beisammenseins oft fröhlich, aber selbst während wir über die oberschlesischen Anekdoten meines Gastgebers so lachten, dass uns die Tränen über das Gesicht liefen, verstummte die Frage nicht in mir: wie schafft ihr es, Menschen meines Herkommens, im Wissen um ihre Vergangenheit, Freundschaft entgegenzubringen?

Ich habe diese Frage nicht laut gestellt, und ich stelle sie jetzt und hier auch nur mit grosser Scheu. Während ich in London war, lief in Jerusalem der Eichmann-Prozess. Manchmal öffnete sich mir hinter meinen Freunden plötzlich die Wüste des Grauens, an deren Rand jeder erwachsene Jude lebt, der unser Zeitgenosse ist. In solchen Augenblicken versteht man, dass jegliche Annäherung an einen ehemaligen National-

sozialisten ein notvolles Beginnen für sie sein muss. Was für ein Verhalten – so frage ich mich – erwarten ihre Toten von ihnen? Muss es nicht allgegenwärtiges Leiden bedeuten, in der Verantwortung vor den Geopferten zu leben? Und wohin könnte die Flucht vor solcher Verantwortung führen, wenn nicht auch ins Leid?

Meine Freunde sind gütige Menschen. Nicht aus Leichtfertigkeit, sondern aus der natürlichen Güte ihres Wesens möchten sie wohl manchmal für eine Weile Zuflucht im Vergessen suchen und möchten aus solchem Abstand auch Vergebung gewähren. Aber ich glaube, sie spüren, dass sie keine Vollmacht besitzen zu dem *absolvo te*, zu dem ihr Herz gegenüber dem einen oder anderen vielleicht drängt. Die Toten hinter ihrem Rücken sind zu mächtig durch ihre schauerlich grosse Zahl. Welcher Einzelne dürfte es wagen, in ihrem Auftrag zu sprechen?

Diese Not ist es, die heute von jedem Juden als seine Mitgift eingebracht werden muss, wo immer sich eine Freundschaft zu Deutschen bildet, und sie – die Not – verschärft sich schmerzhaft, wenn der Partner aus meiner Vergangenheit herkommt.

Die Not der Deutschen, ihre Mitgift, ist eine Schuld, die nicht getragen werden kann. Man kann nur mit ihr leben, weil die auf Selbsterhaltung angelegte menschliche Natur immer bloss einen Teil dieser Schuld aufnimmt, so wie Wasser nur ein bestimmtes Quantum von Salz aufnimmt. Während ich bei meinen Freunden in London war, musste ich manchmal denken, dass wir – sie und ich – dort existieren, wo es «eigentlich» unmöglich geworden ist, zu existieren: über einem Abgrund von Trauer und über einem Abgrund von Schuld. Aber wir leben, und ich sagte dir: wir haben sogar von Herzen miteinander gelacht. Dass es so ist, nehme ich hin als eine Spiegelung des Urparadoxons: menschliche Existenz. Und ich wage es (immer wieder von dem Schauer ergriffen, der die Augenzeugen eines Wunders heimsucht), ich wage es, auf einen andauernden Dialog zu hoffen, in dem Sympathie Vertrauen bewirkt und Vertrauen Wahrhaftigkeit. Nur sie könnte das wechselseitige «Erkennen» (im biblischen Sinne) stiften, das es Juden und Deutschen vielleicht trotz allem und allem wieder ermöglicht, einander zu lieben.

Während des Eichmann-Prozesses unterhielt ich mich öfter mit der siebzehnjährigen Tochter eines HJ-Kameraden, der kurz vor Kriegsende als Flugzeugführer abgeschossen wurde. Eines Tages fragte mich das Mädchen nach den besonderen Charaktereigenschaften ihres Vaters, mit dem ich befreundet gewesen war. Ich schilderte ihr wahrheitsgemäss das Bild eines humorvollen, hilfsbereiten, ein bisschen faulen und nicht gerade pedantisch ordentlichen, aber durch und durch anständigen Menschen,



der eine besondere Beziehung zu Tieren gehabt hat. «Und war er ein richtiger Nazi?» fragte mich das Mädchen. «Ja», antwortete ich, «er war ein überzeugter Nationalsozialist». – «Aber du sagtest doch, dass er hilfsbereit und durch und durch anständig gewesen sei...»

Für die Jugendlichen, die ihre Eltern heimlich mit der Frage betrachten: «Du warst also ein Nationalsozialist?» ergeben sich hier Widersprüche, über die wir nicht hinweggehen sollten.

Mich stellt dieses Problem vor die folgende Frage: Hätte ich dem Mädchen antworten sollen: Ihr seht die Dinge einseitig. So grauenhaft und abgründig böse, wie es etwa der Eichmann-Prozess zeigt, war der Nationalsozialismus nicht. Er hatte auch gute Tendenzen. Was zum Beispiel deinen Vater und mich unter anderem für ihn einnahm, war, dass er die Volksgemeinschaft verwirklichen wollte, oder dass er uns dazu erzog, Opfer für eine Sache zu bringen, die nicht im Bereich unserer egoistischen Ziele lag.

Vermutlich hätte mir die Tochter meines Kameraden darauf geantwortet: Dann war der Nationalsozialismus also gar nicht so übel, wie wir es in den Schulen und auch sonst überall hören!

Dieses Fazit aus meiner «Richtigstellung» wäre nicht nur eine übereilte und grobe Vereinfachung, sondern würde einem gefährlichen Irrtum die Türe öffnen. Sollte ich also den Widerspruch, der das Mädchen beunruhigt hat, und von dem unsere Unterhaltung ausging, besser auf sich beruhen lassen? Nein, auch das wäre falsch. Es könnte nämlich eines Tages jemand, der im trüben fischen will, zu den jungen Menschen (die noch Kinder waren, als der Krieg zu Ende ging) sagen: Seht euch eure Eltern an. Findet ihr, dass sie Bösewichte oder Dummköpfe sind? Nein, das findet ihr nicht. Ihr wisst doch aber, dass sie Nationalsozialisten waren. Eure Schulen und die sogenannten Massenmedien belehren euch nun seit Jahr und Tag, der Nationalsozialismus sei eine Art Teufelherrschaft gewesen. Ihr habt ihn selbst nicht mehr miterlebt, ihr könnt diese Behauptung also nicht nachprüfen. Aber eure Eltern kennt ihr besser als irgendetwas sonst, und ihr seid überzeugt, dass sie anständige Menschen sind. Glaubt ihr, dass sie freiwillig einer Teufelherrschaft gedient hätten? Etwas stimmt also nicht. Es stimmt nämlich nicht, dass der Nationalsozialismus eine böse Sache war. Dieses Märchen haben euch die Demokraten lange genug aufgetischt. ..

Eine solche Argumentation scheint eine verhängnisvolle Schlüssigkeit zu haben. Man muss also vorbeugen, indem man versucht, den Jungen genauer zu erklären, was sich im «Dritten Reich» abgespielt hat. Der Siebzehnjährigen, von der vorhin die Rede war, habe ich etwa Folgendes gesagt: Dein Vater und ich und unzählige andere Deutsche haben gehofft, dass Hitler unser Volk «retten» würde. Du weisst ja, es bedurfte der «Rettung» aus der wirtschaftlichen Nachkriegsnot und aus einer inneren Unordnung, die wohl noch verheerender war, als sie Frankreich

jetzt während des letzten Jahrzehnts durchleidet. Wir träumten damals von einem starken, unter den Völkern nicht aus Furcht, sondern aus Bewunderung geachteten Deutschland, und diesen Traum versprach Hitler uns zu erfüllen. Träume sind in der Politik etwas Gefährliches. Sie hindern den Träumer daran, zu sehen, was wirklich geschieht. Hitler fachte unseren politischen Sehnsuchtstraum zu einer fanatischen Leidenschaft an. Als ihm das gelungen war, folgten wir ihm blind. «Ihr seid mir verfallen», hat er einmal gesagt. In dieser Verfallenheit hatten wir die Selbständigkeit unseres Gewissens eingebüsst. Wir waren bereit, jedes Opfer für Deutschland zu bringen, und dein Vater hat sein Leben geopfert, aber wir erkannten nicht, dass Hitler unseren Traum vom Reich verfälscht hatte. Er war besessen von wahnsinniger Machtgier, und er riss uns in einen brutalen Eroberungskrieg hinein, an dessen Ende Deutschland aufgehört hatte zu existieren, als politische und als sittliche Grösse.

Dein Vater war ein guter Mensch. Er war in einer Weise gut, wie es viele Menschen in allen Völkern sind. Aber er hatte eine Schwäche, die typisch deutsch ist: er überliess sich romantischen Vorstellungen von der Zukunft Deutschlands und verzichtete darauf, sich politisch genau zu informieren. Nur darum gelang es Hitler, ihn in seinen Fanatismus hineinzureissen. Aber das war die Katastrophe: Selbst ein Mensch mit einem besonders lauterem und gütigen Charakter kann vom Fanatismus dazu verführt werden, Böses zu tun, weil der Fanatiker glaubt, dass der Zweck die Mittel heilige. Er sieht wie verhext nur noch auf ein Ziel und wird blind und taub für alles andere. Das Böse, das an sich gute Leute wie dein Vater getan haben, bestand darin, dass sie sich blind machten für die Leiden, die Hitlers brutale Machtpolitik über seine Feinde – etwa über die Juden oder die Polen – brachte.

Wenn ich versuche, mich in deine Lage zu versetzen, glaube ich zu wissen, was dir an meinem Gespräch mit dem Mädchen, wie überhaupt oft bei der Lektüre meines Berichtes Schwierigkeiten bereitet. Ich muss noch einen letzten, wichtigen Gedanken auf greif en: Viele, die unter dem Nationalsozialismus gelitten haben, schöpfen vielleicht bis heute innere Widerstandskraft gegen die schleichende Vergiftung durch dieses Leid (das ja noch fortwirkt) aus der Deutung Hitlers als einer Inkarnation des Bösen. Nichts ist verständlicher.

Wie oft in der abendländischen Geschichte glaubten Menschen, denen von einem Gewalthaber grausame Leiden auferlegt waren, in ihm den Antichrist zu erblicken. Wird das Leid erträglicher durch solche Schau? Es wird wohl nicht sinnvoller, aber seine seelentötende Sinnwidrigkeit wird vielleicht gemildert, wenn man sich sagt: Solche abgründige Bosheit kann nur ein Werk des Satans sein, der seine Opfer unter den Schuld-

losen sucht. Und so oft die Überlebenden solcher Leidenszeiten zurückblicken auf ihre Toten, nimmt es ihrer Trauer vielleicht ein wenig von der vernichtenden Schrecklichkeit, wenn sie sagen: ihr seid nicht die Opfer einer katastrophischen Verknüpfung sinnloser Zufälle; die Macht, die euch zermalmte, hat sich daran als das schlechthin Böse offenbart, das gegen eine menschlichere Zukunft der Menschheit kämpft. Wenn überhaupt ein Sinn in der Geschichte waltet – und sei er auch noch so verborgen – so wird das Zeugnis eurer Leiden denen als Wegweiser dienen, die den Auftrag haben, um die Erfüllung des Sinnes zu ringen.

Welchen Zweck verfolge ich hier mit diesen Betrachtungen? Wieder muss ich von mir selbst reden, um dir verständlich zu machen, was ich meine: Du hast, während du meinem Bericht folgtest, zur Kenntnis nehmen müssen, dass ich – also jemand, dem du eine durchschnittliche Gutartigkeit des Charakters wohl nicht abstreiten wirst – mit leidenschaftlicher Verehrung an dem Mann hing, in dem du eine Inkarnation des Bösen erblickst. Und du hast weiter gesehen, dass ich in dem von ihm befohlenen Dienst mancherlei getan habe, was wohl – einfach für sich genommen – eher «gut» als «böse» genannt werden muss. Und schliesslich hast du mich – lesend – in Situationen begleitet, in denen ich eine dir an mir fremde und daher erschreckende Herzlosigkeit gezeigt habe.

Warum weise ich dich gerade darauf noch einmal mit solchem Nachdruck hin? Weil ich meine, dass wir hier etwas sehr wichtiges erkennen müssen: Böses und Gutes begegnen uns, wenn wir auf diese Schilderung zurückblicken, in einer schwer entwirrbaren Verzahnung.

Vielleicht ist es die wichtigste und gewiss ist es die schrecklichste Erkenntnis, die uns die letzten Jahrzehnte aufgenötigt haben: Wir können nicht mehr reinlich unterscheiden zwischen Bösen und Guten. Unter den Menschen, die sich als Vollstrecker der «Endlösung der Judenfrage» zur routinemässigen «Abwicklung» unsäglicher Greuelthaten missbrauchen liessen, gab es nachweislich rührende Familienväter, die in ihrer Freizeit Blumen pflegten und eine besondere Fürsorglichkeit gegenüber Tieren besaßen.

Der Leiter der «Zentralen Stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen», ein hoher bundesrepublikanischer Justizbeamter, sagte kürzlich in einem Presseinterview Folgendes über die Männer, gegen die seine Dienststelle Anklage erhoben hat (es handelt sich ausnahmslos um Mord und andere schwerste Gewaltverbrechen): «Vor Gericht stehen sorgfältig gekleidete Familienväter, harmlos scheinende Bürger, meist in guten Verhältnissen lebend und von ihren Nachbarn geachtet.

Es scheinen völlig normale Menschen zu sein, die so ganz anders aussehen und sich verhalten als gemeine Mörder.»

Oder erinnere dich an gewisse Berichte über den Spanischen Bürgerkrieg: dort haben Söhne der vornehmsten Familien des Landes, die sich ohne Heuchelei Verteidiger der christlichen Kultur nannten, abgründige Scheusslichkeiten verübt. (Von den Greueln der anderen Seite soll in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein.) Was ich an mir selbst gelernt habe, und was wir wohl alle lernen sollten, auch diejenigen unter uns, denen die Nötigung zu solcher Selbsterkenntnis nicht aufgelegt wurde, ist: Die Grenze zwischen Bösem und Gutem kann mitten durch uns hindurch verlaufen, ohne dass wir es merken. Keiner von uns – auch nicht der Kultivierteste, Sensibelste, Gebildetste, ja, nicht einmal der Fromme – darf sich unter allen Umständen davon gefeit fühlen, dass auch er zum blinden und kaltherzigen Diener des Bösen werden könnte. Ich möchte mit dieser Behauptung all jene nicht kränken, die sich während des Dritten Reiches freihalten konnten von jeder Art Partnerschaft mit der bösen Macht. Wir wissen von manchen, die ihr Leben geopfert haben, weil sie nicht in die Schuld verstrickt werden wollten. Und viele – Gott sei Dank: Viele! haben sich reine Hände bewahren können, ohne dass dieses letzte Opfer von ihnen verlangt wurde, dennoch haben auch sie schwere Opfer bringen müssen.

Vielleicht ist es für diese Schuldlosen nicht einfach zu verstehen, was ich meine. Das tödliche Entsetzen hat sie nie bis ins Mark hinein erschauern lassen vor der Gewissheit: Auch du! Auch du selbst, der du doch die Schönheit zu lieben glaubst, gern den Armen und Schwachen Gutes erweisen möchtest, dich bemüht, ein zuverlässiger Freund zu sein ... auch du hättest das Zeug zum Mörder! Du hast gelernt, über die halbverhungerten polnischen Kinder hinwegzusehen wie über Baumstümpfe, und du hast es dir nicht einmal erlaubt, beim Blick in die Ghettos Grauen zu empfinden. Genau das ist die Verhaltensweise des latenten «Mörders aus Weltanschauung». Wenn man das einmal erfahren hat, zittert man um die Gutheit der guten Menschen überall in der Welt. Nicht nur im eigenen Volk. Gibt es – so fragt man sich – eine Garantie dafür, dass das Böse niemals Macht über sie gewinnen wird. Und worin läge diese Garantie?

Ich habe dich nicht auf den KZ-Kommandanten hingewiesen, der in seinem Privatleben ein Freund der Kinder, der Tiere und der Blumen war, weil ich etwa dachte, dass die Nachtseite seiner schauerlichen Existenz durch diese freundlichen Züge aufgehellt würde. Und ich meine auch nicht, dass es mich entlastet, wenn ich dartue, dass die Natur mir einen gesunden Verstand, Sinn für menschliche Qualität, Freude an der Musik

usw. geschenkt hat. Meine Herzlosigkeit gegenüber den polnischen Kindern wird nicht dadurch gemildert, dass ich damals lyrische Gedichte über – sagen wir – eine Mondnacht geschrieben habe. Im Gegenteil!

Verstehst du, was ich damit ausdrücken will? Das Unheimliche lag eben darin, dass nicht Gangster und Rohlinge, sondern gutartige, mit Gaben des Geistes und der Seele ausgestattete Menschen sich verführen liessen, dem abgründig Bösen zuzustimmen und ihm zu dienen.

Das ist es, was ich jedem guten Menschen sagen möchte. Nicht mit dem Hintergedanken: Deine Gutheit steht auf genauso tönernen Füßen wie die meine stand. Ich möchte ihn beschwören: sei wachsam, sei wachsam! Lass dich warnen. Es gibt nirgends etwas Gutes – und schein es noch so verehrungswürdig – dem man mit Mitteln des Bösen (der Lieblosigkeit) dienen dürfte.

Vor ein paar Wochen schrieb mir jemand, der unter den Jugendführern des «Dritten Reiches» ganz oben gestanden hat: Überlasse es der Nachwelt, Stellung zu nehmen, zu dem was war. Wir sind noch zu nahe an den Ereignissen, um sachlich urteilen zu können. Dieser Standpunkt hat etwas Bestechendes. Aber ich glaube, dass er falsch ist. Wenn auch nur ein Funke Hoffnung besteht, dass Einzelne und Völker aus der Geschichte lernen, so sind es nicht die Dissertationsarbeiten der Historiker, von denen in fünfzig oder mehr Jahren lehrreiche Anstöße ausgehen werden, umso weniger, je schneller die Zeit wird. Diejenigen, die dabei waren und die sich um Abstand und kritische Wertung bemüht haben, müssen jetzt reden. Sie müssen auf die erkannten Fehler und ihre Ursachen hinweisen, auf Irrtum und auf Schuldverstrickung. Auch wenn es ihnen noch nicht gelingt, die Emotion, die solches Rückschauen und Denken begleitet, so zu beherrschen, dass der Ton abgeklärter Sachlichkeit stets gewahrt bleibt.

Für jeden, der einmal in seiner politischen Orientierung so folgenschwer geirrt hat, wie ich geirrt habe, bedeutet Urteilen – im Sinne meiner hier angestellten Betrachtungen – ein Wagnis. Kürzlich wurde ich gefragt, ob mir noch niemals der Gedanke gekommen sei, dass ich in meinem Urteil vielleicht abermals irre und also womöglich zu späterem Widerruf genötigt sein könnte. Ich habe geantwortet: Niemand ist zu irgendeinem Zeitpunkt gegen politische Irrtümer gefeit, aber es gibt überall da, wo es sich um das Zusammenleben von Menschen handelt, und in diesen Bereich gehört auch die Politik, ein einfaches Gebot und mit ihm einen Massstab: die menschliche Güte. Wo kaltherzig gegen sie gesündigt wird, wird «falsche» Politik gemacht. Wer Kriege nicht mit einem äussersten Aufwand zu verhindern trachtet, wer Gesinnungsgegner nur ihrer Gesinnung wegen einsperrt, oder auf andere Weise quält, wer aus Machtlust oder leichtfertig Leid über Angehörige des eigenen Volkes

oder anderer Völker bringt, der mag eine noch so bestechende politische Idee verfechten, ich werde künftig immer sein Gegner sein.

Was ich dir auf den letzten Seiten geschrieben habe, erhebt nicht den Anspruch, eine vollständige Analyse des Nationalsozialismus zu geben. Sie soll in der Tat den Historikern überlassen bleiben, und sie wird gewiss in dreissig Jahren präziser gefasst werden können als heute oder in zehn Jahren.

Wer wollte das bestreiten? Ich gewiss nicht. Trotzdem schmerzt es mich, zu sehen, wie manche meiner alten Gefährten, an deren moralischer Integrität ich nicht zweifle, sich hinter diese Bastion: «Die Nachwelt mag urteilen» zurückziehen. Das verführerische Argument, dass der Zeitgenosse niemals zu einem objektiven Urteil gelangen könne, beruhigt sie vor sich selbst, wenn sie die Mühe scheuen, sich ohne Rückhalt in die Auseinandersetzung zu wagen.

Während ich dir schrieb, erfüllte mich die Sorge, jene Motive, die mich zum Schreiben nötigen, könnten vielleicht, ohne dass ich es selbst merke, nicht frei von Rechtfertigungsbedürfnis sein. Auseinandersetzungen dieser Art stürzen den Menschen in einen schizophrenen Zustand: Während er sich in aufrichtiger Reue anklagt, hört er plötzlich eine Stimme, die ihm sagt: Das alles ist doch Unsinn, schliesslich hast du dein Bestes getan; sieh dich in der Welt um: Der Kampf um die Macht führt überall zu Enthumanisierung.

Solltest du während des Lesens hin und wieder empfunden haben, dass ein Impuls zur Rechtfertigung sich eingeschlichen hat, so bitte ich dich zu bedenken: ich habe versucht, dir einen langjährigen und mühsamen Prozess innerer Neuorientierung zu schildern. In einer solchen Entwicklung gibt es Fortschritt und Rückfall und abermals Fortschritt. Vielleicht ist dieser Bericht selbst ein letzter Bestandteil des Prozesses, vielleicht findest du, dass es Bereiche gibt, in die ich tiefer hineinleuchten müsste, um zu erkennen: hier ist die neue Orientierung noch nicht voll gelungen. Ich halte es für möglich, dass der Prozess, von dem die Rede war, noch fortgesetzt werden muss. Aber lass mich noch einmal versichern: Der Gedanke, ich könnte (bewusst oder unbewusst) versucht haben, mich vor dir zu rechtfertigen, beschämt mich tief.

Für diesen Bericht wurde die Briefform gewählt, weil sie es in einer lebendigeren Darstellungsweise ermöglicht, die Tatsachen der Vergangenheit aus der doppelten Perspektive von damals und von heute zu betrachten. Der Brief ist jedoch nicht fingiert.

Einige der erwähnten Namen sind geändert worden. Alle anderen Angaben entsprechen dem, was das Gedächtnis der Briefschreiberin aufbewahrt hat.